UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Meyers Klassiker-Ausgaben

Goethes Werke

Goethes Werke

Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter

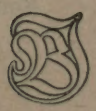
herausgegeben von

Prof. Dr. Karl Heinemann

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Fünfzehnter Band

Bearbeitet von Dr. Robert Weber und Prof. Dr. Karl Heinemann



1700 27.
20.3.2

Bibliographisches Institut · Leipzig und Wien

PT
1891
C00
Bd. 15

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Zweiter
Römischer Aufenthalt

vom Juni 1787 bis April 1788.

„Longa sit huic aetas dominaeque potentia terrae,
Sitque sub hac oriens occiduusque dies.“ [1]

Bearbeitet von Dr. Robert Weber.

---

[1] „Langes Leben sei ihr beschieden und Macht zur Herrschaft über die Welt, und untertan sei ihr die aufgehende und untergehende Sonne.“ (Schlußverse aus dem Gebete des Romulus bei der Gründung der Stadt Rom in Ovids „Fasten“, Buch IV, V. 831 f.)

Einleitung des Herausgebers.

Der „Zweite Römische Aufenthalt" bildet zwar die unmittelbare Fortsetzung der „Italienischen Reise", ist aber ein Werk für sich durch den besonderen Titel, den ihm Goethe gegeben hat, durch den von der „Italienischen Reise" verschiedenen Charakter und durch die spätere Abfassungszeit. „Meine gedruckte ‚Italienische Reise'", äußerte Goethe gegen Eckermann, „habe ich, wie Sie wissen, ganz aus Briefen redigiert. Die Briefe aber, die ich während meines zweiten Aufenthalts in Rom geschrieben, sind nicht derart, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; sie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine weimarischen Verhältnisse, und zeigen zu wenig von meinem italienischen Leben. Aber es finden sich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen innern Zustand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, solche Stellen auszuziehen und einzeln übereinander zu setzen, und sie so meiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird." So entstanden die „Korrespondenzen" der einzelnen Monate. Ihnen liegen Briefe an Herder und an Frau von Stein zu Grunde. Diese sind uns in ihrer Originalform leider nicht erhalten; Goethe hat nach der Redaktion diese Materialien verbrannt, und nur wenige Blätter sind der Vernichtung entgangen. Zur Ergänzung dieser Briefstellen schrieb er die zusammenhängenden Monatsberichte, die manches in den Briefen nur Angedeutete erklären und weiter ausführen sollten. Wo das Gedächtnis versagte, wurde der alte Reiseführer, Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten über Italien", zu Rate gezogen, ferner die eigenen Kunstsammlungen und Kupferwerke eingesehen. Dazu fügte Goethe nach Art der Redaktion seiner „Wanderjahre" allerhand füllendes Material ein, wie die Tischbeinschen Briefe aus Neapel, die „Störenden Naturbetrachtungen", eingeleitet durch einige Ausführungen über die Urpflanze, die der „Italienischen Reise" entnommen waren, um die

„so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen", einen kurzen Aufsatz Heinrich Meyers über Fackelbeleuchtung von Statuen, einen französischen Brief von einem dankbaren Leser seines „Werther", Ausführungen über den Archäologen Aloys Hirt, dessen Name unter den römischen Gefährten in der „Italienischen Reise" nicht genannt worden war, den Abschnitt „Moritz als Etymolog" und aus dessen Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen" ein aus der Mitte herausgenommenes, bedeutungsvolles Stück, endlich die „Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier", die, in der „Italienischen Reise" übergangen, nun um ein Jahr zu spät angesetzt ist. Von früheren Veröffentlichungen wurde der Aufsatz: „Über Christus und die zwölf Apostel, nach Raffael von Marc Anton gestochen u. s. w.", aus Wielands „Merkur" vom Jahre 1789 wieder aufgenommen und ferner „Das römische Karneval", das 1789 zuerst als besondere Schrift mit Bildertafeln erschienen war, dem Januarbericht des Jahres 1788 eingefügt. „Philipp Neri, der humoristische Heilige", schon im Jahre 1810 in Angriff genommen, wurde zum Abschluß gebracht und ohne innere Begründung dem Dezemberbericht angeschlossen. Zeigt so die Komposition des Werkes ein lockeres Gefüge gegenüber der stetig fortschreitenden Darstellung in der „Italienischen Reise", so verrät doch die volle gestaltende Kraft des Meisters die herrliche Novelle von der schönen Mailänderin, die in wohlberechneter Absicht auf mehrere Monatsberichte verteilt ist, sowie der feierliche Abschluß in der ergreifenden Schilderung jener Mondnacht, als der Dichter gleich dem verbannten Ovid Abschied nahm von Rom, das er nicht wiedersehen sollte.

Wohl hatte Goethe die Absicht, sofort nach der Beendigung des zweiten Bändchens der „Italienischen Reise" seinen zweiten Aufenthalt in Rom zu schildern. Nach seiner oft beobachteten Gepflogenheit setzte er mit dem Schlusse ein; denn unter dem 31. August 1817 ist in seinen „Tagebüchern" notiert: „Abreise von Rom im Mai 1788"; doch blieb der Vorsatz unausgeführt. Die jetzt veröffentlichten Tagebücher geben uns einen genauen Einblick in den Fortgang der Arbeit. Erst im August 1819 wurden die „Römischen Vergangenheiten" wieder wach und die „Briefe aus Rom von 1788" durchgelesen. Nach rückwärts schreitend, behandelte der Dichter die Ankunft der „Statue von Colombrano" aus Neapel, die jetzt im Aprilbericht 1788 erzählt ist. Im Februar 1820 wurde mit Hofrat Meyer „das Schema des zweiten

Römischen Aufenthalts besprochen", und die „Tag- und Jahreshefte" vom Jahre 1820 berichten: „Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der ‚Italienischen Reise' einen notwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt, die Kampagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln." So geriet die Arbeit abermals ins Stocken und wurde nun erst 1828 wieder energisch in Angriff genommen. Am 6. April 1828 wurde der „August-Monat" diktiert, am 7. April der „September", am 10. April der „Römische Aufenthalt bis gegen das Ende". Bis in den Mai wird weiter daran gearbeitet. Abermals tritt eine Pause ein, und erst zum 18. Februar 1829 vermelden die „Tagebücher": „Nahm die italienische Reise vor", worauf das Werk ohne Unterbrechung zu Ende geführt wurde. Am 24. Februar sandte Goethe „das artige Liebesgeschichtchen", die Novelle von der Mailänderin, an Riemer, am 10. März wurden die „Tischbeinischen Briefe zum Abdruck diktiert", am 1. April Riemer um die Übersetzung der Ovidischen Verse ersucht, wie dieser Goethe auch am 27. April das antike Datum auf dem Diplom der „Arkadia" deuten mußte für die „Aufnahme in die Arkadia"; der „Philipp Neri" beschäftigte Goethe vom Mai bis Juli, der Aufsatz über die Raffaelschen Apostel wurde am 9. Juni eingefügt, die „Abschrift einiger Blätter aus Moritzens Heft über die bildende Nachahmung des Schönen" am 17. August besorgt. So ward bald am Anfang, bald am Ende und in der Mitte gearbeitet und vor- und rückwärts die Ergänzung vorgenommen. Heinrich Meyer, Riemer und Eckermann fungierten als Berater und Mitredaktoren, ebenso Göttling in Jena, der im Jahre 1828 Italien und Sizilien bereist hatte, John und Schuchardt als Schreiber. Am 19. August und 4. September 1829 konnten die beiden Hälften des Manuskripts zum Druck nach Augsburg abgehen.

Am 2. September 1829 kündigte Goethe das Werk Boisserée an: „Etwas ähnliches (wie die ‚Wanderjahre'), obgleich zerstückter und nur durch Ort und Tagesreihe verbunden, wird Ihnen im 29. Bande der nächsten Sendung vor die Augen treten; die innern und äußern Ereignisse meines zweiten Aufenthaltes in Rom werden hier aufgezählt, und das Ganze erhält vielleicht nur dadurch eine Einheit, daß es aus einer Individualität, obgleich in sehr verschiedenen Jahren, lange gehegt, auch wohl jahrelang beseitigt, endlich hervorgetreten."

Wie auf die „Italienische Reise" so antwortete auch auf diesen Abschlußband Sulpiz Boisserée in enthusiastischer Weise: „Den tiefsten

Eindruck aber bringt das Buch durch das überaus redliche, eifrige, ja leidenschaftliche Streben nach künstlerischer Ausbildung hervor, welches Ihr ganzes Leben in Rom beherrschte. Da sieht man, was wahrer Ernst und innerer Trieb ist; man erwärmt sich daran wie an der Sonne."

Doch am meisten erfreute den Dichter die gehaltvolle Anzeige, die seinem Werke durch Wilhelm v. Humboldt zu teil wurde, der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Rom innig mit dem dortigen Leben vertraut, in verständnisvoller Weise die Summe der Goethischen Existenz in Rom zu ziehen suchte, indem er auf die solidarische Einheit des Naturforschers und Dichters Goethe hinwies. „Wie schön und herrlich ist es nun", schrieb Goethe an ihn, „daß Sie auf jenen glücklichen Boden Ihre letzten Darstellungen gründen, daß Sie mich und meine Bestrebungen in jener operosen Zeit zu entziffern, und was daran zufällig, ermangelnd eines Zusammenhangs, einer Folge scheinen möchte, auf eine geistige Notwendigkeit, auf individuelle charakteristische Verknüpfungen, aufmerksam und liebevoll, zurückführen mochten."

Daß Goethe ursprünglich die Absicht hatte, auch seine Rückreise zu behandeln, deutet er in der „Kampagne in Frankreich" an: „Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien ... In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, sie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet; möchten sie nun auch nächstens den längern Aufenthalt daselbst mit Neigung teilen und von dort mich wieder zurückbegleiten, da sich alsdann manches Problem faßlicher auflösen wird." Er hat den Plan nicht ausgeführt.

Juni.

Korrespondenz.

Rom, den 8. Juni 1787.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Fronleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein; nicht sowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturszene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowohl das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch hie und da durch abgeschmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, sondern die Anschauung der Teppiche nach Raffaels Kartonen[1] hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichsten, die ihm am gewissesten ihren Ursprung verdanken, sind zusammen ausgebreitet, andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene, schließen sich nicht unwürdig an und bedecken die grenzenlosen Räume.

---

[1] Diese Teppiche pflegten zu Fronleichnam in den Kolonnaden der Peterskirche ausgehängt zu werden. Sie enthalten Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Apostel und waren ursprünglich bestimmt für den unteren bilderlosen Teil der Sixtinischen Kapelle. Sie sind jetzt ausgestellt in der Galleria degli Arazzi im Vatikan, während sich die Raffaelschen Originalkartons zum größten Teil im South-Kensington-Museum zu London befinden. Vgl. „Nachtrag. Päpstliche Teppiche", unten, S. 24 ff.

Rom, den 16. Juni.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden, was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli[1] und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen[2] und dem ganzen Komplex der Landschaft zu denen Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht.

Am letzten Posttage habe ich versäumt zu schreiben. In Tivoli war ich sehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert[3] draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr komplizierter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er tat mir halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben[4]. Ich sehe auch wohl, was und wie man studieren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an, mir lieb zu werden; bisher hab' ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Ähnlichkeit hatten, die ich in der Jugend

---

[1] Dem alten Tibur, nordöstlich von Rom, an den großen Wasserfällen des Anio. — [2] Der beiden antiken Tempel, des „Sibyllentempels", eines Rundbaues korinthischer Ordnung, und des „Tempels des Tiburtus", eines viereckigen Baues mit ionischen Säulen über den großen Kaskaden, und der „Mäcenas-Villa" über den kleinen Kaskaden. — [3] Der Landschaftsmaler Philipp Hackert hielt sich seit 1782 in Neapel auf und war damals nur vorübergehend in Rom. — [4] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 234.

sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich's nie so innig sein als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe Verschiedenes bezüglich auf Kunst und Nachahmung bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniel v. Volterra[1] im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollen es für tausend Scudi[2] hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelika durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm und später Tischbein die ihm kontraktmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung[3] vorstellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden[4].

Rom, den 20. Juni.

Nun hab' ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andre Art. Jetzt, wenn ich scheide, werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sei es denn eine Weile genug.

Der Herkules Farnese ist fort, ich habe ihn noch auf seinen echten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wiedergab[5]. Nun begreift man nicht, wie man die ersten von Porta hat so lange gut finden können. Es ist nun eins der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles, was er von Kunstsachen besitzt, das Herkulanische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze farnesische Erbschaft ver-

---

[1] Daniele Ricciarelli (1509—66), nach seinem Geburtsort Volterra genannt, Schüler Sodbomas und Michelangelos. — [2] Ein Scudo ist soviel wie 4¼ Mark. — [3] Gerade diesen Stoff hat Volterra wiederholt behandelt sowie den verwandten der Kreuzabnahme, der auch in seinem Hauptwerk, dem berühmten Freskobilde in Santa Trinità de' Monti, dargestellt ist. Das oben erwähnte Bild gelangte in die Vatikanische Sammlung. — [4] In Goethes Kunstsammlungen. — [5] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 184 f.

einigt aufgestellt werden sollen[1]. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese[2] soll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie die Carraccische Galerie[3] aus dem Palaste mitnehmen, sie täten's auch.

Rom, den 27. Juni.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna[4], wo Poussins[5], Claudes, Salvator Rosas[6] Arbeiten zusammen hängen. Er sagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über diese Bilder, er hat einige davon kopiert und die andern recht aus dem Fundament studiert. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Galerie eben dieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles, was er mir sagte, hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehn und wieder finden und lesen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage, jetzt, da das Alter kommt,

---

[1] Dieser Plan kam jedoch erst im Jahre 1790 zur Ausführung, und dann ohne Hackerts Hilfe. Das alte „Studiengebäude", ehedem Reiterkaserne und Universität, wurde zum Museo Reale Borbonico umgebaut, seit 1860 das Museo Nazionale genannt. — [2] „Der Farnesische Stier", jene kolossale Marmorgruppe rhodischer Bildhauerei, erhalten in einer römischen Kopie nach dem Originalwerk des Apollonios und Tauriskos von Tralles. Es stellt dar, wie zwei Jünglinge, Zethos und Amphion, ihre böse Stiefmutter Dirke an die Hörner eines wilden Stieres binden. Das Werk wurde unter Paul III. Farnese (1534—49) in den Caracallathermen gefunden. Es stand in Rom im zweiten Hof des Palazzo Farnese und in Neapel zunächst in den öffentlichen Anlagen der Villa Nazionale, bis es im Museo Borbonico untergebracht wurde. — [3] Mythologische Darstellungen al fresco von Annibale Carracci und seinen Schülern im ersten Stockwerk des Palazzo Farnese. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 158. — [4] Im Palazzo Colonna an der Via Nazionale. — [5] Bilder von Nicolas Poussin (1594—1665), dem Schöpfer der heroischen Landschaft, und vor allem von seinem Schwager und Schüler Gaspard Poussin, eigentlich Dughet genannt (1613—75), dessen zwölf Temperalandschaften den Hauptschatz der Galleria Colonna bilden. — [6] Bilder von Claude Gelée, dem Lothringer (1600—82), und Salvator Rosa (1615—73), dem neapolitanischen Landschafter und Schlachtenmaler.

will ich wenigstens das Erreichbare erreichen und das Tunliche tun, da ich so lange verdient und unverdient das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den Menschen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit, ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tischbein ist sehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen solchen Zustand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von diesem auch wunderbaren Menschen. Mein Porträt wird glücklich, es gleicht sehr, und der Gedanke gefällt jedermann[1]; Angelika malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir[2].

Rom, den 30. Juni.

Das große Fest St. Peter und Paul ist endlich auch herangekommen; gestern haben wir die Erleuchtung der Kuppel[3] und das Feuerwerk vom Kastell[4] gesehn. Die Erleuchtung ist ein Anblick wie ein ungeheures Märchen, man traut seinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht wie sonst bei und mit den Sachen sehe, was nicht da ist, so müssen mir so große Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll. Ich habe auf meiner Reise etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieses darf allerdings unter den ersten stehn. Die schöne Form der Kolonnade[5], der Kirche und besonders der Kuppel, erst in einem feurigen Umrisse und, wenn die Stunde vorbei ist, in einer glühenden Masse zu sehn, ist einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in diesem Augenblick nur zum Gerüste dient, so wird man wohl begreifen, daß etwas Ähnliches in der Welt nicht sein kann. Der Himmel war rein und hell,

---

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 175 und 198. — [2] Das bekannte mädchenhafte Bild Goethes, ehedem im Besitz von Goethes Schwiegertochter, jetzt im Gelben oder Juppiter-Zimmer des Goethe-Hauses zu Weimar aufgehängt. — [3] Der Peterskirche. — [4] Vom Castello San Angelo, der Engelsburg, dem zum Fort umgebauten Grabmal Hadrians. Von hier aus wurde das Feuerwerk abgebrannt. — [5] Der großartigen Kolonnaden Berninis um den Petersplatz vor der Kirche, bestehend aus vier Säulenreihen dorischen Stils.

der Mond schien und dämpfte das Feuer der Lampen[1] zum angenehmen Schein, zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Glut gesetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöscht. Das Feuerwerk ist wegen des Ortes schön, doch lange nicht verhältnismäßig zur Erleuchtung. Heute abend sehen wir beides noch einmal.

Auch das ist vorüber. Es war ein schöner klarer Himmel und der Mond voll, dadurch ward die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Märchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen sollte, wie mir auch wieder alles diesen Monat hier geglückt ist, ja, wie mir alles auf einem Teller ist präsentiert worden, was ich nur gewünscht habe. Ich habe ein schönes Quartier[2], gute Hausleute[3]. Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Studium[4], einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug, ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur ein Rom in der

---

[1] Bestehend aus Papierlaternen an der Fassade und Kuppel der Kirche. — [2] Dasselbe wie im ersten Aufenthalt in Rom, auf dem Korso Nr. 18, im ersten Stockwerk der Casa Moscatelli; vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 154. — [3] Den Kutscher Sante Serafino Collina und seine Frau Piera Giovanna de Rossi. — [4] Nach dem italienischen „il studio", das Studierzimmer, das Atelier.

Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten teilen kann. Der Himmel ist jetzt herrlich heiter, so daß Rom nur morgens und abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Castello[1], Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, ist eine immer heitre reine Luft. Da ist eine Natur zu studieren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mitteilungen den damaligen Zuständen, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigentümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen anfange, so find' ich auch Freundesbriefe mir unter der Hand, welche hiezu noch vorzüglicher dienen möchten. Deshalb ich denn solche briefliche Dokumente hie und da einzuschalten mich entschließe und hier sogleich damit beginne, von dem aus Rom scheidenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaftesten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vorteil, den Leſer sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Charakter des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt, und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen mochte, doch immer so in seinem Bestreben als in seinem Leisten ein dankbares Erinnern verdient[2].

Tischbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns[3]; in Velletri speisten

[1] Castel Gandolfo, am Albaner See. — [2] Tischbein starb den 26. Juni 1829, ehe der „Zweite Römische Aufenthalt" ausgegeben wurde. Die Redaktion der Tischbeinschen Briefe fällt jedoch bereits in den März des Jahres 1829. Sie wurden von Goethe nach Orthographie, Grammatik und Stil verbessert. — [3] Außer den Gebrüdern Hackert war noch der Cavaliere Venuti aus Neapel dabei.

wir bei Kardinal Borgia und besahen dessen Museum[1] zu meinem besondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im ersten Mal übergangen hatte. Um drei Uhr nachmittags reisten wir wieder ab durch die Pontinischen Sümpfe, die mir dieses Mal auch viel besser gefielen als im Winter[2], weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine anmutige Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Post wechselt[3]. Während der Zeit aber, als die Postillons alle Beredsamkeit anwendeten, uns Geld abzunötigen, fand ein mutiger Schimmelhengst Gelegenheit, sich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein schneeweißes schönes Pferd von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, hackte mit den Vorderfüßen nach dem, der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß alles aus Furcht beiseite trat. Nun sprang er übern Graben und galoppierte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in freier Bewegung war so schön, daß alles ausrief: „Che bellezze! che bellezze!“[4] Dann lief er nah' an einem andern Graben hin und wieder und suchte eine schmale Stelle, um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm, hinüberzuspringen, und nun setzte er unter die Stuten, die ruhig graseten. Die erschraken vor seiner Wildheit und seinem Geschrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte.

Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese, von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo

---

[1] Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 203. Der Kardinal Borgia pflegte zur Villeggiatur in Velletri bei seinem Bruder, dem Malteserritter, zu wohnen, in dessen Haus sich das Familienkabinett der Borgias befand. — [2] Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 204. — [3] In Posta di Mesa; vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 204 f. — [4] „Wie schön! Wie schön!“

der weiße Hengst immer drunter herumsprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Herde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es sauste die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überhinflog. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppierte, bald in einem Klump, bald geteilt, jetzt zerstreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen aufstieg, verlosch das Licht unsrer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher, bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig wegen der Furcht, welche ihnen der Marchese Luccheſini[1] eingejagt hatte; sie gaben uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens und indessen man den Paß an die letzte römische Wache[2] vorzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spazieren und erblickte den größten Effekt: der dunkle Fels, vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben auf der Zinne des Berges im dämmernden Blau lagen die Trümmer von Genserichs zerfallener Burg[3]; sie machte mich an vergangene Zeiten denken, ich fühlte des unglücklichen

[1] Girolamo Luccheſini (1752—1825), preußischer Staatsmann, mit dem Goethe Anfang Juni noch in Neapel zusammengetroffen war, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 382 f. Das Vorkommnis, von dem sich die Furcht der Postillone herschrieb, ist unbekannt. — [2] Vor dem Verlassen des Kirchenstaates und dem Eintritt in das neapolitanische Gebiet. — [3] Vielmehr des Ostgotenkönigs Theoderich, um 500 erbaut, auf der höchsten vorspringenden Spitze des Vorgebirges von Terracina.

Konradins[1] Sehnsucht, sich zu retten, wie des Cicero[2] und des Marius[3], die sich alle in dieser Gegend geängstigt hatten.

Schön war es nun fernerhin an dem Berg, zwischen den großen herabgerollten Felsenklumpen am Saume des Meers im Mondenlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Zitronenwälder vermißte man, sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrotbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt[4], wo die vielen Überbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden sein[5], eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an den erfreulichen Meerbusen zu Molo di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück, das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano[6], wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert, denn er eilte nach Caserta, und wir gingen abwärts von der Straße herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagsessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wär' ein Glück, wenn man das Übrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer

[1] Der nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo in dieser Gegend gefangen wurde (1268). — [2] Der auf die Nachricht von seiner Ächtung von seinem Landgute bei Formiä ans Meer fliehen wollte, aber hier von seinen Häschern erreicht und getötet wurde (43 v. Chr.). — [3] Der auf der Flucht vor Sulla sich in den Sümpfen von Minturnä verbarg und hier gefangen wurde (88 v. Chr.). — [4] Des alten Formiae. Der ganze Küstenstrich war in römischer Zeit von Villenanlagen bedeckt. Vgl. Goethes Schilderung dieser Gegend in der „Italienischen Reise", Bd. 14, S. 206 ff. — [5] Ein mächtiger, runder Turm, auch heute noch das Grabmal Ciceros genannt. — [6] Der gleichnamige Fluß ist der Liris der Alten.

angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig sein mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder aufs neue ein Tisch bereitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders vieles durch Meerinsekten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches: ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit, daß die beiden Herden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik; der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief, daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah' ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah, und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelassen hatten, es war schon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unsres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein andres an die Stelle zu nehmen. Da aber dieses geschehen war und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nah' bei Neapel und konnten doch unsre Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab' ich nun alle unsre Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, dasselbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause[1]; vorgestern war ich mit

[1] Im Palast Francavilla, in dem ihm der König einen Flügel eingeräumt hatte; vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 211.

Ritter Hamilton zu Pausilipo auf seinem Lusthause. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere, das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach vieles mit ihm, sowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meer spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich, so viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde, damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie Mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelika und Reifenstein.

N. S. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum[1].

Gestern hätt' ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärmen, eine solche Volksmenge, die nur da war, um Eßwaren einzukaufen, hab' ich in meinem Leben nicht gesehen; aber auch so viele dieser Eßwaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 500,000 Menschen im Schmausen begriffen sind und das auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefressen ist worden, daß ich erstaunt bin; ein sündiger Überfluß war da. Kniep saß auch dabei und übernahm sich so, von allen den leckern Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es

[1] Der Brief stammt aus der Weihnachtszeit und war von Goethe benutzt worden in dem „Merkur"-Aufsatz „Lebensgenuß des Volkes in und um Neapel"; vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 380 f.

nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sizilien gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld, teils aus Übelbefinden, teils aus Vorsatz, gefastet und so gut als gehungert[1].

Heute ist schon alles aufgefressen worden, was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sei die Straße wieder so voll, als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo man den Überfluß zeigen will. Die Boutiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaren, die sogar über die Straße in Girlanden hinüberhängen, die Würstchen zum Teil vergoldet und mit roten Bändern gebunden; die welschen Hahnen haben alle eine rote Fahne im Hintern stecken, deren sind gestern dreißigtausend verkauft worden, dazu rechne man die, welche die Leute im Hause fett machen. Die Zahl der Esel mit Kapaunen beladen sowie der andern mit kleinen Pomeranzen belastet, die großen auf dem Pflaster aufgeschütteten Haufen solcher Goldfrüchte erschreckten einen. Aber am schönsten möchten doch die Boutiquen sein, wo grüne Sachen verkauft werden, und die, wo Rosinentrauben, Feigen und Melonen aufgesetzt sind: alles so zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen gibt für alle Sinne.

Später, ohne Datum[2].

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der „Herkules“[3], wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff, welches die Korallenfischer begleitete. Die Türken sahen dieses christliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen, aber sie fanden sich betrogen; denn die Christen waren stärker, und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet; von den Christen ist kein einziger geblieben, die Madonne hat sie beschützt.

---

[1] Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 257 und 354. — [2] Der Brief stammt vom 21. Juli 1787. — [3] D. h. das Schiff, auf dem der Farnesische Herkules von Rom nach Neapel gebracht wurde.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig, die vielen Tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beschauen, besonders die Mohrin. Es fanden sich verschiedene Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Kapitän will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Hart, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin sah, fing sie auch an zu weinen; die Miß wollte sie kaufen, der Kapitän aber hartnäckig sie nicht hergeben. Jetzo sind sie nicht mehr hier; die Zeichnung besagt das Weitere[1].

Nachtrag.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabströmende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Fronleichnamstag aufgehängt, uns an Raffael, seine Schüler, seine Zeit auf das glänzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit stehendem Zettel[2], Hautelisse genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei oder auf sonst eine Weise fertig gemacht und sodann durch besonders gearbeitete Zwischenstücke zusam-

[1] Diese Zeichnung Tischbeins sandte Goethe am 28. Juli 1787 mit Tischbeins Brief und einem erklärenden Zettel an Frau von Stein. Danach waren dargestellt drei gefangene Türken, der Schiffskapitän, der den Schmuck der Mohrin vorzeigt, die Mohrin sitzend und im vordern Kahn „die schöne Christin", Miß Hart, weinend, „ihre Gesellschaft", Ritter Hamilton, und ein Ruderer. — [2] Den vertikalen Fäden eines Gewebes, auch „Aufzug" genannt.

mengesetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorstühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Ähnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammengesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Lot und die Zinnstäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare chinesische Teppiche, auf gleiche Weise gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch orientalische Muster veranlaßt, hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts diese kunstreiche Technik schon aufs höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommenen, in byzantinischem Sinne gemodelten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem, besonders auch ästhetischem Sinn freie Geist Leo X.[1] mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf seine Veranlassung fertigte Raffael die Kartone: glücklicherweise solche Gegenstände, welche Christi Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabter Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Fronleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen, hier machten sie Kolonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes uns entschieden vor Augen stellen und uns das glücklichste Beispiel geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raffaelischen Kartone, wie sie bis jetzt in England[2] verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere mögen

---

[1] Des Mediceers, Papst von 1513—21. — [2] Die sieben der elf erhaltenen Raffaelischen Originalkartons, 1515—16 ausgeführt, wurden von Rubens für König Karl I. von England in Flandern aufgekauft und dort in verschiedenen Schlössern, zuletzt in Hampton-Court, bewahrt. Seit 1865 befinden sie sich im South-Kensington-Museum zu London.

nach seinen Zeichnungen, seiner Angabe, andere sogar erst nachdem er abgeschieden war, gefertigt sein. Alles bezeugte große übereintreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dies gibt uns Veranlassung, über die Tendenz der deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog, und wovon schon damals leise Spuren sich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen zarten Jüngling, der im Sanften, Anmutigen, Natürlichen verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt, man wagt es zwar nicht, sich mit ihm zu vergleichen, doch im stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurückwenden und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen.

Dies ist die Ursache, warum die deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Älteren, Unvollkommenen[1] wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Kehren wir zu Raffaels Kartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind; sittlicher Ernst, ahnungsvolle Größe walten überall, und obgleich hie und da geheimnisvoll, werden sie doch denjenigen durchaus klar, welche von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben, die er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias[2] vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine, dem Marc

[1] D. h. Raffael in seinen frühen Werken. Vgl. dazu „Augustbericht", S. 58.

[2] Nach Apostelgeschichte, Kapitel 5.

Anton[1] nicht unbillig zugeschriebene Kupferstich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raffaels, die Nachbildung der Kartone von Dorigny[2] und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienst leisten.

Wenig Kompositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigentümlichkeit höchst wichtige Handlung in ihrer vollkommensten Mannigfaltigkeit auf das klarste dargestellt.

Die Apostel als fromme Gabe das Eigentum eines jeden, in den allgemeinen Besitz dargebracht, erwartend; die heranbringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudierende gräßlich bestraft: eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Erfordernisse des Darzustellenden nicht sowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannigfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende sein würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung auszeichnen. Zwei männliche Personen, welche herankommend zusammengepackte Kleidungsstücke tragen, gehören notwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Teil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem heitern Gesichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und sogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte gibt", und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint sei, welche das den Aposteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter listige Miene anzudeuten scheint. Dieser Gedanke ist erstaunenswürdig und furchtbar, wenn man sich ihm

---

[1] Marc Antonio Raimondi, dem Zeitgenossen Raffaels, berühmten Kupferstecher, namentlich Raffaelscher Werke. — [2] Nicolas Dorigny (1657—1746), dem französischen Kupferstecher, der 1711 von Georg I. nach England berufen wurde, um die Raffaelschen Kartons von Hampton-Court in Kupfer zu stechen.

hingibt. Vor uns der Gatte, schon versenkt[1] und bestraft am Boden in gräßlicher Zuckung sich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin, sicher arglistig sinnend, die Göttlichen zu bevorteilen, ohne Ahnung, welchem Schicksal sie entgegengeht. Überhaupt steht dieses Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns dessen Auflösung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antonischen Kupfers, nach einer gleich großen Zeichnung Raffaels, und des größeren von Dorigny, nach dem Karton, führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein solches Talent bei einer zweiten Behandlung derselben Komposition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

[1] D. h. zusammengesunken.

Juli.

Korrespondenz.

Rom, den 5. Juli 1787.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich, wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin, ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andre, nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestäubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin sein mag. Wie nötig ist's, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben. Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh' ich auf und gehe nach der Aqua acetosa[1], einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Tor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher[2] schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flußartige weg und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, daß ein Übel jückt, als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden, ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben, es wird mir alles erstaunend leicht (das heißt der Begriff, denn die Ausübung erfordert ein Leben). Was das Beste war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension, ich hatte nichts zu verlangen, als ich herkam. Und nun dringe ich nur drauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen

[1] An der Tiber vor Porta del Popolo in einem 1661 von Bernini erbauten Brunnenhaus. — [2] Mineralwasser aus Langenschwalbach im Taunusgebirge.

sehn und erkennen. Ohne Nachahmung ist dies nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gipsköpfe setzen. (Die rechte Methode wird mir von Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist.) Am Anfang der Woche konnt' ich's nicht absagen, hier und da zu essen. Nun wollen sie mich hier und dahin haben; ich lasse es vorübergehn und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hause[1], ein wackerer Schweizer[2] sind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelika und Rat Reifenstein geh' ich auch; überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand ist, dem ich mich eröffnete. Luccheſini[3] ist wieder hier, der alle Welt sieht und den man sieht wie alle Welt. Ein Mann, der sein Metier recht macht, wenn ich mich nicht sehr irre. Nächstens schreib' ich dir[4] von einigen Personen, die ich bald zu kennen hoffe.

„Egmont" ist in der Arbeit, und ich hoffe, er wird geraten. Wenigstens hab' ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden, das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Akt ist ins reine und zur Reife, es sind ganze Szenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche[5].

Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein „Wilhelm Meister"[6] recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht säumen. Wie du dir leicht denken kannst, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs *Machen* an; das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke, was will man sagen? Ich hoffe, über manche Kleinheit wegzurücken,

[1] Die Maler Fritz Bury aus Hanau und Georg Schütz aus Frankfurt, die ebenfalls bei Collinas auf dem Korso wohnten. — [2] Heinrich Meyer. — [3] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 382 und 479. — [4] Gerichtet an Frau von Stein. — [5] Das Drama war im wesentlichen noch 1775 in Frankfurt entstanden und 1782 in Weimar zu einem vorläufigen Abschluß gebracht worden. — [6] Davon waren damals die sechs ersten Bücher, die den vier ersten der späteren Einteilung entsprechen, vollendet.

drum gönnt mir meine Zeit[1], die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe, gönnt mir sie durch den Beifall eurer Liebe.

Ich muß diesmal schließen und wider willen eine leere Seite schicken. Die Hitze des Tages war groß, und gegen Abend bin ich eingeschlafen.

Rom, den 9. Juli.

Ich will künftig einiges die Woche über schreiben, daß nicht die Hitze des Posttags oder ein andrer Zufall mich hindre, euch ein vernünftiges Wort zu sagen. Gestern hab' ich vieles gesehen und wieder gesehen, ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblätter sind.

Dann war ich mit Angelika bei dem Engländer Moore[2], einem Landschaftsmaler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündflut gemalt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß andere ein offnes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Wasser gibt, hat er ein geschlossenes hohes Bergtal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nähert, und dadurch, daß es hinten quervor zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen fürchterlichen Effekt. Es ist gleichsam nur grau in grau gemalt, das schmutzige aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich aufs innigste, das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheuren Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt wie ein trüber Mond durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache isolierte Felsenplatte, auf die sich einige hülflose Menschen retten in dem Augenblick, daß die Flut heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß. Es kann 7—8 Fuß lang und 5—6 Fuß hoch sein. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sag' ich gar nichts.

---

[1] Goethe hatte damals seine Abreise von Rom auf den 28. August festgesetzt. — [2] James Moore, 1740 geboren in Edinburg, 1793 gestorben in Rom.

Drei volle Tage war Fest auf Ara coeli[1] wegen der Beatifikation zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franziskus. Die Dekoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah' gelegene Kapitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Kapitols abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Korso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein „Egmont" rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird vieles jetzt für Pasquill halten[2].

Rom, den 16. Juli.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht, denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Zithern und Violinen spielend, miteinander wechselnd, auf und ab gehn. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelika in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche[3] gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich die bunten Kopien dieser Bilder in meinen Zimmern[4] mit euch angesehn! Es fiel mir recht auf, da ich

[1] Der Franziskanerkirche Santa Maria in Aracoeli auf der Nordspitze des Kapitolinischen Hügels, vom „Himmelsaltar" genannt nach der Legende, daß die Sibylle von Tibur hier dem Kaiser Augustus die neue Offenbarung kundtat, worauf der Kaiser Christus zu Ehren einen Altar erbaute. — [2] Die Brabanter revoltierten gegen die kirchlichen und staatlichen Reformen des Kaisers Joseph II. und gegen die Regentin Marie Christine. Vor ihrem Palast hatte sich das Volk von Brüssel zusammengeschart, um sie zur Zurücknahme der Edikte des Kaisers zu bewegen; sie spielte eine ähnliche Rolle wie Margarete von Parma in Goethes „Egmont". Vgl. unten, S. 156. — [3] Raffaels Fresken, nach seinen Entwürfen 1518—20 von seinen Schülern ausgeführt. — [4] Zehn Blätter von Nicolas Dorigny vom Jahre 1693, die noch heute im Gelben Zimmer des Goethe-Hauses zu Weimar hängen.

sie eben durch jene Kopien fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie ist das Schönste, was ich von Dekoration kenne, so viel auch jetzt dran verdorben und restauriert ist.

Heute war Tierhetze in dem Grabmal des Augusts[1]. Dieses große, inwendig leere, oben offne, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenhetze eingerichtet wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftausend Menschen fassen können. Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut.

Dienstag, den 17. Juli, war ich abends bei Albacini[2], dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den farnesischen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein Torso eines sitzenden Apolls und hat an Schönheit vielleicht nichts seinesgleichen, wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Altertum übrig sind[3].

Ich speiste bei Graf Frieß[4]; Abbate Casti[5], der mit ihm reist, rezitierte eine seiner Novellen, der „Erzbischof von Prag", die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön, in Ottave rime[6], geschrieben ist. Ich schätzte ihn schon als den Verfasser meines beliebten „Re Teodoro in Venezia". Er hat nun einen „Re Teodoro in Corsica" geschrieben, wovon ich den ersten Akt gelesen habe, auch ein ganz allerliebstes Werk[7].

Graf Frieß kauft viel und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto[8] für 600 Zechinen[9] gekauft. Im vergangenen März hatte Angelika schon 450 drauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter[10] Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut sie's beide. Es ist

[1] In der Via de' Pontefici, auf dem alten Marsfeld; es diente als Mausoleum des Augustus und seiner Familie sowie mehrerer Kaiser bis Nerva; Ende des 18. Jahrhunderts wurde es in ein Theater (Teatro Umberto I.) umgewandelt. — [2] Carlo Albacini, dem älteren, dem Schöpfer des Grabdenkmals für Mengs in der Peterskirche. — [3] Es ist jener schöne Bacchustorso, der jetzt im Korridor der Meisterwerke im Nationalmuseum zu Neapel steht, das Werk eines griechischen Künstlers aus dem 4. Jahrhundert vor Christus. — [4] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 368. — [5] Giambattista Casti (1721—1803), seit 1782 Hofdichter Kaiser Josephs II. in Wien. — [6] In achtzeiligen Stanzen. — [7] Beides sind Operntexte; der „König Theodor in Venedig" war von Paisiello komponiert. — [8] Dem Florentiner (1486—1531). — [9] Die Zechine ist eine ursprünglich venezianische Goldmünze im Werte von ungefähr 10 Mark. — [10] Achtsamer, d. h. knauseriger. Er hieß Antonio Zuchi (1726—95) und war auch Maler (vgl. S. 52 f.).

ein unglaublich schön Bild, man hat keine Idee von so etwas, ohne es gesehn zu haben.

Und so kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorschein, was, zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet sich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dienstag soll es so heiß gewesen sein, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

„Egmont" ist schon bis in den vierten Akt gediehen, ich hoffe, er soll euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu sein, und ich schicke ihn gleich an Herdern ab.

Gezeichnet und illuminiert wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehn, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtnis füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände.

Rom, den 20. Juli.

Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und getan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Überlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andere nah' verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückseligkeit genieße, sehr viel in kurzer Zeit denken und kombinieren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung nojos[1] und unerträglich. Nun dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, sich zu korrigieren. Ich bin im Land

[1] D. h. langweilig, lästig, vom italienischen noioso.

der Künste, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh' und Freude haben und an was anders gehen können.

Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Menschen aller Art, denen es Ernst ist, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man sich unterhaltend gar bequem und schleunig weiter bringen kann. Gott sei Dank, ich fange an, von andern lernen und annehmen zu können.

Und so befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Möchtet ihr es an meinen Produktionen sehen und meine Abwesenheit preisen. Durch das, was ich mache und denke, häng' ich mit euch zusammen, übrigens bin ich freilich sehr allein und muß meine Gespräche modifizieren. Doch das ist hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Interessantes zu reden hat.

Mengs sagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleisches gesellte, das Größte wäre, was der Mensch sich denken könnte. Und durch jenen Torso eines Apolls oder Bacchus, dessen ich schon gedacht[1], scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu sein. Mein Auge ist nicht genug gebildet, um in einer so delikaten Materie zu entscheiden; aber ich bin selbst geneigt, diesen Rest für das Schönste zu halten, was ich je gesehn habe. Leider ist es nicht allein nur Torso, sondern auch die Epiderm[2] ist an vielen Orten weggewaschen, er muß unter einer Traufe gestanden haben.

Sonntags, den 22. Juli,

aß ich bei Angelika; es ist nun schon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgast bin. Vorher fuhren wir nach dem Palast Barberini[3], den trefflichen Leonard da Vinci[4] und die Geliebte des Raffael[5], von ihm selbst gemalt, zu sehen. Mit Angelika ist

[1] Vgl. S. 33. — [2] Hautoberfläche. — [3] An der Piazza Barberini, einem Barockbau von Maderna und Bernini, mit der Galleria Bernini. — [4] Darstellend „Die Eitelkeit und die Bescheidenheit", unter Lionardos Namen damals sehr gerühmt. — [5] Die berühmte Fornarina, heute noch in der Galleria Barberini.

es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntnis so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt[1], einem reichen Franzosen, der seine Zeit und sein Geld anwendet, eine Geschichte der Kunst von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu schreiben. Die Sammlungen, die er gemacht hat, sind höchst interessant. Man sieht, wie der Menschengeist während der trüben und dunkeln Zeit immer geschäftig war. Wenn das Werk zusammenkömmt, wird es sehr merkwürdig sein.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies[2], in meiner Gegenwart koloriert; dadurch gewöhnt sich Auge und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie. Überhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zuviel. Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sichern Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältnis leicht gewöhnt und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Übung käme nun alles an.

Montag, den 23. Juli,

bestieg ich abends die Trajanische Säule[3], um des unschätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt sich das Kolisеum ganz herrlich aus, das Kapitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die sich anschließt. Ich ging erst spät und langsam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelist[4].

---

[1] Jean Baptiste Louis Georges Seroux d'Agincourt (1730—1814), einem französischen Kunsthistoriker, der seit 1778 in Italien lebte. Das beabsichtigte Werk: „Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4e siècle jusqu'à son renouvellement au 16me", erschien von 1810—23 zu Paris in sechs Bänden. — [2] Albert Christoph Dies (1755—97), aus Hannover, Landschaftsmaler und Kupferstecher. — [3] Auf dem Trajans-Forum, geschmückt mit Reliefdarstellungen aus Trajans Dacierkrieg. Der Kaiser war darunter begraben, und die Spitze krönte sein Bild, an dessen Stelle seit 1587 das Erzbild des Apostels Petrus steht. Eine Treppe von 184 Stufen führt inwendig hinauf. — [4] Die heutige Piazza del Quiri-

Dienstag, den 24. Juli.

Nach der Villa Patrizzi[1], um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen schönen und mannigfaltigen Gegenstände zu bereichern. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Säule[2], den Palast Chigi[3], vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter schwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen glänzenden Piedestal. Und wie viel andere unzählige schöne einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an. Aber wie viel dazu gehört, sich nur einen geringen Teil von allem diesem zuzueignen! Es gehört ein Menschenleben dazu, ja das Leben vieler Menschen, die immer stufenweis voneinander lernen.

Mittwoch, den 25. Juli.

Ich war mit dem Grafen Frieß, die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino[4] zu sehen.

Freitag, den 27sten.

Übrigens helfen mir alle Künstler, alt und jung, um mein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspektiv und Baukunst bin ich vorgerückt, auch in der Komposition der Landschaft. An den lebendigen Kreaturen hängt's noch, da ist ein Abgrund, doch wäre mit Ernst und Applikation[5] hier auch weiter zu kommen.

---

nale, bis 1875 Monte Cavallo genannt von den antiken Rossebändigern, jenen marmornen Kolossen, die sich an dieser Stelle befinden. Der Obelisk war damals eben erst vom Mausoleum des Augustus hierher gebracht worden, während die große antike Granitschale, die heute in der Mitte der Gruppe steht, erst 1818 hier aufgestellt worden ist. — [1] Vor Porta Pia, im Nordosten der Stadt. — [2] Die Piazza Colonna (damals nur westlich vom Korso offen) mit der Säule des Marc Aurel, die man früher fälschlicherweise dem Antoninus Pius zuschrieb, weshalb sie jetzt noch bisweilen nach ihm genannt wird. Sie ist geschmückt mit Reliefdarstellungen aus des Kaisers Markomannenkrieg. Papst Sixtus V. ließ 1589 das Piedestal überkleiden und oben eine Statue des Apostels Paulus aufstellen. — [3] An der Ecke des Platzes und des Korso, einen Renaissancebau von Giacomo della Porta, von Maderna vollendet. — [4] Der Palazzo Piombino lag der Piazza Colonna gegenüber, am Korso, ist aber jetzt abgebrochen, wodurch der Platz östlich vom Korso erweitert worden ist. — [5] Vom italienischen applicazione, der Fleiß, vgl. S. 68 u. 121.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Konzert sagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Personen dazu, die mir hier manches Vergnügen verschafft haben, und ließ durch die Sänger der komischen Oper die besten Stücke der letzten Intermezzen[1] aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun ist mein Saal schön aufgeräumt und aufgeputzt; es lebt sich bei der großen Wärme aufs angenehmste darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht sehr heiße Tage gehabt.

Sonntag, den 29. Juli 1787,

war ich mit Angelika in dem Palast Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen ersten Römischen Briefen[2] einer Meduse erinnern, die mir damals schon so sehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude gibt. Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen. Wie gern sagt' ich etwas drüber, wenn nicht alles, was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehmals einstimmte. Wenn es möglich ist, einen guten Gipsabguß von dieser Meduse zu haben, so bring' ich ihn mit, doch sie müßte neu geformt werden[3]. Es sind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte; denn sie verderben mehr die Idee, als daß sie uns den Begriff gäben und erhielten. Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß.

Montag, den 30sten,

blieb ich den ganzen Tag zu Hause und war fleißig. „Egmont" ruckt zum Ende, der vierte Akt ist so gut wie fertig. Sobald er

[1] Operettenartiger Zwischenspiele, die in den Zwischenakten der Schauspiele aufgeführt wurden. — [2] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 173. — [3] Goethe besaß bereits einen Abguß, den er in Rom zurückließ. Im Jahre 1826 wurde er von König Ludwig I. von Bayern mit einem Abguß dieses Werkes seiner Glyptothek beschenkt.

abgeschrieben ist, schick' ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's sein, von euch zu hören, daß ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen. Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hause, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigentümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passieren können, nun ist diese Ader vertrocknet, und es gab mir diese kleine Feierlichkeit kaum so viel Interesse, um sie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte sind ganz unglaublich schön; der Aufgang, eh' sich der Mond durch die Dünste heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d'Inghilterra[1], die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen sind immer Partien auf der Straße, die singen und spielen, man hört mancherlei Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Konzert.

Dienstag, den 31. Juli,

wurden einige Mondscheine aufs Papier gebracht, dann sonst allerlei gute Kunst getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann spazieren, und wir stritten über den Vorzug von Michelangelo und Raffael; ich hielt die Partie des ersten, er des andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören, Namen zu sein, und lebendige Begriffe des Wertes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden.

Nachts in die komische Oper[2]. Ein neues Intermezzi, „L'Impresario in angustie"[3], ist ganz fürtrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiele sein mag.

---

[1] „Wie die Sonne Englands." — [2] Im Teatro della Valle, San Andrea della Valle gegenüber, am heutigen Corso Vittorio Emanuele, dem einzigen Operntheater, wo außer der Karnevalszeit gespielt werden durfte. — [3] „Der Theaterdirektor in Ängsten", komponiert von Cimarosa, später von Goethes Schwager Vulpius unter dem Titel „Theatralische Abenteuer" für die weimarische Bühne bearbeitet, wozu Goethe die beiden Lieder „Die Spröde" und „Die Bekehrte" schrieb.

Ein Quintett, da der Poeta sein Stück vorliest, der Impresar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Komponist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit geraten, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Kastraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

Juli.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicherweise vorzubereiten, halte für nötig, einige Stellen aus dem vorigen Bande[1], welche dort im Laufe der Ereignisse der Aufmerksamkeit möchten entgangen sein, hier einzuschalten und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag, den 17. April 1787[2].

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein, eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich

[1] Dem zweiten Bande der „Italienischen Reise", der 1817 erschienen war. — [2] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 299 f.

nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten voneinander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai 1787[1].

Ferner muß ich dir[2] vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles übrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sei hier, ferneres Verständnis vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 362. — [2] An Herder gerichtet.

in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sei nun aus uns selbst entsprungen oder von andern mitgeteilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesamtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend, wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden, und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Altertum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig, zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachstums unförmlichen Cactus opuntia[1] und sah mit Vergnügen, daß

[1] Des in Südeuropa verwilderten Kaktus, der die indianischen Feigen trägt.

er ganz unschuldig dikotyledonisch[1] sich in zwei zarten Blättchen enthüllte, sodann aber bei fernerem Wuchse sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes; ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis[2] nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände, wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elastizität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchsen[3]. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, sie huben sich wie in einem Ei eingeschlossen empor, warfen aber diese Haube bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rat Reifenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte[4].

Am auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus

---

[1] Mit zwei Keimblättern. — [2] Bärenklau. — [3] Vgl. „Aprilbericht", S. 234 f. — [4] Reiffenstein starb 1793.

unerforschlicher Enge zur höchstmöglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zur Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es, sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im stillen gehalten und von aller höheren zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Sozietät auf uns richtete. Die Sache verhielt sich aber also: Angelika kam nie ins Theater, wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache; aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmut und Gewandtheit der Sänger sowie die Wirksamkeit der Musik unseres Cimarosa[1] nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten, als sie solcher Genüsse teilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Bury[2], der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben, öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Teilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Konzertmeister Kranz[3], ein geübter Violinist, in herzogl. weimarischen Dien-

---

[1] Domenico Cimarosa (1749—1801), des Opernkomponisten, dessen „L'impresario in angustie" damals im Theater Andrea della Valle aufgeführt wurde, vgl. S. 39 f. — [2] Fritz Bury, Maler, 1763 in Hanau geboren, gestorben 1823 in Aachen; Goethes Hausgenosse in Rom, lebte später in Berlin und Dresden. — [3] Johann Friedrich Kranz (1754—1807), geboren in Weimar und bis 1799 weimarischer Hofmusikus, gestorben als Hofkapellmeister in Stuttgart.

sten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermutete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musikliebhaber, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madam Angelika, ihren Gemahl, Hofrat Reifenstein, die Herren Jenkins[1], Volpato[2] und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. Juden[3] und Tapezier hatten den Saal geschmückt, der nächste Kaffeewirt die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Konzert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja, was das Auffallendste war, ein großer mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der soeben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackre Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiderten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufällig gelungenen teilgenommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige, aber doch stille Wohnung dem Palast Rondanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Korso auf sich. Ein reicher Mylordo, hieß es, müsse da eingezogen sein, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Persönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit barem Gelde geleistet werden, so würde dasjenige, was hier von Künstlern Künstlern zuliebe geschah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Kosten verursacht haben.

[1] Thomas Jenkins (geb. 1722, gest. nach 1797), Engländer, ursprünglich Maler, dann Kunsthändler und Bankier, der in Rom und Castel Gandolfo ein großes Haus führte; er wohnte dem Goethehaus schräg gegenüber in der Casa Celli auf dem Korso (Nr. 504). — [2] Giovanni Volpato aus Bassano (1733—1803), Kupferstecher, der Schöpfer jener bekannten sechs Blätter nach Raffaels Stanzen. — [3] Als Ausleiher.

Wir setzten nun zwar unser voriges stilles Leben fort, konnten aber das Vorurteil von Reichtum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab jedoch die Ankunft des Grafen Frieß neuen Anlaß[1]. Er hatte den Abbate Casti bei sich, welcher durch Vorlesung seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte[2]; sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen, übermäßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so gutgesinnter reicher Kunstliebhaber nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde. Der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Mithras[3], vorstellte. Das Gegenbild steht jetzt im Museo Pio-Clementino[4], beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschäften allein, die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnt' es nicht fehlen, daß er von mancherlei Übeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher, als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Frieß fanden sich außer den Kunsthändlern auch wohl derart Literatoren, wie sie hier in Abbétracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Kaum

---

[1] Er kam aus Neapel. — [2] Vgl. S. 33. — [3] Eine alt-arische Lichtgottheit, deren Kultus seit Domitian in Rom überhand nahm. Der Gott Mithras wird dargestellt als asiatisch gekleideter Jüngling mit phrygischer Mütze, er ist also dem Paristypus verwandt. — [4] Dem Kern der Vatikanischen Sammlungen, unter Clemens XIV. (1769—74) und Pius VI. (1775—99) von Visconti aufgestellt und geordnet. Das „Gegenbild" ist wohl eine der Paristatuen des Vatikans.

hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen und sich über ein und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar und ohne weiteres die Frage vernehmen, ob man Arioſt oder Taſſo, welchen von beiden man für den größten Dichter halte. Antwortete man: Gott und der Natur ſei zu danken, daß ſie zwei ſolche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns nach Zeit und Umſtänden, nach Lagen und Empfindungen die herrlichſten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man ſich entſchieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgeſetzt. Die erſten Male ſucht' ich die Verteidigung des Herabgeſetzten zu übernehmen und ſeine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf ſeinem Sinne. Da nun ebendasſelbe immerfort und fort ſich wiederholte und es mir zu ernſt war, um dialektiſch über dergleichen Gegenſtände zu kontroverſieren, ſo vermied ich ein ſolches Geſpräch, beſonders da ich merkte, daß es nur Phraſen waren, die man, ohne eigentliches Intereſſe an dem Gegenſtande zu finden, ausſprach und behauptete.

Viel ſchlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geiſt und wirklichem Anteil an jenem außerordentlichen Manne nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum beſten auf, indem er ganz unbewunden verſicherte, jeder Ausländer müſſe Verzicht tun auf das Verſtändnis eines ſo außerordentlichen Geiſtes, dem ja ſelbſt die Italiener nicht in allem folgen könnten. Nach einigen Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich ſagte, ich müſſe bekennen, daß ich geneigt ſei, ſeinen Äußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man ſich mit dieſen Gedichten beſchäftigen möge. Mir komme die „Hölle" ganz abſcheulich vor, das „Fegefeuer" zweideutig und das „Paradies" langweilig; womit er ſehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für ſeine Behauptung zog: dies eben beweiſe, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieſer Gedichte zum Verſtändnis bringen könne. Wir ſchieden als die beſten Freunde; er verſprach mir ſogar einige ſchwere Stellen, über die er lange nachgedacht

und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sei, mitzuteilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man an sich bekennen mußte. Bald war es Raffael, bald Michelangelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging, der Mensch sei ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbeins Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde[1], mit welchem er sich daselbst[2] hervortat. In halben Figuren sah man darauf Oresten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird und die ihn bisher verfolgenden Furien soeben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildnis der Lady Hamilton[3], welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Ähnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

---

[1] Das Gemälde wurde für den Prinzen Christian von Waldeck gemalt und befindet sich noch jetzt im fürstlichen Besitz zu Arolsen. — [2] In Neapel. — [3] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 237 und 369 ff.

August.

Korrespondenz.

Den 1. August 1787.

Den ganzen Tag fleißig und still wegen der Hitze. Meine beste Freude bei der großen Wärme ist die Überzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutschland haben werdet. Hier das Heu einführen zu sehen, ist die größte Lust, da es in dieser Zeit gar nicht regnet, und so der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn sie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten sichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti[1] spaziert und frische Luft im Mondscheine genossen. Die Mondscheine sind hier, wie man sich sie denkt oder fabelt.

Der vierte Akt von „Egmont" ist fertig, im nächsten Brief hoff' ich dir[2] den Schluß des Stückes anzukündigen.

Den 11. August.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach, so habt ihr den Begriff von mir als eines abwesend Lebenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig Toten bedauert habt.

„Egmont" ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urteil.

[1] Kirche und Kloster über der Piazza di Spagna, im Norden der Stadt. — [2] Wahrscheinlich an Frau von Stein gerichtet.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntnis und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und Oktober will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh' ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande[1] war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt sein. Noch schicke ich dir[2] nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu senden.

Diese Woche ist still und fleißig hingegangen. Besonders hab' ich in der Perspektive manches gelernt. Verschaffeldt[3], ein Sohn des Mannheimer Direktors, hat diese Lehre recht durchgedacht und teilt mir seine Kunststücke mit. Auch sind einige Mondscheine aufs Brett gekommen und ausgetuscht worden, nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind, als daß man sie mitteilen sollte.

Rom, den 11. August 1787.

Ich habe der Herzogin[4] einen langen Brief geschrieben und ihr geraten, die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im Oktober, so kommt sie gerade zur Zeit in dies schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in diesem und andrem, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

---

[1] In Tivoli im Juni; vgl. oben, S. 12. — [2] Gerichtet an Frau von Stein. — [3] Maximilian von Verschaffeldt (1754—1818), Maler und Architekt, lebte von 1793 an in München und Wien. Sein Vater, Peter Verschaffeldt, Direktor der Zeichenakademie in Mannheim, hatte Goethe freundlich aufgenommen, als dieser auf der Rückkehr von Straßburg den Mannheimer Antikensaal besuchte. — [4] Der Herzogin-Mutter Anna Amalia. Der Brief hat sich nicht erhalten. Ihre italienische Reise kam auch wirklich erst im September 1788 zur Ausführung und währte bis zum Mai 1790.

Es ist sowohl für mich als für andere gesorgt, und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksale entgehn. Aus eben diesem Briefe wirst du[1] meinen Plan sehn und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch sein. „Tasso" kommt nach dem neuen Jahre. „Faust" soll auf seinem Mantel als Kurier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nötig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein andrer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichtum und Überfluß alles dessen, was mir eigens lieb und wert ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun auseinander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleich der Minerva aus dem Haupte Juppiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden. Davon sollt ihr in der Folge tagelang, wohl jahrelang unterhalten werden.

Ich wünsche euch allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsre Geburtstage zusammentreffen[2], will ich eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, geh' ich aufs Land, dort zu zeichnen, indes tu' ich, was in der Stube zu tun ist, und muß oft pausieren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in acht nehmen.

Rom, den 18. August 1787.

Diese Woche hab' ich einigermaßen von meiner nordischen Geschäftigkeit nachlassen müssen, die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel getan, als ich wünschte. Nun haben wir seit zwei Tagen die schönste Tramontane[3] und eine gar freie Luft. September und Oktober müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Aqua acetosa;

[1] Gerichtet an Herder. — [2] Herders am 25. August, Goethes am 28., desgleichen der von Herders Sohn Gottfried; des Herzogs am 3. September, Wielands am 5. September. — [3] Nordwind.

es ist wirklich zum Närrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmliche Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht.

Moritz studiert jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen[1]. Er hat eine gar glückliche richtige Art, die Sachen anzusehn, ich hoffe, daß er sich auch Zeit nehmen wird, gründlich zu sein. Wir gehen des Abends spazieren, und er erzählt mir, welchen Teil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen, und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indes Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gescherzt. Ich lege dir[2] eine solche Skizze von gestern abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Kapitol heraufkommt.

Mit der guten Angelika war ich Sonntags die Gemälde des Prinzen Aldobrandini[3], besonders einen trefflichen Leonard da Vinci[4] zu sehen. Sie ist nicht glücklich, wie sie es zu sein verdiente bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte[5] es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir, ich hab' ihr meine

[1] Es entstand daraus seine Schrift: „*ANΘΟΥΣΑ*, oder Roms Altertümer. Ein Buch für die Menschheit" (Berlin 1791, Wien und Prag 1801, 2 Bde.), und seine „Götterlehre, oder Mythologische Dichtungen der Alten" (Berlin 1791, 2. Aufl. 1795); vgl. Bd. 14, S. 198 u. unten, S. 60. — [2] Gerichtet an Frau von Stein. — [3] Es war ein Prinz Borghese, der zweite Sohn des Hauses, der die Aldobrandinischen Bilder besaß. Sie waren im Palazzo Borghese untergebracht. — [4] Ein „Christus unter den Pharisäern" (vgl. S. 59). Als die Galleria Aldobrandini in der Napoleonischen Zeit zerstreut wurde, gelangte das Bild 1800 nach England und 1831 in die Nationalgalerie zu London, wo es heute als ein Luini bezeichnet ist. — [5] Vgl. S. 33.

Meinung gesagt, hab' ihr meinen Rat gegeben und muntre sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen, was sie macht, nicht das, was sie zurückläßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will, was fehlt!

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das römische Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein, sie werden mir nah' und natürlich, durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Besuch gibt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen, ich wahre mich, so gut ich kann. Verspreche, verzögre, weiche aus, verspreche wieder und spiele den Italiener mit den Italienern. Der Kardinal-Staatssekretär Buoncompagni[1] hat mir es gar zu nahe legen lassen, ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August 1787.

Euren lieben Brief Nr. 24[2] erhielt ich vorgestern, eben als ich nach dem Vatikan ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Kapelle[3] aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann euch nicht ausdrücken, wie sehr ich euch zu mir gewünscht habe, damit ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch

---

[1] Der Principe Ignazio Lodovico di Buoncompagni. — [2] Frau von Stein pflegte ihre Briefe zu numerieren. — [3] Der Hauskapelle des Papstes im Vatikan, unter Sixtus IV. 1473 erbaut, mit der berühmten Decke und dem „Jüngsten Gericht" Michelangelos sowie jenem Freskenzyklus von Florentiner Meistern des 15. Jahrhunderts.

unterhalten und wollte, es stände alles auf dem Blatte. Ihr wollt von mir wissen! Wie vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt, und hoffe, noch etwas zu tun. Über Landschaft und Architektur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht, und sehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen[1]!" Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modellieren entschlossen, und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig, es zu detaillieren, und es ist besser zu tun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus, daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der komparierenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen, in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mitteilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten[2] in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herkuleskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht[3], ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des †††[4] meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

---

[1] Vgl. 1. Buch Mosis, Kap. 32, V. 26. — [2] Ironische Bezeichnung Lavaters, mit dem Goethe schon damals gänzlich zerfallen war. — [3] Vgl. 1. Korinther, Kap. 7, V. 31. — [4] Spinozas, den er scherzhaft mit drei Kreuzen bezeichnet, wie es die Frommen mit dem Teufel tun.

Gestern sah ich bei Ch. v. Worthley[1], der eine Reise nach Griechenland, Ägypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessierte, waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind[2], Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Übrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute. Es wird meine Büste gemacht[3], und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Den 28. August 1787.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste[4] kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken[5]. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrtums, so rein und schön zu lesen, und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze Pensum, das mir zu absolvieren bleibt; und wenn es absolviert ist, ist noch nichts getan. Vielleicht gibt's andern Anlaß, dasjenige leichter und besser zu tun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die Französische Akademie[6] hat ihre Arbeiten ausgestellt; es sind interessante Sachen drunter. Pindar, der die Götter um

---

[1] D. h. Chevalier von Worthley (S. 59 Ritter Worthley), Richard, 1751 geboren auf der Insel Wight, der später die auf seinen Reisen (von 1781—87) gesammelten Kunstschätze mit Erläuterungen von Visconti herausgab. (Museum Worsleyanum, London 1824, 2 Bde.) — [2] Dem Cellafries des Parthenons auf der Akropolis, der den Panathenäenfestzug darstellt. Die Hauptstücke davon wurden 1814 von Lord Elgin nach England überführt und befinden sich seit 1816 im Britischen Museum zu London. — [3] Von Alexander Trippel; vgl. S. 56. — [4] Zu Goethes Geburtstag. — [5] Die Schrift: „Gott. Einige Gespräche von J. G. Herder" (Gotha 1787). — [6] Von Ludwig XIV. 1666 gestiftet, bestehend aus einem Direktor und zwölf Pensionärs. Sie hatte damals ihren Sitz im Palazzo Mancini auf dem Korso, seit 1801 befindet sie sich in der Villa Medici am Monte Pincio.

ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben, den er sehr liebt, und stirbt[1]. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt, er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Teilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunkt sähe. Die Orte, wo die alten Monumente gestanden, weiß man, ihre Form auch meistens, von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggetan und das Alte wiederhergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diokletians ausgesehen haben mag, und mit ebensoviel Geschmack als Studium, und allerliebst gefärbt.

Was ich tun kann, tu' ich, und häufe so viel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Hab' ich dir schon gesagt, daß Trippel[2] meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Stil gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gipsform darüber machen und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht; denn was sich in dieser Materie tun läßt, kann man in keiner andern erreichen[3].

Angelika malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird, die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Komposition.

Wie schön ist es, zu säen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sei, und dachte beim Aufstehen: sollte mir denn von Hause nichts zur

[1] Von Des Marés, vgl. S. 60. — [2] Alexander Trippel (1744—93), geboren zu Schaffhausen, seit 1776 in Rom. — [3] Dieses erste in Marmor ausgeführte Exemplar vollendete Trippel am 1. November 1787; es befindet sich im waldeckschen Schlosse zu Arolsen. Ein zweites Exemplar bestellte Anna Amalia während ihres Aufenthalts in Rom, dieses wurde im Frühjahr 1790 vollendet; es steht mit seinem Gegenstücke, der Herder-Büste Trippels, auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Das Tonmodell bekam Goethe nach Weimar, es wurde 1885 in einer Dachkammer des Goethe-Hauses aufgefunden und ist jetzt im Goethe-Nationalmuseum zu sehen. Vgl. S. 67.

Feier kommen? Und siehe, da wird mir euer Paket gebracht, das mich unsäglich erfreut. Gleich setzte ich mich hin, es zu lesen und bin nun zu Ende und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei euch sein, da sollte es an ein Gespräch gehen, zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsre Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum und werde dir[1] mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute nach Empfang deines Briefes noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunststudium, mein Autorwesen, alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in diesem halben Jahre, auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn sie kommen mir sehr im Deminutiv vor, muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isoliertes, privates Leben führen sollte, habe ich so viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe.

In der Naturgeschichte bring' ich dir Sachen mit, die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen[2]) unsres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.

Bericht.

August.

Zu Anfang dieses Monats reifte bei mir der Vorsatz, noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einsicht, daß ich aus diesem Zustande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich

[1] An Herder gerichtet. — [2] Eine Anspielung auf eine Stelle in Herders „Gott", wo der Ausdruck „Fulgurationen" (Ausstrahlungen), den Leibniz gebraucht hatte, „um die Wirkung Gottes zu erklären", von Herder abgelehnt wird.

nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Abschluß meiner Werke finden würde, bestimmten mich endlich; und nun, als ich solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche sich nach und nach steigerte und einer allzu raschen Tätigkeit Ziel und Maß gab, machte solche Räume angenehm und wünschenswert, wo man seine Zeit nützlich in Ruh' und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtinische Kapelle gab hiezu die schönste Gelegenheit. Gerade zu dieser Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verehrung der Künstler gewonnen; neben seinen übrigen großen Eigenschaften sollt' er sogar auch im Kolorit nicht übertroffen worden sein, und es wurde Mode, zu streiten, ob er oder Raffael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des letzteren[1] wurde mitunter sehr strenge getadelt und die Disputa[2] das beste seiner Werke genannt; wodurch sich denn schon die später aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der stille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und sich niemals damit befreunden konnte[3].

Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werten und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner[4] teilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips[5] Aquarellkopien in

[1] Die Verklärung Christi, Raffaels letztes Werk, damals (bis 1797) auf dem Hochaltar der Kirche San Pietro in Montorio, jetzt in der Vatikanischen Galerie. Vgl. „Dezemberbericht", S. 132 f. — [2] Der sogenannte Streit über das Altarsakrament, die Darstellung der Theologie in der Stanza della Segnatura des Vatikans, mit der Raffael 1508 seine Tätigkeit im Vatikan begann. — [3] Gerichtet gegen die späteren jungdeutschen Maler in Rom, die sogenannten Nazarener, gegen die Heinrich Meyer im Einverständnis mit Goethe im Jahre 1817 seinen Aufsatz: „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" schrieb. — [4] Michelangelo. — [5] Johann Heinrich Lips (1758—1817) aus Zürich, Zeichner und Kupferstecher; 1789 von Goethe als Professor an die Zeichenakademie nach Weimar berufen, von wo er 1794 nach Zürich zurückging; der Schöpfer der bekannten Zeichnung und des Stiches von Goethes en face-Porträt aus dem Jahre 1791.

der Sixtinischen Kapelle für Grafen Frieß zu fertigen hatten. Der Kustode ward gut bezahlt, er ließ uns durch die Hintertür neben dem Altar hinein, und wir hauseten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagsschlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der unteren Köpfe und Figuren des Altarbildes[1], die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Rötel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebnermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Ältern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelika besuchte[2]. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rat Reifenstein bei mir vorfuhr und wir sodann mit möglichster Gemütsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis[3] einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michelangelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der Französischen Akademie zu Ende des

---

[1] Des „Jüngsten Gerichtes" von Michelangelo. — [2] Vgl. S. 52. — [3] In den Giebelfeldern des Parthenons aus der Darstellung der Geburt der Athene und ihres Streites mit Poseidon um das Land Attika. Auch diese Figuren befinden sich seit 1816 zum größten Teile im Britischen Museum zu London. S. 55 war nur vom Cellafries die Rede.

Monats. Durch Davids „Horatier“[1] hatte sich das Übergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen „Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert“, lebensgroß anzufangen[2]. Durch Drouais[3], Gagnerau[4], Desmarets[5], Chauffiel[6], St. Ours[7] erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boquet[8] erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Poussins einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung[9] sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler[10] hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben[11]. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellierte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre Proportionen, als

---

[1] Jacques Louis Davids (1748—1825), des Begründers der klassischen Malerschule Frankreichs, „Schwur der Horatier“. Das Bild, im Auftrag Ludwigs XVI. 1784 vollendet, befindet sich im Louvre. — [2] Das Bild sollte 16 Fuß lang und 12 Fuß hoch werden. Es wurde für Tischbeins Gönner, den Herzog Ernst II. von Gotha, gemalt, wie der vorher entstandene „Konradin“ des Museums zu Gotha. Doch ist es nicht vollendet worden. — [3] Jean Germain Drouais (1763—88), dessen „Marius“ damals Aufsehen erregte, wie er in Minturnä den ausgesandten Mörder durch seinen Blick zurückschreckt. Des Malers früher Tod ist im Brief vom 22. Februar erzählt; vgl. S. 201. — [4] Benjamin Gagnerauz (gestorben 1795 in Florenz), Historienmaler aus Burgund. — [5] Desmarest (auch Desmarez, des Marés genannt), gestorben 1803, dessen „sterbender Pindar“ oben, S. 55 f., erwähnt wurde. — [6] Louis Gauffier (1761–1801), aus Rochelle, Maler von Historien und Landschaften. — [7] Paul de (Jean Pierre) Saint-Ours (1752—1809), aus Genf, Historienmaler. — [8] Desiderius Boquet, Maler von Landschaften und Schlachtenbildern. — [9] Alle mit seinen „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782“ (Berlin 1783, 2. Aufl. 1785). — [10] Joachim Heinrich Campe in Braunschweig. — [11] Vgl. S. 52.

Kanon und als abweichender Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntnis erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani[1] bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neufchatel gekommen[2].

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird, seinen Lauf bald dahin, bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffeldt eröffnete einen Kurs der Perspektive, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zuviel lernte.

Aus dieser kontemplativ tätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Konzert war in Rom, wo das Hin- und Widerreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich ist, vielfach besprochen; man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die „Iphigenie" und sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Kardinal Buoncompagni verlangte, mich zu sehen, ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte dies um so eher, als Rat Reifenstein fest und eigensinnig behauptete, da ich mich durch ihn nicht habe präsentieren lassen, so könne es kein anderer tun. Dies gereichte mir sehr zum Vorteil, und ich benutzte immer sein Ansehn, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

---

[1] Am Pantheon, nach der kapitolinischen Antikensammlung, wie Volkmann urteilt, damals die reichste in Rom. Sie ist in Napoleonischer Zeit versteigert worden. — [2] Der nach diesem seinem Besitzer genannte „Apollo Pourtalès", der aus der Sammlung des Grafen Pourtalès nach London ins Britische Museum gelangt ist.

September.

Korrespondenz.

Den 1. September 1787.

Heute, kann ich sagen, ist „Egmont" fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich; denn ich wünsche, daß Kayser[1] Zwischenakte dazu und was sonst von Musik nötig ist, komponieren möge. Dann wünsch' ich euch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Prinzip paßt überall und schließt mir alles auf. Alles, was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt, wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen, alles zu wissen und zu begreifen.

Moritzen hat Herders Gotteslehre[2] sehr wohl getan, er zählt gewiß Epoche seines Lebens davon, er hat sein Gemüt dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet, er schlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom, den 3. September.

Heute ist es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe, es wird die

[1] Philipp Christoph Kayser (1755—1823), aus Frankfurt a. M. und von dort her mit Goethe bekannt, lebte als Komponist in Zürich. Er kam im November nach Rom, vgl. S. 106 und 112. Goethe hatte ihm am 14. August geschrieben, er solle „die Symphonie, die Zwischenakte, die Lieder und einige Stellen des fünften Aktes, die Musik verlangen, komponieren". — [2] Die übersandte Schrift: „Gott" (Gotha 1787).

Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit euch alles werde summieren können.

Jetzt gehn hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht, was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die ägyptischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk[1], der noch zerbrochen zwischen Schutt und Kot in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des Augusts aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer, verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht und von der schönsten Arbeit (in ihrer Art). Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze und die Gesichter von Sphinxen, Menschen, Vögeln abformen und in Gips gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den besten hetruriſchen Sachen tun u. s. w. Nun modelliere ich nach diesen Bildungen in Ton, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 5. September.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird. Denn heute ist „Egmont" eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

[1] Dem, der heute auf der Piazza di Monte Citorio steht. Nach der daran angebrachten lateinischen Inschrift von Augustus nach der Unterwerfung Ägyptens in Rom aufgestellt und dem Sonnengotte geweiht, hatte er bis ins 9. Jahrhundert gestanden, war dann unter den Trümmern des Marsfeldes begraben gewesen und erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts wieder entdeckt worden. Aber erst Pius VI. ließ ihn 1792 wieder zusammensetzen und aufrichten, vgl. unten, S. 74 f.

Den 6. September.

Ich hatte mir vorgenommen, euch recht viel zu schreiben und auf den letzten Brief allerlei zu sagen, nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh' ich nach Frascati[1]. Dieser Brief muß Sonnabends fort, und nun sag' ich nur noch zum Abschied wenige Worte. Wahrscheinlich habt ihr jetzt auch schönes Wetter, wie wir es unter diesem freieren Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser, bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen, ja, ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl ist, und bin darüber in Sorge; ich hoffe bald bessere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen, radikaliter kuriert zu werden; alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen. „Egmont" geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was ihr dazu sagen werdet.

Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück so frisch ins Publikum käme. Seht, wie ihr das einrichtet, ich will mit dem Rest des Bandes[2] nicht zurückbleiben.

Der „Gott"[3] leistet mir die beste Gesellschaft. Moritz ist dadurch wirklich aufgebaut worden, es fehlte gleichsam nur an diesem Werke, das nun als Schlußstein seine Gedanken schließt, die immer auseinander fallen wollten. Es[4] wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn, besonders in der Botanik, auf ein Ἓν καὶ

[1] Im Albaner Gebirge, wo Reifenstein eine Villa besaß. — [2] Den Singspielen „Claudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire", die noch umgearbeitet werden sollten. — [3] Herders übersandte Schrift. — [4] Moritzens „Götterlehre", vgl. S. 52.

πᾶν[1] gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehn.

Mein Prinzip, die Kunstwerke zu erklären und das auf einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersuchen und zerstudieren, find' ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Kolumbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Kapitalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Teile zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe, wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widerstößt. Die Türe hab' ich offen und stehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben ebenso große Kenntnis der Natur und einen ebenso sichern Begriff von dem, was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen, als sie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren[2]. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Notwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten[3] sehen, der selbst in Palmyra[4] war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja, ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich

[1] „Eins und alles", eine „auf alle Pflanzen anwendbare Formel"; sie betrifft Goethes Studien über die „Urpflanze". Goethe gebraucht den Ausdruck mit Beziehung darauf, daß Herder in der übersandten Schrift ihn besprochen hatte. — [2] Vgl. Ev. Lukas, Kap. 2, V. 29. — [3] Louis François Cassas (1756—1827); vgl. unten, S. 68 und 72 ff. — [4] Der Hauptstadt des palmyrenischen Reiches, in einer syrischen Oase gelegen und unter der Königin Zenobia von Kaiser Aurelian 273 n. Chr. zerstört.

meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mitteilen.

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen[1]. Unsre modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.

Den 12. September 1787.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende und ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid, daß die Aloe in Belvedere[2] eben das Jahr meiner Abwesenheit wählt, um zu blühen. In Sizilien war ich zu früh, hier[3] blüht dies Jahr nur eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein indianisch Gewächs auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Beschreibungen machen mir wenig Freude[4]. Die Geistlichen müssen sich in England sehr in acht nehmen, dagegen haben sie auch das übrige Publikum in der Flucht. Der freie Engländer muß in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehn.

Die Schwanzmenschen wundern mich nicht, nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unsern Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nah mit uns verwandt sind.

Daß B. wie mehr Menschen, die kein Gefühl echter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rat Reifenstein, Angelika kam Sonntags, uns abzuholen. Es ist ein Paradies.

---

[1] Gemeint ist der drohende Krieg Preußens gegen Holland, der im September und Oktober 1787 zum Schutz des Erbstatthalters Wilhelms V. und seiner Gemahlin Wilhelmine, der Schwester König Friedrich Wilhelms II., gegen die sogenannten „Patrioten" unternommen wurde. Auch Karl August von Weimar war daran beteiligt. — [2] Auf dem Lustschloß bei Weimar. — [3] Im botanischen Garten (vgl. S. 284). — [4] Es liegt offenbar ein an Herder gerichteter Brief zu Grunde. Wer aber mit dem „Engländer" gemeint ist, ebenso mit dem Zeile 24 genannten „B.", ist nicht ermittelt.

„Erwin und Elmire" ist zur Hälfte schon umgeschrieben[1]. Ich habe gesucht, dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge, worauf sich alles dreht, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es sauft und braust.

Meine Büste ist sehr gut geraten, jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Stil gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport ist so lästig, sonst schickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffstransport, denn einige Kisten werd' ich doch zuletzt zusammenpacken. Ist denn Kranz[2] noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab[3].

Sie haben jetzt wieder eine gar graziose Operette auf dem Theater in Valle[4], nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute spielen mit viel Lust, und es harmoniert alles zusammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einigemal geregnet, das Wetter ist abgekühlt, und die Gegend macht sich wieder grün.

Von der großen Eruption des Ätna[5] werden euch die Zeitungen gesagt haben oder sagen.

Den 15. September.

Nun hab' ich auch Trencks Leben[6] gelesen. Es ist interessant genug, und lassen sich Reflexionen genug darüber machen.

---

[1] Das Stück war in seiner ersten Gestalt im Februar 1775 in Frankfurt vollendet worden. Jetzt wurde für die neue Ausgabe von Goethes gesammelten Schriften der prosaische Dialog in Verse umgegossen und so das „Schauspiel mit Gesang" in ein „Singspiel" verwandelt. — [2] Vgl. S. 44. — [3] Für Fritz von Stein und die kleinen Herders. Die Schachtel enthielt Sämereien und „einige Steinchen und Scherben zum Spiel und Vorbereitung". — [4] Vgl. S. 39. — [5] Vom 18. Juli 1787. — [6] Des Freiherrn Friedrich von der Trenck (1726—94, guillotiniert in Paris). Er war Ordonnanzoffizier und Günstling Friedrichs des Großen, wurde aber verleumdet und auf der Festung Glatz, später in Magdeburg gefangen gehalten, wovon er in seiner einst vielgelesenen „Merkwürdigen Lebensgeschichte" erzählt (Berlin und Wien 1786, 3 Bde.).

Mein nächster Brief wird meine Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Reisenden erzählen, die ich morgen machen soll[1].

Freuet euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts! Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast nichts mehr drin, was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach zu sich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntnis, das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt[2] bei, das ich, abgeschrieben, den Freunden mitzuteilen bitte. Auch darum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunkt ist, nach dem sich so vieles hinzieht. Die Sachen des Cassas sind außerordentlich schön. Ich habe ihm manches in Gedanken gestohlen, das ich euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gips gezeichnet, um zu sehen, ob mein Prinzipium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erstaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch nichts. Ich sehe nun wohl, wie weit sich's mit Applikation[3] bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse.

Den 22. September.

Gestern war eine Prozession, wo sie das Blut des heiligen Franziskus[4] herumtrugen; ich spekulierte auf Köpfe und Gesichter, indes die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten antiken Gemmenabdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was

[1] Dem schon erwähnten französischen Architekten Cassas. — [2] Ein erhaltener „ostensibler" Brief an den Freundeskreis in Weimar, datiert vom 17. September 1787, mit einer Beschreibung der Cassasschen Zeichnungen, nach der der Bericht S. 72 ff. entworfen ist. Er wurde am 22. September an Frau von Stein abgesandt. — [3] Fleiß, nach dem italienischen applicazione; vgl. S. 37 u. 121. — [4] Das aus seinen Wundmalen geflossen sein sollte.

man von alter Arbeit hat, und zum Teil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind.

Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen[1] zurückkehre, doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Den 22. September.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin-Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste[2] und endlich meine Schriften[3].

Es ist mir wirklich sonderbar zu Mute, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke euch für alles, was ihr an diesen Blättern getan habt, und wünsche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen[4]!

Ihr vexiert mich über die Provinzen[5], und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich schein' ich mich zu nationalisieren, denn man gibt den Römern schuld, daß sie nur von cose grosse[6] wissen und reden mögen.

---

[1] Mit Anspielung auf den Fasanentraum, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 126. — [2] Knebel hatte in Goethes Garten ein Fest veranstaltet, und Schiller, der damals zum erstenmal Weimar besuchte, hatte „Goethens Gesundheit in Rheinwein getrunken". — [3] Der ersten Gesamtausgabe, die in 8 Bänden bei Göschen in Leipzig erschien (1787—90). — [4] An Herder gerichtet, der den Druck überwachte. — [5] Goethe hatte in einem Brief an den Herzog die weimarischen Lande „Ihre Provinzen" genannt. — [6] „Großen Dingen."

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst, und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag.

Dienstag, den 25., geh' ich nach Frascati und werde auch dort mühen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge.

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Ärmste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Atem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September 1787.

Ich bin hier sehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rat Reifenstein, mein Wirt, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht, und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt, die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zugute tun, auch brenne ich recht vor Leidenschaft, mir alles zuzueignen, und ich fühle, daß sich mein Geschmack reinigt, nach dem Maße, wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all des Redens einmal etwas Gutes schicken könnte! Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann[1] an euch ab.

Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Kayserin in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern, nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Kapitel berühren, wie

[1] Dem Frankfurter Kaufmann Karl Wilhelm Thurneisen, vgl. unten, S. 123.

sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift, bei euch zu sein. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen, ihm mein Pflanzensystem zu erklären, und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art konnt' ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abstrakteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird und eine vorbereitete Seele findet, seh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran und ruckt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. Doch auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch alles noch so eigentlich und scharf geschrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist[1]. Grüßt alle, die mir's gönnen und mir direkt oder indirekt helfen, mich fördern und erhalten!

Bericht.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürsten, welcher eine treue Neigung mit so mannigfaltigem Guten zu erwidern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire[2] von Karlsbad, und noch durfte ich nicht zurückschauen, was ein so bedeutend durchlebter, völlig fremder Zustand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrigblieb.

Rom hat den eignen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künstlerischer Tätigkeit anzusehen ist. Gebildete Reisende sprechen ein, sie sind ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalte hier gar vieles schuldig; sie ziehen weiter, wirken und sammeln, und wenn sie bereichert nach Hause kommen, so rechnen sie sich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer

[1] Vgl. Ev. Lukas, Kap. 2, V. 49. — [2] Oder Hedschra, der arabischen Bezeichnung für die Flucht Mohammeds aus Mekka.

der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein französischer Architekt mit Namen Cassas kam von seiner Reise in den Orient zurück; er hatte die wichtigsten alten Monumente, besonders die noch nicht herausgegebenen, gemessen, auch die Gegenden, wie sie anzuschauen sind, gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wiederhergestellt und einen Teil seiner Zeichnungen, von großer Präzision und Geschmack, mit der Feder umrissen und mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargestellt[1].

1. Das Serail von Konstantinopel von der Seeseite mit einem Teil der Stadt und der Sophienmoschee. Auf der reizendsten Spitze von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer respektierte Bäume stehen in großen, meist verbundenen Gruppen hintereinander, darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kiosken[2] ausgespannte Teppiche, so häuslich klein und freundlich durcheinander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effekt. Eine schöne Strecke Meer bespült die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge, die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei sieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. Generalaussicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe. Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht. Eine Kolonnade, eine italienische Meile lang, ging vom Tore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie, sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Kolonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter[3] hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sei durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Teil der Kolonnade noch auf-

[1] Cassas hat später seine Reise dargestellt in seinem „Voyage pittoresque de la Syrie" (Paris 1799). Eine Reihe der erwähnten Zeichnungen sind darin wiedergegeben. — [2] Gartenschlößchen; das Wort ist persischen Ursprungs. — [3] D. h. von der zehnfachen Höhe ihres Durchmessers.

recht stehend im Vordergrunde. Eine Karawane, die eben quer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitscharen in Karriere forteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie wie eine Meereslinie schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste, der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es ebenso in der Natur das Auge trügt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meer entfernt genug sei.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Balbeck[1], auch eine Landschaft mit den Ruinen, wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem, auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönizien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmutig, wie man sie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Wasser, daran Hängeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen, und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so sieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Ägyptische Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er sei, sagt Cassas, in einen Kalkfelsen gehauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichtspartie ist etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Mutmaßungen restauriert. Sie hat von vier Seiten vorspringende Hallen mit danebenstehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin, mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in

[1] Stadt des Baal, griechisch Heliopolis genannt, mit großen Tempelruinen aus römischer Zeit.

Oberägypten befinden. Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin[1], wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmutig gemacht worden. Dort auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Kapitäler, glatter und kannelierter Säulen, zerstückte Basreliefe und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonsten Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzenslust, und als wir die mannigfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sei. In demselbigen Geschmack von Cassas gezeichnet und gefärbt, würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade das, was wir bei dem Künstler Großes und Grenzenloses gesehen, uns in eine niedrige, unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen ägyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der auf dem Marsfelde, durch August errichtet, als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverschlag, in einem schmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete, der ihn aufzuerstehen berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet[2] und dient wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem echtesten ägyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Stil übersäet.

[1] Die von Paul III. angelegten Farnesischen Gärten. — [2] Seit 1792, vgl. S. 63.

Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spitze standen, auf den Zuschärfungen derselben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effekt berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anstalt, diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden, konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzusehen, aber als einziges in seiner Art: denn auch in diesem Sinne hat diese ungeheure Lokalität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerstörte nur; alles Zertrümmerte ist ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche sich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläste wieder hervortat.

Jene bald gefertigten Abgüsse brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehnischen Pastensammlung[1], wovon die Drücke im ganzen und teilweise verkäuflich waren, auch einiges Ägyptische zu sehen sei; und wie sich denn eins aus dem andern ergibt, so wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichsten und bestellte solche bei den Inhabern. Solche Abdrücke sind der größte Schatz und ein Fundament, das der in seinen Mitteln beschränkte Liebhaber zu künftigem großen mannigfaltigen Vorteil bei sich niederlegen kann.

Die vier ersten Bände meiner Schriften bei Göschen waren angekommen und das Prachtexemplar sogleich in die Hände Angelikas gegeben, die daran ihre Muttersprache aufs neue zu beloben Ursach' zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die sich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Tätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeschlagene Weg mich führen würde, ich konnte nicht einsehen, inwiefern jenes frühere Bestreben gelingen und wiefern der Erfolg dieses

[1] Sammlung von Glaspasten (d. h. Nachbildungen von Steinen, Medaillen ꝛc. in Glas) eines Christian Dehn in Rom.

Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum, rückwärts zu schauen und zu denken. Die über organische Natur, deren Bilden und Umbilden, mir gleichsam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte ich zu eigner Ausbildung täglich und stündlich irgend einer Art von Mitteilung. Ich versuchte es mit Moritz und trug ihm, soviel ich vermochte, die Metamorphose der Pflanzen vor; und er, ein seltsames Gefäß, das, immer leer und inhaltsbedürftig, nach Gegenständen lechzte, die er sich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergestalt wenigstens, daß ich meine Vorträge fortzusetzen Mut behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu statten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herders Werk, das unter einem lakonischen Titel: „Über Gott und göttliche Dinge“[1], die verschiedenen Ansichten in Gesprächsform vorzutragen bemüht war. Mich versetzte diese Mitteilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wundersam jedoch kontrastierte dieser in den höchsten frommen Betrachtungen versierende Band mit der Verehrung, zu der uns das Fest eines besondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heiligen Franziskus gefeiert und sein Blut in langgedehnter Prozession von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerksam ward ich bei dem Vorbeiziehen so vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um sich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erst mit Aufmerksamkeit, dann mit Erstaunen musterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe und war wirklich entzückt, zu sehen, daß ein Gesicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, sich ganz anders ausnahm, als

[1] In Wirklichkeit nur: „Gott“.

das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemälden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben mußten.

Hofrat Reifenstein, welcher sein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausstudiert hatte, konnte freilich im Laufe seines Geschäfts nur allzubald gewahr werden, daß Personen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Lust zu sehen und sich zu zerstreuen, mitunter an der grimmigsten Langweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktischen Menschenkenner gar wohl bekannt, wie sehr ein bloßes Beschauen ermüde, und wie nötig es sei, seine Freunde durch irgend eine Selbsttätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenstände hatte er sich deshalb ausersehn, worauf er ihre Geschäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Pastenfabrikation. Jene Kunst, eine Wachsseife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erst vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunstwelt hauptsächlich darum zu tun ist, die Künstler auf irgend eine Weise zu beschäftigen, so gibt eine neue Art, das Gewohnte zu tun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß, etwas, was man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hätte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Katharina die Raffaelschen Logen in einer Kopie zu verwirklichen und die Wiederholung sämtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierraten in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja, wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder, Wandteile, Sockel, Pilaster, Kapitäler, Gesimse aus den stärksten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Kastanienholzes verfertigen, überzog sie mit Leinwand, welche grundiert sodann der Enkaustik[1] zur sichern Unterlage diente. Dieses Werk, womit sich besonders Unterberger[2] nach Anleitung Reifensteins mehrere Jahre beschäftigt

[1] Der Wachsmalerei der Alten, genannt vom Einbrennen der Farben nach dem griechischen ἐγκαύειν, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 166. — [2] Christoph Unterberger (1732—98), Schüler von Raphael Mengs.

hatte, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, war schon abgegangen, als ich ankam, und es konnte mir nur, was von jenem großen Unternehmen übrigblieb, bekannt und anschaulich werden.

Nun aber war durch eine solche Ausführung die Enkaustik zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent sollten praktisch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife selbst, genug, man hatte immer etwas zu tun und zu kramen, wo sich nur ein müßiger loser Augenblick zeigte. Auch mittlere Künstler wurden als Lehrende und Nachhelfende beschäftigt, und ich habe wohl einigemal Fremde gesehen, welche ihre römischen enkaustischen Arbeiten höchst behaglich als selbstverfertigt einpackten und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beschäftigung, Pasten zu fabrizieren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reifensteinischen Quartier gab dazu die beste Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nötigen Raum zu einem solchen Geschäft. Die refraktäre[1], in Feuer unschmelzbare Masse wurde aufs zarteste pulverisiert und durchgesiebt, der daraus geknetete Teig in Pasten eingedruckt, sorgfältig getrocknet und sodann, mit einem eisernen Ring umgeben, in die Glut gebracht, ferner die geschmolzene Glasmasse darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunstwerk zum Vorschein kam, das einen jeden freuen mußte, der es seinen eignen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrat Reifenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Tätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunstgegenständen Hand und Augen möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich schon in Gesellschaft von einigen Künstlern nach Frascati führte, wo man in einem wohleingerichteten Privathause[2] Unterkommen und das nächste Bedürfnis fand und nun, den ganzen Tag im Freien, sich abends gern um einen großen Ahorntisch versammelte.

[1] Widerspenstige [2] In Reifensteins Villa.

Georg Schütz[1], ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Tätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne architektonisch gewaltet, daß auf übriggebliebenen mächtigen Substruktionen die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgehoben und den Augen dargestellt, so wird man begreifen, wie sich Geist und Aug' entzücken müssen, wenn man unter jeder Beleuchtung diese vielfachen horizontalen und tausend vertikalen Linien unterbrochen und geschmückt wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie alles, was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Mondscheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht störend zu Nennende durchaus zurücktritt und nur die großen Massen von Licht und Schatten ungeheuer anmutige, symmetrisch harmonische Riesenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler, die Eigenheiten des wackern Reifensteins, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber sich oft im stillen scherzhaft und spottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere als eine unversiegbare Quelle künstlerischer Unterhaltung wieder zum Gespräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an diesem trefflichen Kopfe doch nicht sonderlich gearbeitet seien, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieses Organs, die Schwierigkeit, ein schönes in der Natur zu finden und es künstlerisch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen seiner hübschen Ohren bekannt war, ersuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu sitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, sorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit seiner

[1] Johann Georg Schütz (1755—1815), hauptsächlich Landschaftsmaler; lebte von 1784—90 in Rom und war mit Bury Goethes Hausgenosse auf dem Korso, später war er wieder in Frankfurt tätig.

starren Modellstellung gerade dem Rat Reifenstein gegenüber zu sitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, seine wiederholt angepriesenen Lehren vorzutragen: man müßte sich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beste wenden, sondern erst bei den Carraccis anfangen, und zwar in der Farnesischen Galerie[1], dann zum Raffael übergehen und zuletzt den Apoll von Belvedere so oft zeichnen, bis man ihn auswendig kenne, da denn nicht viel Weiteres zu wünschen und zu hoffen sein würde.

Der gute Schütz ward von einem solchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein sich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohltäter immer wegen seines individuellen, unbillig aufgenommenen Zustandes einer spöttischen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Aussicht ward uns aus den Fenstern der Villa des Fürsten Aldobrandini[2], der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud und uns in Gesellschaft seiner geistlichen und weltlichen Hausgenossen an einer gut besetzten Tafel festlich bewirtete. Es läßt sich denken, daß man das Schloß dergestalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit einem Blick übersehen zu können. Man spricht viel von Lusthäusern; aber man müßte von hier aus umherblicken, um sich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus lustiger gelegen sein könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzufügen, deren ernste Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie gibt Licht über das Vorgetragene und verbreitet's über das Folgende; auch wird mancher gute, sich heranbildende Geist Anlaß daher zur Selbstprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen Kenntnis. Diese treibt sie zur Selbst-

---

[1] Dem berühmten Freskenzyklus mythologischen Inhalts im Palazzo Farnese. — [2] Des oben, S. 52, erwähnten Prinzen aus dem Hause Borghese. Die Villa Aldobrandini in Frascati ist im Jahre 1603 angelegt von dem Kardinal Pietro Aldobrandini, dem Neffen Clemens' VIII., nach dem Entwurf des Giacomo della Porta. Sie war auch zeither noch im Besitz der Borghesi.

tätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurteilt, als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht ins Klare, und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um desto ängstlicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist. Indes fingen mir in dieser Zeit an Zweifel und Vermutungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zuständen beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseins schwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue, höchst anmutige Oper im hellen vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entschädigt werden sollten. Die deutsche Künstlerbank, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und diesmal fehlte es nicht an Beifallklatschen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüsse unsre Schuldigkeit abzutragen. Ja, wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künstliches, erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen[1], jederzeit mit dem Ritornell[2] einer eintretenden beliebten Arie oder sonst gefälligen Partie das ganze laut schwätzende Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Exhibitionen[3] nach unsrer Seite zu richten.

[1] Zitto, still. — [2] So heißen die instrumentalen Vor-, Zwischen- und Nachspiele von Arien. — [3] Darbietungen, wie S. 112 und 205.

Oktober.

Korrespondenz.

Frascati, den 2. Oktober.

Ich muß beizeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten sollt. Eigentlich hab' ich viel und nicht viel zu sagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben, weil es mir hier so wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zusammennehmen, jeden Tag nutzen, tun, was zu tun ist und so diesen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dies sei unter uns gesagt — nicht so einschlug, wie ich hoffte. Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu tun, und was will eine Schilderung heißen, die man so macht! Das Leben eines Menschen ist sein Charakter. Nun hab' ich Hoffnung, Kaysern zu besitzen, dieser wird mir zu großer Freude sein. Gebe der Himmel, daß sich nichts dazwischen stelle!

Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch so lange still steht, wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen, um

zu zeichnen, wäre wie reden, um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja, mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so dringt sich alles auf, man wird voller und voller und gezwungen, etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntnis des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe, und seht, wie ich's tue; wenn wir wieder zusammenkommen, sollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und andre, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mitteilen werde. Zuletzt wird alles im „Wilhelm“[1] gefaßt und geschlossen.

Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden, eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein.

Auch im allgemeinen mit mehreren Menschen zu leben, geht mir ganz gut. Ich sehe eines jeden Gemütsart und Handelsweise. Der eine spielt sein Spiel, der andre nicht, dieser wird vorwärts kommen, jener schwerlich. Einer sammelt, einer zerstreut. Einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und übt's nicht, jener hat keins und ist fleißig ꝛc. ꝛc. Das alles sehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und gibt mir, da ich keinen Teil an den Menschen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach seiner Weise handelt und zuletzt noch prätendiert, daß ein Ganzes werden, sein und bleiben solle, es zunächst von mir prätendiert, dann bleibt einem nichts übrig, als zu scheiden oder toll zu werden.

---

[1] Im „Wilhelm Meister“, dessen Anfänge bis in das Jahr 1777 zurückreichen, und von dem die jetzigen vier ersten Bücher damals bereits vollendet waren.

Albano, den 5. Oktober 1787.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tausendsten Teil sage von dem, was ich zu sagen habe.

Eure Blätter hab' ich zu gleicher Zeit mit den „Zerstreuten", besser „gesammelten" Blättern[1], den „Ideen"[2] und den vier Saffianbänden[3] erhalten, gestern, als ich im Begriff war, von Frascati abzufahren. Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur[4].

„Persepolis"[5] habe ich gestern nacht gelesen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu setzen, indem jene Art und Kunst nicht herübergekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher[6] auf irgend einer Bibliothek sehen und euch aufs neue danken. Fahret fort, ich bitte euch, oder fahret fort, weil ihr müßt, beleuchtet alles mit eurem Lichte!

Die „Ideen", die Gedichte[7] sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden sollen hier werden[8].

Mit den Genannten[9] war unser Verhältnis nur ein gutmütiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine[10] ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse"[11] singt sich mit bequemerer Naivetät als ein: „Allein Gott in der Höh'

[1] Der „Dritten Sammlung" von Herders „Zerstreuten Blättern" (Gotha 1787). Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 175. — [2] Dem dritten Teile von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Riga 1787). Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 371. — [3] Von Goethes Gesamtausgabe seiner „Schriften", bestimmt für Angelika Kauffmann, vgl. S. 75 u. 93. — [4] Aufenthalt auf dem Lande. — [5] „Eine Mutmaßung"; der Aufsatz IV aus der „Dritten Sammlung" der „Zerstreuten Blätter" über bildnerische Darstellungen aus den Altertümern von Persepolis. — [6] Herder führt die Reisebeschreibungen von Kämpfer, Chardin, le Bruyn und Niebuhr an. — [7] Jugendgedichte unter dem Titel „Bilder und Träume" und „Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage", in der „Dritten Sammlung" der „Zerstreuten Blätter" veröffentlicht. — [8] Sie wurden von Angelika Kauffmann und Johann Heinrich Lips hergestellt. — [9] Matthias Claudius, der gegen Herders „Ideen", Friedrich Heinrich Jacobi, der gegen Herders „Gott" geifert hatte, und Lavater. Vgl. S. 89. — [10] Claudius. — [11] „Ein Wiegenlied, bei Mondschein zu singen, für belesene und empfindsame Personen", von Matthias Claudius.

sei Ehr[1]." Er ist einmal auch ein —: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren" ꝛc. ꝛc.[2] Bleibt von diesem Volke! der erste Undank ist besser als der letzte. Der andere[3] denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen[4], und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen. Er wird sich fremd finden und vielleicht nicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren, oder die Großmut des Alcibiades[5] ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten[6], der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituieren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüt gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten ꝛc. ist von Anfang[7].

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß ihr lest, wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder[8], zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne dich um andre zu bekümmern. Man muß schreiben, wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existiert man auch für verwandte Wesen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον[9] in seiner Schule leiden; wäre ich imstande, eine zu machen, ich litte keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch-kapuzinermäßigen Deklamation des Züricher Propheten[10] die unsinnigen Worte: „Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich". Oder so un-

---

[1] Entsprechend dem erhabenen Tone der Herderschen „Ideen". — [2] Unbekannter Vers, soviel als: ein Dummer. — [3] Jacobi. — [4] Nach Ev. Johannis, Kap. 1 V. 11. — [5] Seinen Alcibiades nannte Johann Georg Hamann den jungen Franz Buchholz auf Welbergen in Westfalen, der es ihm durch Unterstützungen ermöglicht hatte, seine Stellung als Pachhofverwalter in Königsberg aufzugeben und nach Münster überzusiedeln, wo Hamann 1788 verstarb. — [6] Lavaters (vgl. S. 54), der nach Goethes Meinung auf Hamann habe Einfluß gewinnen wollen. — [7] Nach Ev. Johannis, Kap. 8, V. 44. — [8] Herder. — [9] „Der Geometrie Unkundigen", nach dem auf Pythagoras zurückgeführten Spruch: μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω. — [10] In Lavaters, Goethe gewidmetem „Nathanael. Oder die ebenso gewisse, als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums. Für Nathanaele, das ist, für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, trugfosem Wahrheitssinne". (1786.)

gefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Ärmel. Nicht die ersten simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen, wo andre Leute hingehören oder keiner hingehört. Laßt das alles gut sein, wie ich auch tue, der ich es freilich jetzt leichter habe!

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar hab' ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch alles machen! Das seh' ich wohl, unsereiner muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß ihr beisammen seid und was ihr einander seid, indes ich, durch eignen Willen exiliert, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß, wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin[1]. Ich habe mit Rat Reifenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projektiert. Wenn alles gelingt, so ist's ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Negotiation[2] wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestriert[3] ist und also vermietet wird, anstatt daß die andern entweder besetzt sind oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen gerät. Ich schreibe, sobald nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein schönes freiliegendes Quartier mit einem Garten für sie bereit[4]. Und so wünscht' ich, daß sie sich überall zu Hause fände, denn sonst genießt sie nichts; die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um, wie nach einem Vogel, der einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße[5], so will ich es tun.

---

[1] Der Herzogin-Mutter Anna Amalia. — [2] Italienisch negoziazione, Unterhandlung. — [3] Italienisch sequestrare, gerichtlich in Beschlag nehmen. — [4] Die Villa Malta an der Porta Pinciana, die Anna Amalia während ihres römischen Aufenthalts bewohnte. — [5] Nach Ev. Matthäi, Kap. 4, V. 6.

Nun kann ich nicht weiter, wenngleich noch Raum da ist. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieser Zeilen.

Castel Gandolfo[1], den 8. Oktober, eigentlich den 12., denn diese Woche ist hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Also geht dieses Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier, wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens beiseite, um zu zeichnen, dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft sein, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal.

Angelika ist auch hier und wohnt in der Nähe, dann sind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr von Maron[2], Schwager von Mengs, mit der seinigen, teils im Hause, teils in der Nachbarschaft; die Gesellschaft ist lustig, und es gibt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperson ist[3], und trägt sich dann einen Tag mit den bonmots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern köstlichen Himmel. Heute hat sich ein Wind erhoben, der mich zu Hause hält. Wenn man mich außer mir selbst herausbringen könnte, müßten es diese Tage tun, aber ich falle immer wieder in mich zurück, und meine ganze Neigung ist auf die Kunst gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es scheint, als wenn ich wenigstens würde sehen lernen.

„Erwin und Elmire" ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forstern[4] auf seine Reise um die Welt auch Fragen und Mutmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen soll, wenn ich es auch von Herzen gerne täte. Wir wollen sehen.

---

[1] Am Albaner See, wo Goethe bei dem Kunsthändler und Bankier Jenkins wohnte, vgl. S. 45 und 94. — [2] Anton von Maron (1733—1808), geboren in Wien, gestorben in Rom, verheiratet mit der Malerin Therese Concordia Mengs, der Schwester von Raphael Mengs. — [3] Vgl. S. 102. — [4] Georg Forster (1754—94) hatte mit seinem Vater die zweite Entdeckungsreise von James Cook mitgemacht und beschrieben und sollte jetzt im Auftrag der Kaiserin Katharina von Rußland eine neue Weltreise antreten, die aber nicht zustande kam.

Ihr habt wohl schon kalte, trübe Tage, wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehn. Wie sehr mich Herders „Ideen" freuen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dies das liebste Evangelium. Grüßt alles, ich bin in Gedanken immer mit euch, und liebt mich.

Den letzten Posttag, meine Lieben[1], habt ihr keinen Brief erhalten, die Bewegung in Castello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hause wohnte, das immer Zuspruch hat, so mußte ich mich drein geben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italiener gesehen, als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin interessierte mich die acht Tage ihres Bleibens[2], sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus. Angelika war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund sein, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten, denn es ist unglaublich, was sie alles endigt.

Diese letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt, wieder in Rom zu sein.

Gestern abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht das Vergnügen, hier zu sein. Es war mir, als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte.

Über seinen „Gott" möcht' ich gern mit Herdern sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein, wie andre, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegorisieren, und Herder wird meine Allegorie am besten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge und so weiter. Je größer die Last oder je feiner der Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), desto zusammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanismus sein und doch im Innern die größte Einheit haben. So sind alle Hypo-

[1] Hiermit beginnt ein neuer Brief, der erst nach der Rückkehr von Castel Gandolfo in Rom geschrieben sein kann. — [2] Maddalena Riggi, vgl. S. 95 ff.

thesen oder vielmehr alle Prinzipien. — Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug, was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L.[1] seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen[2], wenn J.[3] sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung[4] zu vergöttern, wenn C.[5] aus einem Fußboten[6] ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebt durch etwas außer sich[7]! würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Überlieferung und Erfahrung nicht schämen? würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms[8] aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Teil der „Ideen", sehe erst, was es ist, und frage sodann, ob der Autor es hätte schreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Echte, Große, Innerliche, was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es also irgendwo fehlt, so mangelt's nicht an der Ware, sondern an Käufern, nicht an der Maschine, sondern an denen, die sie zu brauchen wissen. Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir könnte vielmehr dran gelegen sein, daß das Prinzipium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem jeden seinen Hebel und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

---

[1] Lavater. — [2] Die „Göttlichkeit des Christentums", in seinem „Nathanael". — [3] Jacobi. — [4] Sein Glaube an einen persönlichen Gott. — [5] Claudius. — [6] Der „Fußbote" spielt auf den „Wandsbecker Boten" an. — [7] Vgl. S. 85 f. — [8] Nach Offenbarung Johannis, Kap. 5, V. 6 ff.

Castel Gandolfo, den 12. Oktober 1787.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort, und zuerst den lebhaftesten Dank für die „Ideen"! Sie sind mir als das liebenswerteste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte dich, laß mir sobald als möglich die Stelle aus Camper[1], die du pag. 159 anführst, ganz ausschreiben, damit ich sehe, welche Regeln des griechischen Künstlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstration des Profils aus dem Kupfer[2]. Schreibe mir dazu und exzerpiere mir sonst, was du mir nützlich dünkst, daß ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Spekulation gekommen ist; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavaters „Physiognomik" etwas Kluges darüber[3]? Deinem Aufruf wegen Forsters[4] will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht sehe, wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen tun, ich muß meine Hypothesen völlig auseinandersetzen und vortragen. Du weißt, wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig sein, und wohin es geschickt werden soll. Ich sitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenschneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Diktieren mich wenden; denn eigentlich seh' ich es als einen Wink an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bücher schließen.

Was mir am schwersten sein wird, ist: daß ich absolut alles aus dem Kopfe nehmen muß, ich habe doch kein Blättchen meiner Kollektaneen, keine Zeichnung, nichts hab' ich bei mir, und alle neusten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib' ich wohl in Castello und treibe

---

[1] Peter Camper (1722—89), dem holländischen Anatomen. — [2] Aus seinen „Demonstrationes anatomico-pathologicae" (Amsterdam 1760—62, 2 Teile mit je 4 Kupfertafeln). — [3] Vgl. Bd. 3, S. 40 ff. der „Physiognomischen Fragmente": „Über Ideale der Alten; schöne Natur; Nachahmung" (Leipzig und Winterthur 1777). — [4] Vgl. S. 87.

ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann gibt's Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, daß ich sie beisammen sehe, einzeln wäre es eine große Sekkatur[1]. Angelika ist hier und hilft alles übertragen.

Der Papst soll Nachricht haben, Amsterdam sei von den Preußen eingenommen[2]. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine sodezza[3]! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben, und niemand, der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens und will Friede halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 27. Oktober 1787.

Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles, was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich. Diese ersten Tage hab' ich mit Briefschreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert, die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehn. Es ist zu schmeichelhaft, als daß ich es sagen dürfte, was mir Angelika für Hoffnungen über mein Landschaftszeichnen unter gewissen Bedingungen gibt. Ich will wenigstens fortfahren, um mich dem zu nähern, was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß „Egmont" angelangt und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, daß Kayser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unsrer Scapinereien[4]. Du kannst denken, was das für ein Fest sein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper[5] gelegt, und „Claudine"[6] mit „Erwin" in seiner Gegenwart, mit seinem Beirat verbessert.

---

[1] Italienisch seccatura, Plage, Beschwerlichkeit, vgl. S. 198. — [2] Am 8. Oktober war die Kapitulation erfolgt. Vgl. S. 66. — [3] Festen Sinn. — [4] Kayser hatte das Goethische Singspiel „Scherz, List und Rache" komponiert, in dem Scapin und Scapine den alten Doktor überlisten. — [5] Goethe beabsichtigte, „die famose Halsbands-Geschichte des Kard. Rohan zur Opera Buffa zu machen", woraus der spätere „Groß-Cophta" entstand. — [6] „Claudine von Villa Bella, ein Schauspiel mit Gesang", war in seiner ersten Fassung Anfang des Jahres 1775 in Frankfurt entstanden und wurde wie „Erwin und Elmire" für die neue Ausgabe der „Schriften" in Italien umgearbeitet und ganz in Verse umgeschrieben.

Herders „Ideen" hab' ich nun durchgelesen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohltun. Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen achtgegeben und gefunden, daß alle wirklich kluge Menschen mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen: daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe: sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, so wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergötzen, denn es ist durchaus köstlich gedacht und geschrieben.

Besonders schön find' ich das griechische Zeitalter; daß ich am römischen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermisse, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüt die Masse des, was der Staat war, an und für sich; mir ist er wie Vaterland etwas Ausschließendes. Und ihr müßtet im Verhältnis mit dem ungeheuern Weltganzen den Wert dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich vieles zusammenschrumpfte und in Rauch aufgehn mag.

So bleibt mir das Coliseo immer imposant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches diesen ungeheuren Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömische Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst[1] in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein deutsches Produkt und, was schlimmer ist, eines deutschen Kavaliers. Es scheint ein junger

[1] Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, Über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst (Leipzig 1787, 3 Teile). Der Verfasser (1757—1822) war Justizbeamter im englischen Kurfürstentum Hannover und hatte 1784 Italien bereist.

Mann zu sein, der Energie hat, aber voller Prätension steckt, der sich Mühe gegeben hat, herumzulaufen, zu notieren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt, dem Werke einen Anschein von Ganzheit zu geben, es ist darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falsches und Albernes, Gedachtes und Nachgeschwätztes, Longueurs und Echappaden[1]. Wer es auch in der Entfernung durchsieht, wird bald merken, welch monstroses Mittelding zwischen Kompilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminose Opus geworden sei.

Die Ankunft „Egmonts" erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs ist. Das Saffianexemplar ist angelangt, ich hab' es der Angelika gegeben. Mit Kayſers Oper wollen wir es klüger machen, als man uns geraten hat; euer Vorschlag ist sehr gut, wenn Kayſer kommt, sollt ihr mehr hören.

Die Rezension ist recht im Stil des Alten[2], zuviel und zuwenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen, zu machen, seitdem ich sehe, wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende rezensieren, das heißt, etwas von seinem Dasein hererzählen läßt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut[3] durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen habe. Unser Oktober war nicht der schönste, ob wir gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüt ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehangen habe und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

---

[1] Längen und Fehlgriffe. — [2] Wielands Anzeige der ersten vier Bände von Goethes gesammelten „Schriften" im Septemberheft des „Merkur" vom Jahre 1787. — [3] Des Krankseins infolge der Hitze.

Bericht.

Oktober.

Zu Anfang dieses Monats bei mildem, durchaus heiterem, herrlichem Wetter genossen wir eine förmliche Villeggiatur in Castel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert sahen. Herr Jenkins[1], der wohlhabende englische Kunsthändler, bewohnte daselbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitergenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beisammensein, noch an Bogengängen zu munterem Lustwandeln fehlte.

Man kann sich von einem solchen Herbstaufenthalte den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Personen ohne den mindesten Bezug aufeinander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernst- und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Kur eine Art von Diversion macht, hier im vollkommensten Müßiggange, sich nicht die entschiedensten Wahlverwandtschaften zunächst hervortun sollten. Hofrat Reifenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unseren Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirg die nötige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herandrängte und uns zur Teilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die ersten und versäumten nicht, uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche römische Nachbarin, nicht weit von uns im Korso wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide seit meiner Mylordschaft[2] meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwidert, doch hatte ich sie

[1] Vgl. S. 45. Das „stattliche Gebäude" ist noch heute erhalten vor dem Eingang zum Dorf vom Bahnhofe her. — [2] Vgl. S. 45 f.

nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie abends vor der Tür saßen, öfters nah genug vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Konzert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Teilnahme mit anmutigem Bezug auf sich selbst in der wohlklingenden römischen Sprache schnell, doch deutlich vorträgt; und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Klasse über sich selbst erhebt und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin[1] vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Kommis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Prinzipal in großer Gunst stand[2]. Sie schienen genau miteinander verbunden und Freundinnen zu sein.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden, als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lottospiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Kasse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst.

---

[1] Maddalena Riggi (1765—1825). Ihr Bild, gemalt von Angelika Kauffmann, ist jüngst wieder aufgefunden worden und zeigt ihre hervorragende Schönheit; es befindet sich in Berlin in Privatbesitz. Vgl. das von der schönen Mailänderin Erzählte in den „Berichten" des Dezember (S. 136), Februar (S. 203 f.) und April (S. 240 ff.). — [2] Mit Namen Carlo Ambrogio Riggi, vgl. S. 241 f.

Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches geteiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst dem werten Fremden versicherte, daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Teilnahme gekommen sei, es sich nicht wohl zieme, mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten und eine unschuldig anmutige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sei, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unsern Landen herkömmlich sei, daß man den sämtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sei.

Aber leider! indessen ich mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertesten unmittelbar nahe kommt. Übersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächsten Morgen fanden wir uns drei allein, und da vermehrte sich denn das Übergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Äußerungen etwas Strebsames zu bemerken war. Sie beklagte sich nicht über vernachlässigte, aber allzu ängstliche Erziehung: „Man lehrt uns nicht schreiben", sagte sie, „weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht lesen lassen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beschäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird niemand denken; ich gäbe alles darum, Eng-

lisch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Mad. Angelika, Herrn Zucchi, die Herren Volpato[1] und Camuccini[2] hör' ich oft sich untereinander Englisch unterhalten mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich ist: und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tische, es stehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich sehe, und ich weiß nicht, was sie bringen."

„Es ist desto mehr schade", versetzte ich, „da das Englische sich so leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit fassen und begreifen. Machen wir gleich einen Versuch", fuhr ich fort, indem ich eins der grenzenlosen englischen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte schnell hinein und fand einen Artikel, daß ein Frauenzimmer ins Wasser gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle, die ihn verwickelt und interessant machten, es blieb zweifelhaft, ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, sowie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat sie, aufmerksam darauf zu schauen. Darauf übersetzt' ich ihr erst alle Substantiva und examinierte sie, ob sie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überschaute sie die Stellung dieser Haupt- und Grundworte und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie im Perioden[3] eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bestimmenden Worten über und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das heiterste bemerklich und katechisierte sie so lange, bis sie mir endlich unaufgefordert die ganze Stelle, als stünde sie Italienisch auf dem Papiere, vorlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen, als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

[1] Vgl. S. 45. — [2] Kunsthändler in Rom, Vater des Malers Vincenzo Camuccini. — [3] D. h. „in der Periode". Goethe gebraucht stets „der Period" mit schwacher Flexion.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelika war angekommen; an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand gesetzt, meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplätze komplimentierten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir niederzulassen. Meine ernste Nachbarin schien dies mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen sein müsse, und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen teilte, indem ich die ältere zarte, diesmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand desjenigen, der mit einem Mal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Teilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Öl oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlassen Lust hatte, um in teilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nach-

darinnen nicht absagen können, mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen, daß von Ausstattung die Rede sei, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, teilweise noch ein Geheimnis, und was nicht alles in genauer Hererzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem späteren Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams, man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmut, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das bescheidenste, wer denn aber die Braut sei. Mit Verwunderung erwiderte man mir, ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sei.

Hier ist es freilich nun nicht nötig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessiert dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung

unbegrenzt vorspiegelt. Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammen zu nehmen. „Es wäre wunderbar genug", rief ich aus, „wenn ein Werther-ähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben."

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was ich besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Absteigen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun aber hab' ich mich kurz zu fassen; die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft, man konnte sich ohne Affektation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist außer ein einziges Mal mit dem Wirt, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich von einer weiten Berg- und Waldtour die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie aufs schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jedermann ganz herrlich, nur als zu meinen Ehren verraten wurde, daß ich sie aus der Wildnis mitgebracht, ergrimmte unser englischer Wirt, obgleich nur im Verborgenen, darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, jemanden an seiner eignen Tafel zu überraschen, Speisen aufzusetzen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dies alles mußte mir Rat

Reifenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh, als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiderte, ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte, wenn mir wieder dergleichen Edulien[1] unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirte selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig sein will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert und brachte auch dem Herrn ins Gedächtnis, daß dergleichen zwar als besondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses kulinarische Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich selbst, von einem ganz eignen Gifte angesteckt, in Verdacht gekommen sei, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht, meinen gefaßten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte sogleich den englischen Studien auszuweichen, indem ich mich morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zusammentritt von mehrern Personen zu nähern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältnis in meinem so viel beschäftigten Gemüte wieder zurechte, und zwar auf eine sehr anmutige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dieselbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, so war ich als einer, der ohnehin nicht mehr einem leichtsinnigen Jüngling glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Behagen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, bezeichnete sich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältnis mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zu-

[1] Eßwaren.

frieden sein. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen behaglichen Gang.

Von der mannigfaltigen Unterhaltung wäre viel zu sagen. Genug, es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Karneval beklatschte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-mimisch lakonischen Absurditäten aufs beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseins zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projektierte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch, mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg[1] von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rat war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittleren Jahreszeit bis Rom gelangen und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Teil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rat, redlich und sachgemäß, wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eigenen Vorteil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt und mich eigent-

[1] Der Domherr Johann Friedrich Hugo von Dalberg (1752—1812), der Bruder des Erfurter Statthalters und späteren Kurfürsten von Mainz. Diese Reise wurde jedoch erst im Jahre 1788 geplant.

lich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener heimatlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Teilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt im Streben nach Bequemlichkeit weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen, fühlte ich mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art, die Dinge zu sehen, nicht sogleich die ihrige sein würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen[1] Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu atmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich; sie suchten das auf, was sie vergessen sollten, und konnten das, was sie schon lange gewünscht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Tun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnt' ich vermeiden, so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eignes Irren und Halbgewahrwerden, ja, selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseins zu finden, auszufüllen, was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

---

[1] Ungeheuerlichen.

So deutlich nun auch ein solches Verhältnis mir erschien, so erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewissen und fuhr unabläßig fort in der sorgfältigsten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von andern, Beschauen künstlerischen Bestrebens, eigene praktische Versuche wechselten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechselseitig ineinander ein.

Hiebei förderte mich besonders die Teilnahme Heinrich Meyers von Zürich, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler die Zeit besser anzuwenden wußte als der Kreis von jüngern, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik mit einem raschen lustigen Leben leichtmütig zu verbinden glaubten.

November.

Korrespondenz.

Rom, den 3. November 1787.

Kayser ist angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geschrieben. Er ist erst am Klavierstimmen, und nach und nach wird die Oper[1] vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anschließende Epoche, und ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehn, die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste.

Die Aufnahme meines „Egmont" macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Das, was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr sagt, daß es gemacht ist, so habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüts nie zu stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit[2] haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert. Nun liegen noch so zwei Steine vor mir: „Faust" und „Tasso". Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich, auch diese Klumpen den Berg hinauf zu bringen. Bin ich einmal damit oben, dann soll es aufs neue angehn, und ich will mein Möglichstes tun, euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhaltet.

[1] „Scherz, List und Rache", vgl. S. 91. — [2] Vgl. S. 32 und 156.

Was du[1] von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz und erwarte deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältnis zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischennuance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Notdurft des dramatischen Pappen- und Lattenwerks die Schattierungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind; vielleicht hilft ein zweites Lesen, vielleicht sagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelika hat ein Titelkupfer zum „Egmont" gezeichnet, Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen worden wäre[2].

Rom, den 3. November.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen, denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigne Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden soll. „Claudine" ist nun in der Arbeit, wird, sozusagen, ganz neu ausgeführt und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.

Rom, den 10. November.

Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück[3],

[1] Frau von Stein oder Herder. — [2] Es stellt Klärchen vor Egmont kniend dar und erschien im fünften Bande der ersten Gesamtausgabe von „Goethes Schriften" (Leipzig 1788). — [3] In Wirklichkeit kam Tischbein damals nicht nach Rom zurück, sondern erst im März des Jahres 1789. Die Wohnungsveränderung wurde erst am 1. März 1788 vorgenommen, vgl. S. 212 und 230.

und da muß beider Quartier[1] und alles verändert werden, doch bei unsern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis sein.

Ich habe der Herzogin-Mutter den Vorschlag getan, sie soll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen nach und nach für sie in verschiedenen kleinen Kunstwerken auszugeben. Unterstütze[2] diesen Vorschlag, wie du ihn in meinem Briefe findest, ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es ist dieses ein wichtiger Punkt, dessen ganzen Umfang du ohne große Entwicklung empfinden wirst, und du würdest die Notwendigkeit und Nützlichkeit meines Rats und Erbietens noch mehr erkennen, wenn du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier findet, so stille ich die Begierde zu besitzen, die bei jedem Ankömmling, er sei, wer er wolle, entsteht, und welche sie nur mit einer schmerzlichen Resignation unterdrücken oder mit Kosten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen sich davon noch Blätter vollschreiben.

Rom, den 10. November.

Daß mein „Egmont" Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüts und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genugzutun; er verlangt immer etwas, wie das vorige war.

Rom, den 24. November.

Du fragst in deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landschaft dieser Gegenden[3]. Darauf kann ich dir sagen, daß sie bei heitern Tagen, besonders des Herbstes, so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe, dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher macht, der jetzt in Neapel ist[4]; die Wasserfarben bleiben so weit unter dem

---

[1] Tischbeins und Kaysers, den Goethe in die Haushaltung auf dem Korso aufgenommen hatte, vgl. S. 109. — [2] Wohl an Frau von Stein gerichtet. — [3] Eine Antwort an Frau von Stein. — [4] Christoph Heinrich Kniep.

Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben, es sei unmöglich. Das schönste dabei ist, daß die lebhaften Farben in geringer Entfernung schon durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegensätze von kalten und warmen Tönen (wie man sie nennt) so sichtbar dastehn. Die blauen klaren Schatten stechen so reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Rötlichen, Bräunlichen ab und verbinden sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich selten, einzelne Effekte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Übrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu tun, als zu pfuschen; wie es andre treiben, seh' ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kayfers Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht, meine Arbeiten stockten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern[1] sind nahe, fertig zu sein. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von denen Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

[1] „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella".

Bericht.

November.

Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmähliches Loslösen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackeren früheren Freundes vorbereitet, des Christoph Kayser, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern[1] und uns andern herangekommen war. Dieser, von Natur mit eigentümlichem musikalischem Talente begabt, hatte schon vor Jahren[2], indem er „Scherz, List und Rache" zu komponieren unternahm, auch eine zu „Egmont" passende Musik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück sei abgegangen und eine Kopie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Korrespondenz darüber ward rätlich gefunden, er solle selbst unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht säumend mit dem Kurier durch Italien hindurchflog, sehr bald bei uns eintraf und in den Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Korso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.

Hier aber zeigte sich gar bald statt des so nötigen Sammelns und Einens neue Zerstreuung und Zersplitterung.

Vorerst gingen mehrere Tage hin, bis ein Klavier beigeschafft, probiert, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurechtgerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünschen und zu fordern übrigblieb. Indessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Versäumnis durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart[3] für unerreichbar gehalten, sodann auch, daß als Probe eines geübten Klavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein

---

[1] Friedrich Maximilian Klinger (1752—1831), dem Dichter von „Sturm und Drang", der ebenfalls aus Frankfurt stammte und mit Goethe und Frau Rat befreundet war. Christoph Kayser war 1755 geboren. — [2] Entspricht nicht den Tatsachen; vgl. S. 62. — [3] Christian Friedrich Daniel Schubart (1739—1791), der Musiker und Dichter, der gerade damals (1787) aus seiner zehnjährigen Haft auf Hohenasperg entlassen und zum Direktor der Hofmusik in Stuttgart ernannt worden war.

einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Atem kommen ließ.

Die Symphonie zu „Egmont" brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals aus Notwendigkeit und Liebhaberei gegen das musikalische Theater gerichtet war.

„Erwin und Elmire" sowie „Claudine von Villa Bella" sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung „Egmonts" in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer ersten Form dahinzugeben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und wert; es zeugte von vielen zwar töricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberatenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten[1], denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten als einem eingebürgerten Italiener, der den melodischen Gesang durch einen rezitierenden und deklamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen.

In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Kompositionen haben hie und da Freude gemacht[2], und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorübergeschwommen.

Gewöhnlich schilt man auf die italienischen Texte, und das zwar in solchen Phrasen, wie einer dem andern nachsagen kann, ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Komponisten und an den Sänger, als inwieweit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne hierüber weitläufig zu sein, erinnere ich an den Text der „Heimlichen Heirat"[3]; man kennt den Verfasser[4] nicht, aber es

[1] Von denen Goethe manche in seiner Jugend auf dem Theater des Junghofes in Frankfurt gesehen hatte. — [2] Namentlich „Claudine" in der Komposition von Johann Friedrich Reichardt. — [3] Des Meisterwerks von Cimarosa („Il matrimonio segreto"), 1792 zuerst in Wien aufgeführt. — [4] Bertati nach Da Pontes Zeugnis.

war einer der geschicktesten, die in diesem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen sein. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wüßte selbst nicht zu sagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die „Serva Padrona" von Pergolese[1], Eingang und Beifall fand. Damals nun produzierte sich ein deutscher Buffo, namens Berger[2], mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städten und Ortschaften mit geringer Verkleidung und schwacher Musik im Zimmer mancherlei heitere, aufregende Vorstellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren[3] das Singspiel „Scherz, List und Rache" entstanden, das ich an Kaysern nach Zürich schickte, welcher aber als ein ernster, gewissenhafter Mann das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmut des Ganzen.

Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es nach frühern Mäßigkeitsprinzipien an einer

---

[1] Giovanni Battista Pergolese (1710—36). Die „Magd als Herrin", 1731 entstanden und heute noch viel in Italien und bisweilen in Deutschland gegeben, wird nur von zwei Personen gesungen. Diese Intermezzi waren ursprünglich Zwischenaktsunterhaltungen in Tragödien, die dann zur opera buffa erweitert wurden. — [2] Anton Berger, der im Februar 1777 in Weimar bei Hofe gespielt hatte. — [3] Im Jahre 1784.

Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doktors[1] gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die „Entführung aus dem Serail“[2] schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.

Die Gegenwart unseres Kayfers erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische Exhibitionen[3] eingeschränkt hatte. Er war sorgfältig, die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage[4] zum ersten Male eine Bravourarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie tat auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publikum ausübt.

Nächst diesem hatte Kayser noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm sehr um alte Musik zu tun war, ihm auch die Geschichte der Tonkunst ernstlich zu erforschen oblag, sich in Bibliotheken umsah; wie denn sein treuer Fleiß besonders in der Minerva[5] gute Aufnahme und Fördernis gefunden hatte. Dabei aber hatte sein Bücherforschen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des sechzehnten Jahrhunderts aufmerksam machte und z. B. das „Speculum romanae magnificentiae“[6], die Architekturen von Lomazzo[7], nicht weniger die späteren „Admi-

---

[1] Aus denen der Doktor im zweiten Akt des Singspiels der sich krank stellenden Scapine einen Trank braut. Theriak (*θηριακόν*) ist ein Universalheilmittel des Altertums, aus fast siebzig Arzneimitteln zusammengebraut. — [2] Sie wurde 1782 zum erstenmal in Wien, am 5. April 1785 zum erstenmal in Weimar aufgeführt und daselbst öfters wiederholt. — [3] Darbietungen, vgl. S. 81 und 205. — [4] Am 22. November, vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 161 f. — [5] In der Bibliothek des Dominikanerklosters bei Santa Maria sopra Minerva, heute noch eine der größten Bibliotheken Roms, nach dem Hauptstifter Bibliotheca Casanatense genannt. — [6] „Spiegel römischer Pracht“, von Antonio Lafrerl, 1575 erschienen. — [7] Giovanni Paolo Lomazzo (1538—1600), einem Maler der Mailänder Schule, Verfasser des „Trattato dell' Arte della Pittura, Scoltura ed Architettura“ (Mailand 1585).

randa Romae“[1] und was sonst noch dergleichen sein mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Diese Bücher- und Blättersammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben besonders einen großen Wert, wenn man sie in guten Abdrücken vor sich sieht: sie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Altertum mit Ernst und Scheu betrachtet und die Überbleibsel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man sich z. B. den Kolossen, wie sie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna standen[2]; die Halbruine des Septizoniums Severi[3] gab noch den ungefähren Begriff von diesem verschwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Fassade[4], das große Mittel ohne Kuppel[5], der alte Vatikan[6], in dessen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück und ließ zugleich aufs deutlichste bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und ungeachtet bedeutender Hindernisse das Zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursach' hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die übrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies.[7] Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmannischen Manier[8]

---

[1] „Die Wunder Roms“, eigentlich „Admiranda antiquitatum Romanarum“, herausgegeben von Giovanni Pietro Bellori (Rom 1693). — [2] Den Rossebändigern vom Monte Cavallo, den Dioskuren, die von den Thermen Konstantins stammten und nie verschüttet waren. Papst Sixtus V. stellte sie 1589 neu auf. — [3] Ein vielstöckiger Säulenbau, errichtet vom Kaiser Septimius Severus im Süden des Palatins und bestimmt, die Ansicht auf die hier mündende Via Appia abzuschließen. Er stand zum Teil noch im 16. Jahrhundert und wurde erst von Sixtus V. abgebrochen. — [4] Soweit sie bis zum Jahre 1606 gediehen war, als Papst Paul V. Bramantes und Michelangelos Plan änderte und durch Carlo Maderna das Langhaus aufführen und die gegenwärtige Fassade errichten ließ. — [5] Also eine Ansicht aus den Jahren vor 1546, ehe Michelangelo den Bau übernahm und die Kuppel aufführte. — [6] Mit dem großen, von Bramante erbauten Hofe, den Sixtus V. durch die Erbauung der Vatikanischen Bibliothek in zwei Teile schied. — [7] Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 149. — [8] Des Sepiamalers Jakob Kreszenz Seydelmann (1750—1829) aus Dresden, eines Schülers von Mengs.

antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der frühern und spätern Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein dem Museum sowohl des Vatikans als auch des Kapitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genußreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistenteils wie ein entzückender, nach und nach verlöschender Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vorteilhaften Einwirkungen auf Kenntnis und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen römischen Museen, z. B. das Museo Pio-Clementino[1] im Vatikan, das Kapitolinische ꝛc., beim Licht von Wachsfackeln zu besehen, scheinet in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu sein, indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen.

„Vorteile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen wirksamen Fackellicht alle zarten Nuancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polierten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Teile treten heller hervor. Ein Hauptvorteil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laokoon in der Nische, wo er stand[2], nur bei Fackellicht recht sehen, weil

[1] Genannt nach Clemens XIV. (1769—74) und Pius VI. (1775—99), die durch den Archäologen Visconti das Vatikanische Museum in seiner heutigen Gestalt anordnen ließen. Nur erweiterte später Pius VII. (Chiaramonti, 1800—23) die Sammlung noch durch das Museo Chiaramonti und den Braccio Nuovo und Gregor XVI. (1831—46) durch das Museo Etrusco Gregoriano. — [2] Wo er noch heute steht, in einem der vier Eckkabinette des Cortile del Belvedere; das berühmte Werk rhodischer Kunst von Agesandros und seinen Söhnen Polydoros und Athenodoros.

kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; dasselbe war der Fall mit dem Apollo[1] und dem sogenannten Antinous (Merkur)[2]. Noch nötiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil[3] wie auch den Meleager[4] zu sehen und ihre Verdienste schätzen zu können. Keiner andern Antike ist Fackelbeleuchtung so vorteilhaft als bei dem sogenannten Phocion[5], weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wundersam zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Teile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines sitzenden Bacchus[6] aus, ebenso das obere Teil einer Bacchusstatue mit schönem Kopf[7] und die Halbfigur eines Triton[8], vor allen aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso[9].

„Die Denkmale im Kapitolinischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Museo Pio-Clementino, doch gibt es einige von großer Bedeutung, und man tut wohl, um sich von ihren Verdiensten gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Pyrrhus[10], vortreff-

[1] Von Belvedere, im zweiten Ecklabinett. — [2] Im dritten Ecklabinett, noch heute unter dem Namen „Antinoos vom Belvedere" bekannt. Doch stellt die Statue den Hermes Enagonios dar, den Beschützer gymnastischer Übungen. Sie ist in vielen Repliken erhalten und ihr Typus dem praxitelischen Hermes von Olympia verwandt. — [3] Ein Werk alexandrinischer Kunst, die Kolossalfigur des Flußgottes, der von 16 Knaben umspielt wird, den Symbolen der 16 Ellen, die der Fluß steigt. Es ist heute im Braccio Nuovo aufgestellt, stand aber damals mit dem Meleager, schlecht beleuchtet, im Saal der Tiere. — [4] Heute im Atrio del Meleagro in der Vorhalle des Belvedere aufgestellt, die Nachbildung eines griechischen Bronzeoriginals aus dem Kreise des Scopas. — [5] So bezeichnet, weil der Gesichtsausdruck zu der schlichten Art des atheniſchen Feldherrn zu passen schien. Der Kopf ist der eines griechischen Strategen des 4. Jahrhunderts und gehört nicht zu dieser Statue, die vielmehr einen Hermes darstellt. Das Werk steht jetzt im Saal der Biga; es stand damals in der „Großen Seitengalerie", der heutigen Galleria delle Statue. — [6] Welcher sitzende Torso gemeint sein mag, ist nicht ermittelt. — [7] Der Dionysostorso aus dem Saal der Biga, berühmt wegen der weichen Behandlung des Fleisches und von Raphael Mengs einst eifrig studiert. — [8] In der Galerie der Statuen, die großartige Darstellung einer Seegottheit, aus der Schule des Scopas, auch damals in der „Großen Seitengalerie" aufgestellt. — [9] Ein Werk des Athenērs Apollonios, wahrscheinlich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., die Idealstatue Winckelmanns, der den verklärten Herkules darin sah. Sie steht im Atrio quadrato der Vorhalle des Belvederes, wo sie auch damals stand, mit dem Scipionensarkophag. — [10] Eine Kolossalstatue des Ares, in der Halle des Erdgeschosses. Die Aufstellung der Sta-

lich gearbeitet, steht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird[1], welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus[2], die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vorteil, da sie in einem Eckzimmer[3] aufgestellt ist, und die sogenannte schön bekleidete Juno[4] steht an der Wand zwischen Fenstern, wo sie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der so berühmte Ariadnekopf[5] im Miszellaneenzimmer wird außer bei Fackellicht nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stücke dieses Museums ungünstig aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus notwendig wird, wenn man solche recht sehen und nach Verdiensten schätzen soll.

„Wie übrigens so vieles, was geschieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verstanden wird, wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, ist sie notwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen und Übergang der Teile ineinander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig sein (wenn nämlich der, welcher die Fackel führt, und der Beschauer wissen, worauf es ankömmt); sie wird die Massen derselben besser zeigen und die zartesten Nuancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunststils hingegen, die vom mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu

---

tuen ist großenteils noch heute dieselbe wie zu Goethes Zeit. — [1] Sie steht noch heute in der „Galerie" im Dunkeln an der Treppe, von drei Seiten nur schwach beleuchtet, und ist als „Venere" bezeichnet. — [2] Die berühmte kapitolinische Venus, das Werk eines griechischen Künstlers, der den praxitelischen Typus der knidischen Aphrodite weiterbildete. — [3] Sie stand damals im Saal der Kaiserbüsten, nicht in ihrem jetzigen Kabinett. — [4] Eine erhabene Gewandstatue der Hera aus dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., damals wie heute im Hauptsaal des Obergeschosses. — [5] Im Wirklichkeit der schöne Kopf eines Dionysos mit Locken und Stirnband in weicher, weiblicher Bildung. Als das Miszellaneenzimmer wurde das einzige nach hinten liegende Zimmer bezeichnet, das heutige „Zimmer der Tauben". Hier und in den beiden ersten Vorderzimmern sind die Statuen heute ganz anders aufgestellt. Der schöne Kopf steht jetzt im Zimmer des sterbenden Fechters.

gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte stehen. Denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfingen, nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts[1] zu gedenken, der unserem Verein auf mehr als eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen[2] 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neuern Bau- und Bilderwerken jeder Art bekannt gemacht und sich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Teilnahme.

Sein Hauptstudium war die Baukunst, ohne daß er den klassischen Lokalitäten und so viel andern Merkwürdigkeiten seine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretischen Ansichten über Kunst gaben in dem streit- und parteisüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Diskussionen. Aus der Verschiedenheit der Ansichten kommen besonders dort, wo immer und überall von Kunst die Rede ist, gar mannigfaltig Hin- und Wiederreden, wodurch der Geist in der Nähe so bedeutender Gegenstände lebhaftest angeregt und gefördert wird. Unsres Hirts Maxime ruhte auf Ableitungen griechischer und römischer Architektur von der ältesten notwendigsten Holzkonstruktion, worauf er denn

---

[1] Aloys Ludwig Hirt (1759—1837), Archäolog, lebte von 1782—96 in Italien und starb als Professor der Berliner Universität. Goethe verkehrte mit ihm seit den ersten Tagen seines ersten römischen Aufenthalts, und so hatte Hirt erwartet, daß er bereits in der „Italienischen Reise" genannt würde. — [2] In dem mediatisierten Fürstentum Fürstenberg, in dem heute badischen Dorfe Behla.

Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete und sich dabei der Geschichte und Beispiele geschickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunst wie in jeder andern geschmackvolle Fiktionen stattfänden, auf welche der Baukünstler niemals Verzicht tun dürfe, indem er sich in den mannigfaltigsten Fällen, die ihm vorkommen, bald auf diese, bald auf jene Weise zu helfen habe und von der strengen Regel abzuweichen genötigt sei.

In Absicht auf Schönheit geriet er auch oft mit andern Künstlern in Diskrepanz, indem er den Grund derselben ins Charakteristische[1] legte, da ihm denn insofern diejenigen beipflichteten, welche sich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunstwerk zum Grunde liegen müsse, die Behandlung aber dem Schönheitssinne und dem Geschmack anempfohlen sei, welche einen jeden Charakter in seiner Angemessenheit sowohl als in seiner Anmut darzustellen haben.

Weil aber die Kunst im Tun und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als tun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals grenzenlos waren, wie sie es bis in die neusten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differierenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen untereinander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Vorfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel sein.

Eine Anzahl Künstler[2] hatten den Nachmittag im Vatikan zugebracht und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Tor an der Kolonnade[3] hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer und setzten auf der Überfahrung die Unterhaltung lebhaft fort.

---

[1] Hirt ist der „Charakteristiker" in Goethes Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen". — [2] Nach Heinrich Meyer, der dieselbe Geschichte erzählt, waren außer ihm Bury, Hirt und Lips dabei. — [3] Der Porta Angelica bei Berninis Kolonnaden von Sankt Peter.

Nun wären sie, bei Ripetta[1] aussteigend, in den Fall gekommen, sich zu trennen und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammen zu bleiben und wieder hinüber und herüber zu fahren und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den ferneren Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco[2] eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deshalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen; und da ihn sein Söhnchen mit Verwunderung fragte: „Was wollen sie denn damit?" antwortet' er ganz ruhig: „Ich weiß nicht, aber sie sind toll."

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Paket von Hause nachstehenden Brief:

„Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui, Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres, et pour moi votre livre est bon. Sie j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le coeur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu; toute une famille va être tranquille, et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le goût d'écrire, que vous soyez l'époux d'une

---

[1] Bei Porto di Ripetta, dem nördlichen Tiberhafen Roms, an der heutigen Via di Ripetta. — [2] Die Kupfermünze des einstigen Kirchenstaates, im Werte von 5 Pfennigen, der zehnte Teil eines Paolo, der hundertste eines Scudo.

Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.“ [1]

[1] „Mein Herr, ich bin nicht verwundert, daß Sie schlechte Leser haben; so viel Leute reden lieber, als daß sie fühlen, aber man muß sie beklagen und sich glücklich preisen, daß man ihnen nicht gleicht. — Ja, mein Herr, ich verdanke Ihnen die beste Tat meines Lebens, infolge davon die Ursache zu mehreren anderen, und für mich ist Ihr Buch trefflich. Wenn ich das Glück hätte, in demselben Lande zu wohnen wie Sie, würde ich Sie aufsuchen, Sie umarmen und Ihnen mein Geheimnis sagen, aber ich wohne unglücklicherweise in einem, wo niemand an den Beweggrund glauben würde, der mich eben zu diesem Schritt bestimmt hat. Begnügen Sie sich damit, mein Herr, daß Sie es vermocht haben, 300 Meilen von Ihrem Aufenthaltsort das Herz eines jungen Mannes zur Ehrbarkeit und Tugend zurückzuführen; eine ganze Familie wird beruhigt sein, und mein Herz erfreut sich einer guten Tat. Wenn ich Talente hätte, Geist oder einen Rang, der mich Einfluß haben ließe auf das Geschick der Menschen, so würde ich Ihnen meinen Namen sagen, aber ich bin nichts und weiß, was ich nicht sein möchte. Ich wünsche, mein Herr, daß Sie jung sein möchten, daß Sie die Neigung haben möchten, zu schreiben, daß Sie der Gemahl einer Lotte sein möchten, die nie einen Werther gesehen hat, und Sie werden der glücklichste der Menschen sein, denn ich glaube, daß Sie die Tugend lieben.“

Dezember.

Korrespondenz.

Rom, den 1. Dezember.

So viel versichre ich dir[1]: ich bin über die wichtigsten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntnis sich ins Unendliche erweitern könnte, so hab' ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern, ja klaren und mitteilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor und halte mein Erkenntnisvermögen zurück, daß nur meine tätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da sind herrliche Sachen und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. Dezember 1787.

Diese Woche ist mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung[2] nicht fort wollte; man muß sehen und suchen, alle Epochen zu nutzen. Unsere Hausakademie geht immer fort, und wir sind bemüht, den alten Aganthyr[3] aus dem Schlafe zu wecken; die Perspektiv beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Teile des menschlichen Körpers besser und sichrer zeichnen zu lernen. Es ist nur alles Gründliche gar zu schwer und verlangt große Applikation[4] in der Ausübung.

Angelika ist gar lieb und gut, sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu, und in der Woche sehe ich sie abends einmal. Sie arbeitet so

---

[1] Gerichtet an Herder. — [2] Mit „Claudine von Villa Bella". — [3] Einen nordischen Helden, der von seiner Tochter erweckt wird; aus dem „Zaubergespräch Agantyrs und Hervors", das Herder bearbeitet und in seinen „Volksliedern" herausgegeben hatte. — [4] Fleiß, vom italienischen applicazione, vgl. S. 37 u. 68.

viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache nichts.

Rom, den 8. Dezember.

Wie sehr es mich ergötzt, daß dir[1] mein Liedchen[2] gefallen hat, glaubst du nicht, wie sehr es mich freut, einen Laut hervorzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünscht' ich „Egmonten", von dem du so wenig sagst und eher, daß dir daran etwas weh als wohl tut. O, wir wissen genug, daß wir eine so große Komposition schwer ganz rein stimmen können, es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Überlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vorteile, wodurch man die geistigsten Effekte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaub' ich, daß man mehr lernen kann in Hohem und Niedrem als in Rom.

Rom, den 15. Dezember.

Ich schreibe dir[3] späte, um nur etwas zu schreiben. Diese Woche hab' ich sehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch andrer Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war und meine Kenntnis des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayfern und meinem zweiten Fritz[4] auf die Beine und durchging von Dienstag bis heute abend die Plätze, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dienstag abend erreichten wir Frascati, Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone.[5] Donnerstag gingen wir von Frascati

---

[1] Gerichtet an Frau von Stein. — [2] Das Lied des Ruggantino „Cupido, loser, eigensinniger Knabe" aus „Claudine", das in den zweiten Aufzug eingeschoben wurde, vgl. S. 158 u. 200. — [3] Gerichtet an Frau von Stein. — [4] Fritz Bury; der erste Fritz ist Fritz von Stein. — [5] Auf Villa Mondragone in Frascati. Der Kolossal-

auf Monte Cavo[1] über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben sollst, denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem zweiten auf Aricia, Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castell Gandolfo und Marino gegangen und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt, es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immergrünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Kastanien noch das Laub, wenngleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mitteile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. Dezember.

Daß ich zeichne und die Kunst studiere, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir[2] wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mitteilen zu können, den ich jetzt habe; so subordiniert er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Konsequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichsinnige Versuche. Mit Thurneyßen[3] schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die dich erfreuen werden.

Rom, den 25. Dezember.

Diesmal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden, wir hatten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter. Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden

---

kopf des Antinous, von Winckelmann enthusiastisch gepriesen, befindet sich jetzt im Louvre zu Paris. — [1] Dem alten Mons Albanus, an dem Alba longa lag. Alle die genannten Ortschaften gehören zum Albaner Gebirge. — [2] Gerichtet an Frau von Stein. — [3] Karl Wilhelm Thurneisen, einem Kaufmann aus Frankfurt a. M., vgl. S. 70.

Erkenntnis. Wieviel ich hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiiert. Er ist in wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und borniert gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber[1], tue, wirke das Beste für mich und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne jemanden zu nutzen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeitlang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten

[1] Gemeint ist Herder.

Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang', bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, graden Menschen die Rede, Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne[1] gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie[2], und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

Dezember.

Der Monat Dezember war mit heiterem, ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten frohen Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: Stellen wir uns vor, wir kämen soeben in Rom an und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen und mit einiger Stetigkeit so ziemlich durchgesetzt; leider daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übriggeblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich, einiges werde jedoch hievon kürzlich mitgeteilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber,

[1] Mit der Getreidemulde, mit der man Körner und Spreu voneinander sondert. — [2] Moritz, Bury und wahrscheinlich Schütz; vgl. S. 215.

liegt eine mäßig große Kirche, „Zu den drei Brünnlein[1]“ genannt; diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden und quillen noch bis auf den heutigen Tag.

Ohnehin ist die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dunstige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst, reinlich, wenngleich moderhaft gehegt und besorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raffaels farbig in Lebensgröße gemalt[2]. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schar als übereinstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder Einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er nach der Himmelfahrt desselben auf seine eignen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Mark Antons[3] übriggeblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unser Gedächtnis aufzufrischen und unsere Bemerkungen niederzuschreiben. Wir fügen den Auszug eines Aufsatzes bei, der in dem Jahre 1791 in den „Deutschen Merkur“ aufgenommen worden[4].

---

[1] San Paolo alle Tre Fontane, im Süden Roms, vor Porta San Paolo. Es stehen drei Kirchen nebeneinander, das Ganze ist seit 1808 den französischen Trappisten als Abtei eingeräumt. — [2] Diese Fresken befinden sich nicht in der Kirche alle Tre Fontane, sondern in der größten der drei, Santi Vincenzo ed Anastasio. Raffaels Entwürfe waren bestimmt für die Sala vecchia der päpstlichen Palafrenieri im Vatikan und wurden dort von seinen Schülern grau in grau ausgeführt, doch sind sie stark überarbeitet. — [3] Marc-Antonio Raimondis, des berühmten Kupferstechers Raffaelscher Werke; vgl. S. 27. — [4] Vielmehr in das Dezemberheft des Jahres 1789 unter dem Titel: „Über Christus und die zwölf Apostel, nach Raffael von Marc Anton gestochen und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf kopiert“.

„Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Dasein hingen und größtenteils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständnis gelöst, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseins halten können.

„Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode in Schriften oder durch Traditionen übriggeblieben, hat er auf das zarteste benutzt und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung aufeinander haben. Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsre Leser auf die interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

„Petrus. Er hat ihn gerad' von vorne gestellt und ihm eine feste gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser wie bei einigen andern Figuren ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen dreizehn Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man wie die übrige Gestalt ganz von vorn. Die Figur ist in sich fest zusammengenommen und steht da wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen im stande ist.

„Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer, der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Geist glüht auf dem Gesichte.

„Johannes. Ein edler Jüngling mit langen, angenehmen, nur am Ende krausen Haaren. Er scheint zufrieden, ruhig, die Zeugnisse der Religion, das Buch und den Kelch, zu besitzen und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand sogleich mit in die Höhe nimmt, und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesetzt werden.

„Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Dasein beruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften, beinahe scheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geschlagen sind, und der Geldbeutel geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

„Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidner kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmonieren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüt anzuzeigen.

„Jakobus major. Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgestalt.

„Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller drei nebeneinander, und es wird auffallen, wie reich, groß, breit die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

„Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr, als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

„Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu tun pflegen, sein langes Überkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrertodes, als einen Wanderstab in der Hand.

„Matthias. Ein munterer Alter in einem durch höchst verstandene Falten vermannigfaltigten einfachen Kleide lehnt sich auf einen Spieß, sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

„Simon. Die Falten des Mantels sowohl als des übrigen

Gewandes, womit diese mehr von hinten als von der Seite zu sehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die schönsten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchse eine unbeschreibliche Harmonie zu bewundern ist.

„Bartholomäus steht in seinen Mantel wild und mit großer Kunst kunstlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art, wie er das Messer hält, möchte uns fast auf die Gedanken bringen, er sei eher bereit, jemanden die Haut abzuziehen, als eine solche Operation zu dulden.

„Christus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen, der die Wundergestalt eines Gottmenschen hier suchen möchte. Er tritt einfach und still hervor, um das Volk zu segnen. Von dem Gewand, das von unten heraufgezogen ist, in schönen Falten das Knie sehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es sich keinen Augenblick so erhalten könne, sondern gleich herunterfallen müsse. Wahrscheinlich hat Raffael supponiert, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und lasse es in dem Augenblicke, indem sie den Arm zum Segnen aufhebt, los, so daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieses ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten."

Von diesem kleinen bescheidenen Kirchlein ist jedoch nicht weit zu dem größeren, dem hohen Apostel gewidmeten Denkmal: es ist die Kirche St. Paul vor den Mauern[1] genannt, ein aus alten herrlichen Resten[2] groß und kunstreich zusammengestelltes Monument. Der Eintritt in diese Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck, die mächtigsten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche, oben durch das verschränkte Zimmerwerk des Dachs geschlossen, zwar jetzt unserm verwöhnten Auge einen scheunenartigen Anblick geben, obschon das Ganze, wäre die Kon-

[1] San Paolo fuori le mura, die größte Kirche Roms nach Sankt Peter, eine fünfschiffige Basilika aus dem 5. Jahrhundert, die 1823 zum größten Teil durch einen Brand zerstört wurde. Sie ist in denselben Verhältnissen, aber viel prunkender neu errichtet und 1854 neu geweiht worden. — [2] Achtzig antike Marmorsäulen, zum größten Teil dem Grabmal Hadrians entnommen, trugen die Decke. Sie sind jetzt durch Säulen von Simplongranit ersetzt.

tignation[1] an festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung sein müßte. Mancher wundersame Rest kolossaler höchst verzierter Architektur an Kapitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzo fast ganz verschwundenen Palast des Caracalla[2] entnommen und gerettet.

Die Rennbahn sodann, die von diesem Kaiser noch jetzt den Namen führt[3], gibt uns, wennschon großenteils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Stellte sich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, so hätte er rechts in der Höhe über den zertrümmerten Sitzen der Zuschauer das Grab der Cäcilia Metella[4] mit dessen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze ins Grenzenlose hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Lusthäuser sich sehen lassen. Kehrt das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Spina[5] noch gar wohl verfolgen, und derjenige, dem architektonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Übermut jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geistreicher und kenntnisgewandter Künstler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch sein müßte.

Die Pyramide des Cestius[6] ward für diesmal mit den Augen von außen begrüßt, und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder[7], von denen uns Piranesi[8] so manches

---

[1] Das Holzgebälk. Anstatt der heutigen reich vergoldeten Kassettendecke hatte die alte Kirche im Mittelschiff einen offenen Dachstuhl aus Holz. — [2] Eine Vermutung Goethes, die sich auf eine Bemerkung Volkmanns stützt. — [3] „Die Rennbahn des Caracalla", vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 155, in Wirklichkeit der Zirkus des Maxentius, wie eine 1825 aufgefundene Inschrift gelehrt hat, an der Via Appia, 311 n. Chr. erbaut. — [4] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 155 f. — [5] Einer Mauer, die mitten durch das Stadium des Zirkus gezogen war und um deren Enden die Wettfahrten herumgingen. — [6] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 155, und unten, S. 202. — [7] An der Via Appia bei Porta San Sebastiano, 212 von Caracalla begonnen, von Alexander Severus vollendet. Sie werden auch die „Antoninischen" Bäder genannt nach dem eigentlichen Namen des Caracalla: M. Aurelius Antoninus Bassianus. — [8] Giovanni Battista Piranesi (1707—1778), italienischer Zeichner und Kupferstecher, in seinen „Vedute di Roma" vom Jahre 1748 und seinen „Antichità Romane", in 4 Bänden (Rom 1756, 1. Ausgabe).

Effektreiche vorgefabelt, konnten auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an Hermann von Schwanefeld[1] lebendig werden, welcher mit seiner zarten, das reinste Natur- und Kunstgefühl ausdrückenden Nadel diese Vergangenheiten zu beleben, ja, sie zu den anmutigsten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter im Montorio[2] begrüßten wir den Wasserschwall der Acqua Paola[3], welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Tore in fünf Strömen ein großes verhältnismäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wiederhergestellten Aquädukt macht diese Stromfülle einen Weg von fünfundzwanzig Miglien hinter dem See Bracciano[4] her durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen gebotenes Zickzack bis an diesen Ort, versieht die Bedürfnisse verschiedener Mühlen und Fabriken, um sich zugleich in Trastevere[5] zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunst den glücklichen Gedanken, diesen Wassern einen offen schaubaren triumphierenden Eintritt verschafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Attiken[6] an jene Prachttore erinnert, wodurch ehmals kriegerische Überwinder einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein und empfängt für die Mühen seines weiten Laufes sogleich Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Vorsehung und Wohltätigkeit eines Papstes aus dem Hause Borghese hier gleichsam einen ewigen ununterbrochenen stattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden

---

[1] Hermann van Swanevelt (um 1600 bis um 1655), Maler und Radierer, gebildet in Rom durch Claude Lorrain, dem er nacheiferte in der Darstellung italienischer Landschaften. — [2] Vielmehr hinter und über der Kirche San Pietro in Montorio (vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 158). — [3] Genannt nach Papst Paul V. aus dem Hause der Borghesi, der die alte verfallene Acqua Trajana durch die Baumeister Fontana und Maderna wiederherstellen und das prächtige Wassertor mit den antiken Säulen errichten ließ. Innocenz XII. fügte das mächtige Wasserbecken hinzu. — [4] Dem alten Lacus Sabatinus in Etrurien, nordwestlich von Rom. — [5] Von „Trans Tiberim" abgeleitet, dem gleich dem Borgo „jenseits der Tiber" gelegenen Stadtteil Roms. — [6] Attika ist der Aufbau über einer Säulenordnung.

fand jedoch, man würde besser getan haben, rohe Felsen hier aufzutürmen, um diesen Fluten einen natürlicheren Eintritt ans Tageslicht zu verschaffen. Man entgegnete ihm, daß dies kein Natur-, sondern ein Kunstwasser sei, dessen Ankunft man auf eine gleichartige Weise zu schmücken gar wohl berechtigt gewesen wäre.

Doch hierüber vereinigte man sich ebensowenig als über das herrliche Bild der Transfiguration[1], welches man in dem zunächst gelegenen Kloster gleich darauf anzustaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der stillere Teil jedoch ärgerte sich, den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu sehen. Es ist aber nicht anders in der Welt, als daß eine wertlose Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewisse Art von Kurs behält, besonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu scheiden und ohne viel Überlegung und Zaudern gewisse Differenzen auszugleichen gedenkt. Wunderlam bleibt es indes immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Konzeption jemals hat mäkeln dürfen. In Abwesenheit des Herrn stellen trostlose Eltern einen besessenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; sie mögen schon Versuche gemacht haben, den Geist zu bannen; man hat sogar ein Buch aufgeschlagen, um zu forschen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieses Übel wirksam könne gefunden werden; aber vergebens. In diesem Augenblick erscheint der einzig Kräftige und zwar verklärt, anerkannt von seinem großen Vorfahren, eilig deutet man hinauf nach solcher Vision als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hülfreiche, beides aufeinander sich beziehend, ineinander einwirkend. Läßt sich denn, um den Sinn auf eine andere Weise auszusprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von diesem lostrennen?

Die Gleichgesinnten bestärkten sich auch diesmal in ihrer Überzeugung; „Raffael", sagten sie zueinander, „zeichnete sich

[1] Der Verklärung Christi, des letzten Gemäldes von Raffael, das sich bis 1797 über dem Hochaltar von San Pietro in Montorio befand und heute eine Hauptzierde der Vatikanischen Galerie bildet. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 158, und oben, S. 58.

eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, soll in der Blüte seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat wie die Natur jederzeit recht, und gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen."

Eine Verabredung wie die unsrige, einen flüchtigen Überblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern[1] zusammen und wußte bald aufzunehmen, bald abzusondern, bald zurückzubleiben, bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Äußerungen zu vernehmen. Es gibt eine gewisse Art von empirischem Urteil, welches seit längerer Zeit zumal durch englische und französische Reisende besonders in den Gang gekommen; man spricht sein augenblickliches unvorbereitetes Urteil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorgänger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Besteller. Nichts von allem dem, welches freilich zu einer reinen Würdigung nötig wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigentümliche Wert der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Volkmann, sonst so aufmerksam und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden Urteiler gehalten zu haben, deswegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace[2] vernehmen läßt?

---

[1] Moritz, Meyer, Lips, Bury, Schütz, Kayser und Goethe. — [2] Hinter Piazza Navona, Ausgang des 15. Jahrhunderts erbaut und später von Pietro da Cortona mit einer Fassade versehen.

„Über der ersten Kapelle hat Raffael einige Sibyllen gemalt[1], die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermutlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß[2]. Die zwote Kapelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hochgeschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde, das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Karl Maratti[3] vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria vom Kavalier Vanni[4], in der Manier des Peter von Cortona[5], und das dritte den Tod der Maria von Maria Morandi[6]. Die Anordnung ist etwas verwirrt und fällt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani[7] mit einem schwachen Kolorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser geraten[8]. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante[9] angegeben."

Dergleichen unzulängliche, schwankende Urteile verwirren durchaus den Beschauer, der ein solches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, z. B. was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raffael war niemals von dem Raume geniert, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesine[10] dargetan hat. Selbst die herrlichen

[1] Im Jahre 1514 im Auftrag des Agostino Chigi, der die Kapelle errichtete. Vier Sibyllen sind dargestellt, wie sie von Engeln die Offenbarung über den Heiland erhalten und auf Steintafeln verzeichnen. — [2] Weil der Bogen der Kapelle den Raum unterbricht. — [3] Carlo Maratti (1625—1713), vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 147. — [4] Raffaello Vanni, 1596 geboren, gestorben nach 1665, aus Siena, einem Nachahmer des Pietro da Cortona. — [5] Pietro da Cortona, eigentlich Berettini geheißen (1596—1669), eines römischen Freskenmalers, namentlich kolossaler Deckenbilder; auch war er Architekt. — [6] Giovanni Maria Morandi (1622 bis 1717), einem Nachahmer des Pietro da Cortona. — [7] Francesco Albani aus Bologna (1578—1660), Schüler der Carracci. — [8] Es sind sehr schöne Putten. Die schönsten und bedeutendsten Bilder der Kirche neben den Raffaelischen Sibyllen werden nicht erwähnt, die Fresken von Baldassare Peruzzi. — [9] Donato Bramante (1444—1514), der berühmte Baumeister von Sankt Peter. Es ist ein schöner Kreuzgang mit Arkaden, 1504 gebaut. — [10] In den Zwickel- und Deckenbildern der Villa Farnesina mit den Darstellungen des Märchens von Amor und Psyche, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 158.

Bilder der Messe von Bolsena[1], der Befreiung des gefangenen Petrus[2], des Parnasses[3] wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken. Ebenso ist auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Komposition alles ankommt, auf eine höchst geniale Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so tut sich auch in der Kunst innerhalb der genausten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch sei, so mag einem jeden die Art und Weise, Kunstwerke aufzunehmen, völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des klassischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Überzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß so viel erhalten, so viel wiederhergestellt war, prächtiger und übermäßiger, als es je gestanden.

Die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein was zweitausend Jahre vernichten sollten, lag vor unsern Augen, sondern zugleich was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleineren, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunst- und Menschengeschichte standen synchronistisch vor unseren Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr wenn wir

---

[1] In den Stanzen des Vatikans. Das Bild stellt dar, wie einem ungläubigen Priester mitten im Hochamt die Hostie in der Hand zu bluten anfängt. Bolsena ist das alte Volsinii in Etrurien. — [2] Der Messe von Bolsena gegenüber in der Stanza d'Eliodoro. — [3] Der Darstellung der Poesie in der Stanza della Segnatura. In allen drei Bildern unterbricht ein großes Fenster den Raum.

finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsre Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Tätigkeit aufrege, woran es unsre Vorvordern niemals haben ermangeln lassen.

Diese höchst belehrenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin[1], unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauster Erkundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen; denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sei aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereignis in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern, dem offnen, frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still vorschreitenden Lebens nunmehr durch Tränen getrübt, durch Krankheit entstellt und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gegengewicht als eine Reihenfolge des Bedeutendsten, das teils dem Auge durch sein Dasein, teils der Einbildungskraft durch nie verscholl'ne Würde genug zu tun gab, höchst ersehnt und nichts natürlicher, als das meiste davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunderten

[1] Vgl. oben, S. 95 ff.

meistens zu unförmlichen Massen zerfallen, so mußte man bei neueren aufrechtstehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall so vieler Familien in der späteren Zeit bedauern, ja, selbst das noch frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte sich das Irdische ohne eigentlich physische Kraft durch sittliche und religiose Stützen allein in unsern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heiteren Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer frischen, unsterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerstreute Blöcke wieder mit Leben auszustatten gelingt, so entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Dasein von seinem schönsten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu vollbringen gedachten, konnt' ich mich nicht entschließen, bis ich, einer erfolgten Besserung gewiß und durch sorgfältige Anstalten gesichert, Nachricht von ihrer Genesung auch an denen Orten erhalten sollte, wo ich sie so munter als liebenswürdig in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Schon die ersten Briefe aus Weimar über „Egmont" enthielten einige Ausstellungen über dieses und jenes[1]; hiebei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber demjenigen nicht, der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese[2]; da mußt' ich denn lesen, daß einige Szenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswert

[1] Vgl. oben, S. 106 und 122. — [2] Die großen Parkanlagen vor Porta del Popolo, von dem Kardinal Scipio Borghese, dem Neffen Papst Pauls V., zu Anfang des 17. Jahrhunderts angelegt. Sie sind 1902 vom Staate angekauft worden und führen nun den amtlichen Namen Villa Umberto I.

schien, war das lakonische Vermächtnis, womit Egmont sein Klärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschreiben wird über meine Gesinnungen und Zustände den besten Aufschluß geben:

„Wie sehr wünscht' ich nun, auch euren Wunsch erfüllen und dem Vermächtnis Egmonts einige Modifikation geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möcht' ich euch alle meine Überlegungen, mein Pro und Contra schreiben, sie würden ein Buch Papier füllen und eine Dissertation über die Ökonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelika und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studiert und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie alles auseinander legte, und es darauf hinausging: daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sei. Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüte des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum tue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Szene mit Ferdinand Klärchens nur auf eine subordinierte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im stande war."

Moritz als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: „Der Mensch, dessen Kräfte zu dem Notwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnötigen und Unnützen beschäftigen!" Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurteilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deshalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderischen Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache"[1] und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend: das Menschengeschlecht habe sich nicht von einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen merkwürdig produktiven Zeit des Erdballs sei, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Tiere stufenweis hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sei nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner natürlichen Anleitung, so wenig als einer Überlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestieren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Übereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß teils aus innerem Grundtriebe, teils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vokal- und Konsonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja notwendig sei, daß die verschiedensten Autochthonen teils zusammengetroffen, teils voneinander abgewichen und sich diese oder jene

[1] Von der Berliner Akademie 1771 preisgekrönt, Berlin 1772 zuerst erschienen.

Sprache in der Folge entweder verschlimmert oder verbessert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dies möchte denn gut sein und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber find' ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir ist es angenehm, daß sich Moritz aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmut und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Tätigkeit wendet, denn da wird er allerliebst. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin und die uns sehr unterhält. Es ist schwer, sie mitzuteilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's versuchen:

„Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des inneren Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabet die Sprachen beurteilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben, sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte, bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja, wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gehöre ꝛc. ꝛc.

„Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so gibt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu tun. Sobald wir zusammenkommen, wird es wie ein Schachspiel vorgenommen, und hunderterlei Kombinationen werden versucht, so daß, wer uns zufällig behorchte, uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden vertrauen. Genug, es ist das witzigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich."

Philipp Neri, der humoristische Heilige[1].

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer, sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildnis als eines solchen ist glücklicherweise aufbewahrt in des Fidanza „Teste Scelte", Tom. V, Bl. 31[2]. Man wüßte sich keinen tüchtigern, gesündern, geradsinnigeren Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie wird er in allem Guten und Wissenswerten der Zeit gemäß unterrichtet und endlich, um seine Studien zu vollenden, man meldet nicht, in welchem Alter, nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommnen Jüngling; sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich, Anmut und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt[3], ergibt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edlen, ganz den Übungen der Frömmigkeit, und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen[4], brünstiges Beten zu Herannötigung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern.

In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verursachen und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu tätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit, sie erweisen sich unermüdet, die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen, und scheinen ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohltätigen Zwecken, genug, sie geben und helfen immer

---

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 365 ff., wo zum Kalendertage des Heiligen, dem 26. Mai, bereits manches von Philipp Neri erzählt ist. — [2] Paolo Fidanza (1731 bis um 1790), römischen Malers und Kupferstechers, in seinem Werke: „Ausgewählte Köpfe", einer Sammlung von 144 Porträtköpfen, in den Jahren 1757—64 herausgegeben. Goethe besaß das Werk. — [3] Durch die deutschen und spanischen Söldner des Connétable von Bourbon im Jahre 1527. — [4] Sie sind aufgezählt unten, S. 217.

und behalten nichts für sich, ja, er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um dasjenige, was Wohltätigkeit ihnen zuweiset, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen, sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Lokal, sie erbat sich's bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden sein mochten. Nach einem kurzen stillen Gebet ward ein Text der Heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man besprach sich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Tätigkeit; dialektische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerksamen Versorgung der Kranken, dem Dienst in Hospitälern, dem Beistande der Armen und Notleidenden gewidmet.

Da bei diesen Verhältnissen keine Beschränkung vorwaltete und man ebensogut kommen als gehen konnte, so vermehrte sich die Zahl der Teilnehmenden ungemein, so wie sich denn auch jene Versammlung ernster und um sich greifender beschäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgelesen, Kirchenväter und Kirchengeschichte stellenweise zu Rate gezogen, worauf denn vier der Teilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu sprechen das Recht und Pflicht hatten.

Diese fromme tagtägliche, ja familiär praktische Behandlung der höchsten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerksamkeit nicht allein unter Einzelnen, sondern sogar unter ganzen Körperschaften. Man verlegte die Versammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche, der Zugang vermehrte sich, besonders zeigte sich der Orden der Dominikaner dieser Art sich zu erbauen sehr geneigt und schloß sich zahlreich an die sich immer mehr ausbildende Schar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf demselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vor-

gesetzten alle Spekulation verbannt, jede geregelte Tätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegenzukommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio[1], welches, hoch und breit gelegen, in solchen Tagen die angenehmste Örtlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahrszeit alles jung erscheinen sollte, trat nach stillen Gebeten ein hübscher Knabe hervor, rezitierte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum erstenmal ein religioser Gesang in freier Luft sich mitteilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend, vermehrte sich die Kongregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nötigten gleichsam ihren Landsmann, das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo[2] zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Platzes Navona ein Kloster[3] als eigentümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung, Gotteswort, das will sagen heilig edle Gesinnungen dem gemeinen Verstande sowie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergötzt, und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags[4], und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntnis von dem heiligen Stifter

---

[1] Kirche, am Abhang des Janiculus zu Ehren des ägyptischen Einsiedlers Honuphrius erbaut. — [2] San Girolamo della Carità ist ein römisches Kloster, das Neri nach seiner Priesterweihe (1551) bewohnte. Das florentinische Kloster, das er später bezog, ist das Kloster San Giovanni. — [3] Das Kloster Santa Maria in Vallicella, von Borromini neu erbaut. Die zugehörige neuerbaute Kirche ist die Chiesa Nuova am Corso Vittorio Emanuele, 1605 vollendet. — [4] So noch heute jeden Sonntag vom 1. November bis zum Palmsonntag. Von diesen Musikaufführungen der Oratorianer hat das Oratorium als Kompositionsgattung seinen Namen.

genommen, sich künftighin, diesen unschuldigen Funktionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächst mitteilen, in Gemüt und Gedanke vorüberwalten läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle, in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer ans Weltliche grenzte. Wie denn nur wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten, und nur so viel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden, als nötig, Beichte zu sitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Philipp Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priestertum zu melden, denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen, als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie zwar hochgeehrt, aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden, sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache, die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der, unabhängigen Geistes bisher, auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Übergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung und lebt in einem schlechten Klösterchen mit andern kümmerlich zusammen. So gibt er die bei großer Teurung ihm verehrten Brote einem andern Bedürftigern und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priestertum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum, wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint, als zöge ihn eine unsichtbare

Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er. Und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnisvollen Gaben genießen soll, erzeigt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende schwelgerische Weise. Vor Leidenschaft beißt er in den Kelch, indes er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt des kurz vorher gleichsam gierig verschlungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wundersamen, aber immer höchst verständig praktischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte dem Menschen wunderlich und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm dieses in dem Laufe seines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Priester geweiht ist und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast in einem armseligen Kloster behilft, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unabläßig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen, er sei ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem jeden dieser Art angeborne Herrische zu beherrschen und in Entsagung, Entbehrung, Wohltätigkeit, Demut und Schmach den Glanz seines Daseins zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als töricht zu erscheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heiligen Bernhard[1]:

„Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni“[2],

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu sein.

Ähnliche Absichten, ähnliche Zustände nötigen den Menschen, in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß sein,

[1] Des Mystikers von Clairvaux (1091—1153). — [2] „Verachte die Welt, verachte keinen Menschen, verachte dich selbst, verachte, daß du verachtet wirst.“

daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh' er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Grenzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geschichtchen, wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, sowie diese Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahezu unerträglich fallen mußten. Deswegen denn auch nicht alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Eh' wir aber uns auf dergleichen wunderbare und dem Leser gewissermaßen unwillkommene Erzählungen einlassen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenossen ihm zugestehen und höchlich rühmen. Er habe, sagen sie, Kenntnisse und Bildung mehr von Natur als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles, was andere mühsam erwerben, sei ihm gleichsam eingegossen gewesen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geister zu unterscheiden, Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu würdigen und zu schätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfsinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geist der Wahrsagung zuschreiben müssen. Auch ward ihm eine entschiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiener sich des schönen Wortes attrativa bedienen, kräftig verliehen, die sich nicht allein auf Menschen erstreckt, sondern auch auf Tiere. Als Beispiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes sich ihm angeschlossen und durchaus gefolgt sei, auch bei dem ersten Besitzer, der ihn lebhaft zurückgewünscht und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weise verbleiben wollen, sondern sich immer zu dem anziehenden Manne zurückbegeben, sich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehrern Jahren in dem Schlafzimmer seines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieses Geschöpf veranlaßt uns nun, auf jene Prüfungen, zu denen es selbst Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es ist bekannt, daß Hundeführen, Hundetra-

gen im Mittelalter überhaupt und wahrscheinlich auch in Rom höchst schimpflich gewesen. In dieser Rücksicht pflegte der fromme Mann jenes Tier an einer Kette durch die Stadt zu führen, auch mußten seine Schüler dasselbe auf den Armen durch die Straßen tragen und sich auf diese Weise dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch mutete er seinen Schülern und Genossen andere unwürdige Äußerlichkeiten zu. Einem jungen römischen Fürsten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angesonnen, er solle mit einem hinten angehefteten Fuchsschwanze durch Rom spazieren, und als er dies zu leisten sich weigerte, die Aufnahme in den Orden versagt. Einen andern schickte er ohne Überkleid und wieder einen mit zerrissenen Ärmeln durch die Stadt. Dieses letztern erbarmte sich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Ärmel an, die der Jüngling ausschlug, nachher aber auf Befehl des Meisters dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nötigte er die Seinen, gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuschaffen und sie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geistige Behagen, das der Mensch an sich empfinden mochte, zu stören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner sich darin selbst zu gefallen schien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an seiner Stelle weiter zu sprechen, befahl auch wohl weniger fähigen Schülern, ungesäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, so unerwartet angeregt, sich aus dem Stegreife besser als je zu erweisen das Glück hatten.

Man versetze sich in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und den wüsten Zustand, in welchem Rom unter verschiedenen Päpsten wie ein aufgeregtes Element erschien, und man wird eher begreifen, daß ein solches Verfahren wirksam und mächtig sein mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorsam dem innersten Wollen des Menschen die große Gewalt verlieh, trotz allem Äußern sich zu erhalten, um allem, was sich ereignen konnte, zu widerstehen, da es befähigt, selbst dem Vernünftigen und Verständigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entsagen.

Eine merkwürdige, obgleich schon bekannte Prüfungsgeschichte wird man hier wegen ihrer besondern Anmut nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloster auf dem Lande tue sich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unser Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen; er setzt sich auf sein Maultier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber schneller zurück, als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, diese tut keine Wunder, denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demut; ich komme durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet im Kloster an, ich lasse sie in Eurem Namen vor mich fordern, sie erscheint, und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück, und mit Schelten und Zorn erwidert sie mein Ansinnen; für was ich sie halte! ruft sie aus, die Magd des Herrn sei sie, aber nicht eines jeden, der daher komme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhub mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Tier, stehe wieder vor Euch, und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nötig finden.“ Lächelnd beließ es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wundertun untersagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbstverleugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Philipp Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indes das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Männer sich dergestalt zutrinken.

Philipp Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen durfte verdrossen haben, sagte darauf: „Ihr habt mich geprüft, nun ist die Reihe an mir“, und drückte zugleich sein viereckes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fortging und sagte:

„Wenn mir's einer vom Kopf nimmt, so mögt Ihr's haben." Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes wie Philipp Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden, die sie verschwiegen, Mängel, die sie nicht beachtet hatten; sein brünstiges ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand, in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs Gefühl, vorbilden mochte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgehoben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefährlichst Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz ausbleiben schien.

Oben zwischen dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder[1] sieht wohl einmal der fromme Mann in äffischer Ungestalt ein widerwärtiges Wesen herumhupfen, das aber auf sein Geheiß alsogleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit ist, wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geistlicher Dünkel, der schlimmste und hartnäckigste von allen, gewöhnlich entspringe, versichert sie des-

[1] Der Thermen des Caracalla; vgl. oben, S. 130f.

halb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Schönheit gewiß eine teuflische, häßliche Finsternis verborgen liege. Dieses zu erproben, gebietet er ihnen: bei der Wiederkehr einer so holdseligen Jungfrau ihr gerade ins Gesicht zu speien; sie gehorchen, und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtsein oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinkt geboten haben; genug, er war sicher, daß jenes Bild, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorgerufen hatte, nun durch das entgegenwirkende Wagnis von Haß und Verachtung unmittelbar in eine Fratze sich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nötigung anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgeteilt, mancher kann sich derselben ein und das anderemal rühmen, aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dies ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervortun konnten.

Betrachten wir aber eine solche nach unabhängigem grenzenlosen, geistigen Wirken sich hinsehnende und hingetriebene Natur, wie sie durch die streng umfassenden römisch-kirchlichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heiligen Xaverius[1] unter den abgöttischen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehen gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen und wünschten mit päpstlicher Erlaubnis sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von obenher wohl instruierte

[1] Des Franziskus Xaverius (1506—52), der große Missionsreisen in Brasilien, Indien und Japan gemacht hatte.

Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Tätigkeit offen sei. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen[1] vor dem Tore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sei.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen, hiedurch beschwichtigt, innerhalb Roms ein wohltätiges wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, so viel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Komplikation der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Grenzenloses, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zutage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, was sich aufdringt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unseres Mannes, so wird es uns faßlich scheinen, was ein solcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unabläßig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden, kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichsten anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie

[1] Die Tre Fontane; vgl. oben, S. 126.

er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging und sein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deshalb auch, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war, an Papst Clemens VIII.[1] die Frage brachte, ob man mit der Untersuchung, dem sogenannten Prozeß, welcher einer Seligsprechung vorausgeht, den Anfang machen dürfe, dieser die Antwort erteilte: „Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten, und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird."

Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit wert gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päpste erlebt, indem er, unter Leo X.[2] geboren, unter Clemens VIII. seine Tage beschloß[3]; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte und als Glied der Kirche sich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichstellte, aber im einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Kardinalswürde durchaus abschlug und in seiner Chiesa nuova[4], gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den früheren, roheren Zeiten seltsam genug gestaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden, als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhältnis eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüch-

---

[1] Aus dem Hause Aldobrandini (1592—1605). — [2] Dem Mediceer (1513—21). — [3] Den 26. Mai 1595. — [4] Vgl. oben, S. 143.

tigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.[1]

„Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn, daß die Kardinäle mich zu besuchen kommen, und besonders gestern abend die Kardinäle von Florenz und Cusano[2]? Und weil ich ein bißchen Manna in Blättern[3] nötig hatte, so ließ mir gedachter Kardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito[4] holen, indem der Herr Kardinal in jenes Hospital eine große Quantität geschickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr, als mir billig schien; denn da Sie Papst sind, so sollten Sie die Demut selber sein. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht, sich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott und besucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und rechtschaffenen Mann[5], jener aber von Gott-Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesina, eine sehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte. Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen tun wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi[6] schaffen will. Sie ist die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Papst sein Wort hält. Deswegen übergeben Sie mir gedachtes Geschäft, und so, daß ich mich im Notfall Ihres Namens bedienen könne; um so mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin,

---

[1] Das Memorial und die Resolution hat Goethe wörtlich aus dem Italienischen übersetzt. — [2] Städtchen, nördlich von Mailand gelegen. — [3] Ein Laxiermittel. — [4] Dem großen Hospital am rechten Tiberufer, zum Borgo gehörig. — [5] Salvestro Aldobrandino aus Florenz, also einem Landsmann von Philipp Neri. — [6] Einem Kloster von Franziskanerinnen.

daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird, und mit der größten Demut, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße."

Eigenhändige Resolution des Papsts, unter das Memorial geschrieben.

„Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Teil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Kardinäle Dieselben so oft besuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind; welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen ist, Dieselben zu sehen, darauf sagt Er, daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Kardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen so oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei denen guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denenselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denselben aber, daß Sie sich wahren und nicht Beichte sitzen ohne seine Erlaubnis. Kommt aber unser Herr, Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Notdurften der Christenheit."

Januar.

Korrespondenz.

Rom, den 5. Januar 1788.

Verzeiht, wenn ich heute nur wenig schreibe. Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichtum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüte, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder, sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern[1] unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es spitzt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird, weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar.

„Erwin und Elmire" kommt mit diesem Brief, möge dir[2] das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette,

---

[1] Die seit Ende Dezember in den neu eröffneten Theatern gegeben wurden. — [2] Gerichtet an Frau von Stein.

wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug tun; es muß die Musik erst dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter sich vorstellte. „Claudine" kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayfern die Gestalt des Singspiels studiert habe.

Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie abends in der Perspektivstunde. Ich bereite mich zu meiner Auflösung[1], damit ich mich ihr getrosten Mutes hingebe, wenn die Himmlischen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe, was gut ist.

Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andre auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet, auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studieren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Konstellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den „Tasso", ich muß mich dem Teufel ergeben, um den „Faust" schreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Lust fühle. Denn bisher ist's so gegangen. Um mir selbst meinen „Egmont" interessant zu machen, fing der römische Kaiser mit den Brabantern Händel an[2], und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayser nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder sagt, und ich finde es recht lustig, eine Endursache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet sind. Das darf man Glück nennen. Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Rom, den 10. Januar.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen deutscher Art

[1] Der Trennung von Rom. — [2] Vgl. oben, S. 32.

und Kunst[1], „Erwin und Elmire". Es ward eher fertig als „Claudine", doch wünsch' ich nicht, daß es zuerst gedruckt werde.

Du[2] wirst bald sehen, daß alles aufs Bedürfnis der lyrischen Bühne gerechnet ist, das ich erst hier zu studieren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe ꝛc. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert, ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar „Egmont" keine Schande machten. Ein italienisch Opernbüchelchen liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenso unmöglich gehalten werden, als daß man deutsch singen könne.

Bei „Erwin" muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Silbenmaß besonders im zweiten Akt öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Silbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Komponist kann es durch mehrere Takte und Bewegungsarten dergestalt variieren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt. Wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Silbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten.

Der junge Camper[3] ist ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Teil der „Ideen"! Der dritte ist uns ein heilig Buch, das ich verschlossen halte; erst jetzt hat es Moritz zu lesen gekriegt, der sich glücklich preist, daß er in dieser Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer sich.

---

[1] Mit Beziehung auf die von Herder 1773 veröffentlichten Aufsätze „Von deutscher Art und Kunst", unter denen auch Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst" erschienen war. — [2] An Herder gerichtet. — [3] Gilles Adrian Camper, Sohn des S. 90 erwähnten holländischen Anatomen Camper, der Goethe und den römischen Freunden die Lehren seines Vaters vortrug.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Kapitol bewirten könnte! Es ist einer meiner angelegensten Wünsche.

Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste, was uns vom Altertum übrigblieb: die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studieren kann und am Ende doch noch ausrufen möchte: „Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst."

Ich raffe alles mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu schließen, damit ich Rom nicht mit entschiedenem Widerwillen verlasse, und hoffe, in Deutschland einige Studien bequem und gründlich fortsetzen zu können, obgleich langsam genug. Hier trägt einen der Strom fort, sobald man nur das Schifflein bestiegen hat.

Bericht.

Januar.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe,
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun sitz' ich an der Erde Nächte, gequälet.
Dein Mutwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.[1]

Wenn man vorstehendes Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor

[1] Liedchen des Rugantino aus dem 2. Akt von „Claudine von Villa Bella"; vgl. S. 122 und 200.

nennet, dabei denken, sondern eine Versammlung tätiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen und durch geteiltes Interesse verwirren, so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande teilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugsam darstellen. Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Tätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage bestürmt, den ich auch als Folge jenes unseligen Konzerts ansah, durch welches wir unser Inkognito leichtsinnigerweise enthüllt hatten.[1] Es konnte jedoch andere Anlässe haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die „Arcadia" als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierin etwas Besonderes zu setzen schienen, endlich nachgeben.

Im allgemeinen ist bekannt, was unter dieser arkadischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.[2]

Während des Laufes des siebzehnten Jahrhunderts mag die italienische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben; denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete, wohlgesinnte Männer vor, sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versäumt; auch sei sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln; denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemessenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmutige und Süße verscherzt, welches man am Äußern zu schätzen sich erfreue.

[1] In Wahrheit hatte Goethes Aufnahme in die Gesellschaft bereits am 4. Januar 1787 stattgefunden. — [2] Sie besteht heute noch, aber umgestaltet als wissenschaftliche Gesellschaft, deren Sitz der Palazzo Altemps ist.

Jene auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Echte und Fürtreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetastet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verständigen Menschen nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahre 1690[1] eine Anzahl umsichtiger und kräftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich beredete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehen machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hiedurch ward ihnen zugleich der Gewinn, sich der Natur zu nähern und in frischer Luft den uranfänglichen Geist der Dichtkunst zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten sie sich auf den Rasen, setzten sich auf architektonische Trümmer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Kardinäle nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich untereinander von ihren Überzeugungen, Grundsätzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höheren Altertums, der edlen toskanischen Schule[2] wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzücken aus: „Hier ist unser Arkadien!“ Dies veranlaßte den Namen der Gesellschaft sowie das Idyllische ihrer Einrichtung. Keine Protektion eines großen und einflußreichen Mannes sollte sie schützen; sie wollten kein Oberhaupt, keinen Präsidenten zugeben. Ein Kustos sollte die arkadischen Räume öffnen und schließen und in den notwendigsten Fällen ihm ein Rat von zu wählenden Ältesten zur Seite stehn.

Hier ist der Name Crescimbeni[3] ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitstifter angesehen werden kann und als erster Kustos sein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen bessern, reinern Geschmack Wache hält und das Barbarische immer mehr zu verdrängen weiß.

---

[1] Nach Volkmanns Bericht war die Gesellschaft schon früher von dem Rechtsgelehrten Leonio begründet worden, erhielt aber in diesem Jahre auf die auch hier erzählte Weise den Namen „Arcadia“. — [2] Dantes und Petrarcas. — [3] Giovanni Maria Crescimbeni (1663—1728), Dichter und Literarhistoriker. Er war von 1690 bis zu seinem Tode Kustos der „Arcadia“.

Seine Dialogen[1] über die Poesia volgare[2], welches nicht etwa Volkspoesie zu übersetzen ist, sondern Poesie, wie sie einer Nation wohl ansteht, wenn sie durch entschiedene wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entstellt wird, seine Dialogen, worin er die bessere Lehre vorträgt, sind offenbar eine Frucht arkadischer Unterhaltungen und höchst wichtig in Vergleich mit unserm neuen ästhetischen Bestreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der „Arcadia“[3] verdienen in diesem Sinne alle Aufmerksamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werten Schäfer, im Freien auf grünem Rasen sich lagernd, der Natur hiedurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenschaft ein menschlich Herz zu überschleichen pflegt; nun aber bestand die Gesellschaft aus geistlichen Herren[4] und sonstigen würdigen Personen, die sich mit dem Amor jener römischen Triumvirn[5] nicht einlassen durften, den sie deshalb ausdrücklich beseitigten. Hier also blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich ist, als sich zu jener überirdischen und gewissermaßen platonischen Sehnsucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegorische sich einzulassen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrsamen, eigentümlichen Charakter erhalten, da sie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Diese Gesellschaft bestand, wie ich nach Rom gelangte, soeben hundert Jahr, und hatte sich ihrer äußern Form nach durch mancherlei Orts- und Gesinnungswechsel immer mit Anstand, wenn auch nicht in großem Ansehn erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieselben zur Aufnahme anzulocken, um so mehr, als der Hüter[6] dieser poetischen Ländereien bloß dadurch sich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

---

[1] In dem allgemeineren Sinne von „Auseinandersetzungen“. — [2] Seine „Istorie della volgar poesia“ (Rom 1698), sein Hauptwerk, dann der „Trattato della bellezza della volgar poesia“ (Rom 1700) und der „Commentario intorno alla volgar poesia“ (5 Bde., Rom 1702—11). — [3] In dem Sammelwerke: „Le vite degli Arcadi illustri“ (5 Bde., Rom 1708—27) — [4] Wie auch Crescimbeni von Clemens XI. zum Kanonikus und Erzpriester von Santa Maria in Cosmedin ernannt worden war. — [5] Catull, Tibull, Properz. — [6] Nach dem Titel Custode.

Die Funktion selbst aber ging folgendermaßen vor sich: In den Vorzimmern eines anständigen Gebäudes[1] ward ich einem bedeutenden geistlichen Herrn vorgestellt, und er mir bekannt gemacht als derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichsam oder Paten vorstellen sollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und setzten uns in die erste Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand sich ein stattlicher ältlicher Mann, den ich nach seiner Bekleidung und der Ehrfurcht, die man ihm erwies, für einen Kardinal zu halten hatte.

Der Kustode[2], vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Personen auf, welche sich teils in Versen, teils in Prosa hören ließen. Nachdem dieses eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem sie im ganzen mit dem Diplom zusammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt und unter großem Händeklatschen aufgenommen und anerkannt.

Mein sogenannter Pate und ich waren indessen aufgestanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzulange, sehr schickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall sich hören ließ, nach dessen Verschallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da es in jeder andern Sprache seine Eigentümlichkeit verlöre, nicht übersetzt worden. Indessen suchte ich den Kustode mit seinem neuen Hutgenossen[3] auf das beste zufriedenzustellen.

---

[1] Der im Diplom (S. 164) genannten Capanna del Serbatojo, des Winterhauses der „Arcadia". Im Sommer tagten die Mitglieder in ihrem Bosco Parrasio auf dem Monte Gianicolo, den ihnen König Johann V. von Portugal (1706—50) geschenkt hatte, im Winter in der Stadtwohnung des Custode generale am Trajansforum. Dort wird Goethes Aufnahme stattgefunden haben. — [2] Damals ein Abt Pizzi, mit seinem Schafernamen Alcibio Amarinzio genannt (vgl. das Diplom). — [3] Nach dem italienischen Novello Compastoro des Diploms.

C. U. C.[1]

Nivildo Amarinzio

Custode generale d'Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Tebbro[2] uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l'Inclito ed Erudito Signor de Goethe Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della Sua Nascità, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor de Goethe d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, e vollero altresì assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero[3]. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla

[1] D. h. Coetus Universi Consulto, nach Beschluß der gesamten Gesellschaft. Eine Übersetzung des Diploms findet sich in den Anmerkungen am Schlusse des Bandes. — [2] Tebbro ist eine alte poetische Form für Tevere. — [3] D. h. zum ordentlichen Mitglied mit dem Doppelnamen Megalio Melpomenio, nach der idealen arkadischen Länderei, den Campagne Melpomenie, mit denen Goethe belehnt wurde. Ursprünglich wurde jedes Mitglied erst ein Jahr als Arcade sopranumero geführt, und dann erst wurden ihm „gewisse Felder in Arkadien angewiesen", er bekam danach seinen zweiten Namen und wurde Arcade di Numero.

Capanna del Serbatojo[1] dentro il Bosco Parrasio[2] alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II[3] dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV.[4] Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio, Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Pansflöte, darunter Gli Arcadi.

Corimbo
Melicronio
Florimonte
Egiréo

Sotto-Custodi.

Das Römische Karneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Karnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das Römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüt befriedige.

Die lange und schmale Straße[5], in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage sein, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

---

[1] Dem Winterhause der Arkadier, vgl. S. 162. — [2] So nannten sie jeden Ort ihrer Zusammenkünfte, nach der arkadischen Landschaft Parrhasia. — [3] Mit griechischer Kalenderbezeichnung: „Zum Neumond des Monats Poseideon im zweiten Jahre der 641. Olympiade", die Olympiaden gerechnet vom Jahre 776 v. Chr. — [4] „Seit der Wiederaufrichtung der ‚Arcadia' im vierten Jahre der 24. Olympiade", vom Jahre 1690 an gerechnet. — [5] Der Korso.

Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt. Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Kastell Sant-Angelo[1] einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so töricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast alles erlaubt sei.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien[2] und seiner Privilegien[3] wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Karneval selbst einmal beigewohnt und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Übersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

---

[1] Der Engelsburg, vgl. oben, S. 15 f. — [2] Das im alten Rom am 17. Dezember gefeiert wurde und in der Kaiserzeit bis zum 23. Dezember ausgedehnt war. — [3] Der Freiheit und Gleichheit der Menschen, wie sie unter der Weltregierung des Saturnus geherrscht haben sollen.

Der Korso.

Das Römische Karneval versammelt sich in dem Korso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest sein; und wir haben daher vor allen Dingen den Korso selbst zu beschreiben.

Er führt den Namen wie mehrere lange Straßen italienischer Städte von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Karnevalsabend schließt und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venezianischen Palast[1]. Sie ist ungefähr viertehalbtausend Schritte lang und von hohen, meistenteils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnismäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite nebeneinander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Karneval die unterste Grenze dieser Straße; der Venezianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Korso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Korso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom Venezianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Tore

[1] An der Piazza di Venezia, die den Abschluß des Korso vor dem Kapitol bildet. Der Palast, im Stil der Frührenaissance erbaut, hat seinen Namen daher, weil er von Clemens VIII. der Republik Venedig geschenkt wurde. Mit dieser kam er an Österreich, dessen Gesandter bei der Kurie noch jetzt darin wohnt.

hinaus und auf dem Flaminischen Weg[1] manchmal bis Ponte molle[2].

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung aneinander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten[3], der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italienischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Korso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Karneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Ebensowenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensszene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

---

[1] Der alten Via Flaminia, die nach Norden führte, 220 v. Chr. von dem Zensor C. Flaminius angelegt, der von Hannibal am Trasimenischen See geschlagen wurde. — [2] Dem alten Pons Mulvius (oder Milvius), 109 v. Chr. von dem Zensor M. Amilius Scaurus erbaut; die vier mittelsten Bogenreihen sind davon noch erhalten. — [3] Karl Eduard Stuart, dem Enkel König Jakobs II., geboren 1720 in Rom; er wird der Prätendent genannt nach seinem mißglückten Versuche, im Jahre 1745/46 in England zu landen und die Krone wieder zu gewinnen. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 164. Er starb am 30. Januar 1788 mitten in diesen Karnevalstagen; vgl. S. 180.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht[1]; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Karneval zu sein, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros[2] vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Karneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Korso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publikum diese paradiesischen Stunden.

Der Korso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Karnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistenteils klein und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen Barberi[3] genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf

---

[1] So heute noch. — [2] Lange, ärmellose Mäntel, vgl. unten, S. 175, und „Italienische Reise", Bd. 14, S. 108. — [3] Berberrosse, aus der Berberei in Nordafrika stammend.

den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Korso gerichtet, eine Zeitlang stillzustehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und gibt ihm oben am Venezianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Übung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so gibt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davontragen konnte. Es wurden Wetten angestellt und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Klasse des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennender Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio[1] genannt, und soviel Tage das Karneval dauert, so viele solcher Quasi-Standarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Korso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor dem-

[1] Oder Pallio, von dem lateinischen pallium, der Mantel, abgeleitet, und nach jenem Goldstoff als Preis bedeutet es allgemein: der Kampfpreis; vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 52 und 437.

selben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen übereinander aufgeschlagen, welches gerade in den Korso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Korso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde regulieren sollen.

Den Korso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sankt Carlo[1] und der Antoninischen Säule[2] werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Korso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane[3] bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Karnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Kapitol bald nach Mittage das Zeichen gibt, es sei erlaubt, unter freiem Himmel töricht zu sein.

In diesem Augenblicke legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine

---

[1] Vor der Lombardenkirche San Carlo al Corso. — [2] Der Piazza Colonna mit der Säule des Marc Aurel; vgl. S. 37. Der östliche Teil des Platzes über dem Korso drüben war damals noch nicht wie heute freigelegt. — [3] Weichem, zerreiblichem Tuff, nach der Stadt Pozzuoli genannt.

Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Wache.

Indessen daß der Korso immer belebter wird und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell[1] zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Korso herauf[2] und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: „Luoghi! Luoghi, padroni! Luoghi!“[3]

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, tun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihresgleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den

[1] Der römische Harlekin. — [2] Alle zu Pferde. — [3] „Plätze, Plätze, meine Herren, Plätze!“

ganzen Korso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indes seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten[1] in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seinesgleichen, der, bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt[2].

Da die Frauen ebensoviel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, deklamierend wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskierte und unmaskierte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Prozeß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Spezifikation seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen[3], die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, produziert Dokumente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und konfus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, er packt einen andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verschlungen.

---

[1] Des Priapus. — [2] Diese Figuren sind auf den 20 Kupfertafeln, die der ersten Ausgabe vom Jahre 1789 beigegeben waren, dargestellt, und es war mit Anmerkungen auf die Tafeln verwiesen; vgl. S. 203. — [3] Galane, Hausfreunde.

Besonders machen die Quacqueri[1] zwar nicht so viel Lärm, doch ebensoviel Aufsehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sei. Man sieht sie selten anders, als mit Samt oder Seide bekleidet, sie tragen reiche brokatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichtsmaske ist ganz[2], mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordiert.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato[3] der komischen Oper nähert, und wie dieser meistenteils einen läppischen, verliebten, betrogenen Toren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unartikulierten Laut von sich geben, der mit den Konsonanten brr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die nächsten erwidern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses kreischende Geschrille den ganzen Korso hin- und wiederläuft.

Mutwillige Knaben blasen indes in große gewundne Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Ähnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Korso auf- und niederlaufen) wenige die Absicht haben können, Aufsehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Korso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus,

[1] Quäker. — [2] Sie geht über das ganze Gesicht. — [3] Dem komischen Darsteller affektierter, gezierter Rollen.

sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur, aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sei, zu vermummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich dazu erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen oder Fläschchen an einem farbiger Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demütiger Gebärde unter die Fenster und vor jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistenteils ohne Männer und führen als Off- und Defensivwaffe ein Besenchen aus der Blüte eines Rohrs gebunden, womit sie teils die Überlästigen abwehren, teils auch, mutwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Ebenso müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fraskatanerinnen, Fischer, neapolitaner Schiffer, neapolitanischer Sbirren[1] und Griechen.

[1] Polizisten.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt, auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro[1] wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben und bemerkt sein wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich, er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor neu Verheirateten trat und ein Horn nur ein wenig sehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang streckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publikums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel[2].

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge; man weiß nicht, welches sein Vorderteil, welches sein Hinterteil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde ein Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studieren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Karnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Sürtouts und kolossalischen Reisfedern sehr geschäftig.

Die deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in

---

[1] Vgl. S. 168. — [2] Lotteriespiel.

ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte aufgerichtet werden[1]. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, teils weil der Platz eng ist, teils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner rötlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige errieten.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Korso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom venezianischen Palast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Korso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder heraufahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts, so gut er kann, und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Karnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein,

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 11, S. 102. Es bezieht sich das Geschichtchen auf den Karneval vom Jahre 1787.

deren einige sechs Sitze haben: zwei Damen sitzen erhöht gegeneinander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskiert, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner weißer oder grauer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: „O quanto è bella[1]!“

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen sein; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sei nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Karneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskiert in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskieren. Die Kutscher wählen meistenteils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter, häßlicher Kerl in völlig neumodischem Putz mit hoher Frisur und Federn eine große Karikatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: „O fratello mio, che brutta puttana sei[2]!“

Gewöhnlich erzeigt der Kuscher einer oder einem paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie

[1] „Wie ist sie schön!“ — [2] „Bruder, was bist du für eine häßliche Dirne!“

auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Manns-tracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pul-cinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vor-übergehenden um die Köpfe.

Ebenso machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch wie auf die englischen Landkutschen oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenstern über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen be-setzter Stühle an beiden Seiten der Straße herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, solang' als es nur möglich ist, sich immer ein wenig voneinan-der abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich aufeinander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Rä-der des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nach-fahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühn-heit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nötig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Mut hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürch-tet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg

zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hindernis aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Grenzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so viele, die dem römischen Karneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt und das von manchem mit diesem Buche in der Hand künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sei nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs[1] und Senators[2].

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken und, wenn es eine Stockung gibt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrigblieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein und auf eine oder die andere Weise beiseite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und

[1] Des Governatore, des Statthalters von Rom. Er war der oberste Richter der Stadt in allen Kriminalsachen, betraut mit der Aufsicht über die Polizei, und der Generalissimus der päpstlichen Truppen. Er wohnte im Palazzo Madama. —
[2] Des obersten Richters in allen städtischen Angelegenheiten, dem vier „Konservatoren" beigeordnet waren. Er residierte auf dem Kapitol.

hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico[1], eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Karneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Korso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien[2] täglich zu großer Unbequemlichkeit der Menge gleichfalls diesen Weg und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Diskretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli[3].

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Zirkulation des Korso unterbrochen und gehindert; am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelklasse, reizend maskiert, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig, unter den vielen männlichen Gestalten, die

[1] Abondio Faustino Rezzonico, seit 1765 Senator, Nepote von Clemens XIII., dem vorvorigen Papste. Es durfte kein geborener Römer das Amt bekleiden. Vgl. S. 204 ff. — [2] Vgl. S. 167. Da der Herzog während des Karnevals 1788 starb, bezieht sich auch dies auf den Karneval vom Jahre 1787. — [3] Großer Palast an der Ecke des Korso und der Via de' Condotti, wo die belebtesten Querstraßen des Korso zusammenmünden.

dort zu sitzen scheinen, die weiblichen herauszusuchen und vielleicht in einem niedlichen Offizier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst, denn die Kutschen verweilen, so lange sie können, in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzu ernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern[1] angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre und die lose Freundin entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist teils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, teils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrat nötig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gypszeltlein[2], durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen[3] haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Verteidigungszustande, und so entsteht aus Mutwillen oder Notwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus

---

[1] Wirklichen Confetti. — [2] Gips, dem durch den Trichter die Form eines kleinen Zeltes gegeben ist, wie den „Wurmzeltchen" der Apotheken. Der italienische Ausdruck für die Tonkügelchen ist Coriandoli, d. h. überzuckerte Korianderkerne. Im heutigen römischen Karneval ist ein besonderer Nachmittag der Karnevalswoche für den getto di coriandoli, das Werfen der Koriandeln, bestimmt. — [3] Vom französischen la dragée, das Zuckerwerk.

Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselsweise an und verteidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu verteidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palastes Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundnen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punktiert aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Verteidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden teil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht und haben meistenteils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß

ihm nichts als die Retraite übrigbleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Sekundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gypsconfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem jeden, soviel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden aus Mangel an Munition sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden[1], die bekannten Strafwerkzeuge italienischer Polizei, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sei, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nacheinander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloßen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Korso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Korso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Teil der schönen Welt beschäftigen,

---

[1] Vom italienischen corda, der Strick, die sogenannten Schnellgalgen. Den Verbrechern wurden die Hände auf dem Rücken gebunden, an den Armen Stricke befestigt, und dann wurde der Körper auf und ab geschnellt.

findet ein andrer Teil des Publikums an dem obern Ende des Korso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie[1] tritt in spanischer Tracht mit Federhut, Degen und großen Handschuhen unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano[2] des italienischen Theaters auf und fängt an, seine großen Taten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellenkönig.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle tun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Szepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Korso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu vermannigfaltigen sucht.

Der eine trägt eine Perücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern soviel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicherweise eine Menge Masken aus dem Korso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

[1] Vgl. oben, S. 55. — [2] Der miles gloriosus der italienischen Possen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu sein, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei auseinander, man zieht den einen da-, den andern dorthin, die Umstehenden nehmen teil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Partei zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbeigebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie gebärdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus, und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazzieren[1]. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa[2] nennen, welches mit unserm Frischauf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Sbirren[3] vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuino[4] und auf dem Spanischen Platze, ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Scharen, um ihre Galanterien hier freier anzubringen.

Sie haben ein Manöver, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen nämlich zu zwölf Mann hoch ganz strack auf den Zehen

---

[1] „Ermorden." — [2] „Kirche." — [3] Die Polizisten. — [4] Einer Parallelstraße des Korso, die nach dem „Spanischen Platze" führt.

mit kleinen und schnellen Schritten anmarschiert, formieren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie mit rechts- oder linksum eine Kolonne und trippeln nun hintereinander weg. Auf einmal wird mit rechtsum die Fronte wieder hergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann, ehe man sich's versieht, wieder linksum: die Kolonne ist wie an einen Spieß zu einer Haustüre hineingeschoben, und die Toren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt sich immer mehr in den Korso hinein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange, ja, es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, soweit es möglich, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es gibt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft[1], geschoben, gehoben, und indem einer huft, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit dartut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken geraten war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

---

[1] Mit den Pferden zurückgewichen.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: „Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni[1]!“ Es ist darum zu tun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken auch gegen ein geringeres Geld alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General[2] reitet nunmehr mit einem Teil der Garde den Korso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrigblieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Fassaden der oben[3] beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen übereinander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Zirkus. Über dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Korso herab, zum Zeichen, daß er gereiniget ist, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelöseter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe.

---

[1] „Plätze! Vorderplätze! Feine Plätze, Plätze, meine Herren!“ — [2] Der Gouverneur. — [3] Vgl. S. 170.

Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurückzuhalten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden sowie zufällige Umstände zum Vorteile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hineinkommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane gibt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Herde hindert sich untereinander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venezianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und festzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können

sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergötzten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein, daß dieses Spiel den Tieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts stehen und zufälligerweise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum sein. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc[1] niederstürzte, drei der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallnen wegsprangen und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle tot, und mehrmals haben Zuschauer unter solchen Umständen ihr Leben eingebüßt. Ebenso kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venezianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bei dem Venezianischen Palast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Korso wiederholt und in der Gegend des Obelisken das letzte Mal gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die

[1] Vom französischen le choc, der Zusammenstoß. Die Wettrennen finden darum jetzt auf der Piazza del Popolo statt, wo alljährlich eine Arena errichtet wird.

Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist wert, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben[1] gesehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhnlichen sonn- und festtägigen Spazierfahrten auflöset. Dort sind keine Wachen und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Konvention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich niemand sein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Karneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Korso zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken gleich nach abgeschossenen Signalen einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter-, dem andern hinaufzufahren, so können beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten, und ein jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

[1] S. 167.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Teil des Publikums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti[1] und Argentina[2] geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balletten; Valle[3] und Capranica[4] Komödien und Tragöden mit komischen Opern als Intermezzo; Pace[5] ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so gibt es bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter noch manche subordinierte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone[6], das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsaktionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Karnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus[7] auch im Sommer und Herbst offen, und das Publikum kann seine Lust den größten Teil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden[8].

---

[1] Ehedem auf der Via del Babuino gelegen, „in einer kleinen Gasse der Kirche St. Athanasio gegenüber". Es besteht nicht mehr. Die abzweigende Via Aliberti erinnert noch daran. — [2] Auf der Via Tor Argentina am Corso Vittorio Emanuele, heute noch das vornehmste Opernhaus von Rom. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 193 f. — [3] Ein „kleines" Theater „hinter dem Palast Valle" beim heutigen Corso Vittorio Emanuele, der Kirche San Andrea della Valle gegenüber. Es war das Theater, in dem auch außer der Karnevalszeit gespielt wurde; vgl. oben, S. 39. Es besteht noch heute unter demselben Namen. — [4] Bestand noch bis vor kurzem an der kleinen Piazza Capranica zwischen Monte Citorio und Pantheon, ist aber jetzt beseitigt. — [5] Genannt nach der Kirche Santa Maria della Pace, bei der Piazza Navona. Es ist nicht mehr vorhanden. — [6] Es bestand auch später noch, am Tiberufer an der Via di Tordinona (Via Torre di Nona), existiert jedoch jetzt nicht mehr. — [7] Das Teatro della Valle. — [8] In dem Aufsatze „Frauen-

Festine[1].

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskierte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros sowohl von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier ägyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Konsul, mehr oder weniger gut und nach dem Kostume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen nach Art der Englischen getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistenteils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken; zum Beispiel, es entzweien und versöhnen sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind durch die pantomimischen Ballette an stark gezeichnete Gestikulation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affektiert scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuett ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudiert.

---

rollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt", der 1788 in Wielands „Merkur" erschienen war; vgl. Bd. 14 dieser Ausgabe, S. 400 ff. [1] Il festino, die Redoute, der Ball; vgl. S. 199. Heute werden diese Feste Veglioni genannt.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustiget, so ist man bei anbrechendem Tage schon wieder in dem Korso beschäftigt, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter mit einer Peitsche treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr nachmittag nach dem gegebenen Glockenzeichen beginnt jeden Tag der schon beschriebene Zirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Torheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht stille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr hereinrücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze teurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sei; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.[1]

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist.

Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine kristallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen; indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Rute oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung[2] der Römer „Sia ammazzato" hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

„Sia ammazzato chi non porta moccolo!" „Ermordet werde, der kein Lichtstümpchen trägt!" ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrei: „Sia ammazzato", bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das

---

[1] Il moccolo, der Lichtstumpf. Auch heute beschließt nach dem Blumenkorso des Nachmittags der Moccolikorso den Karneval. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 199. — [2] Lieblingsfluch.

Gebrüll „Sia ammazzato" von allen Enden widerhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sei, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird „Sia ammazzato" diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente.

So hören wir spotten: „Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore[1]". Oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: „Sia ammazzato il Signore Filippo!"[2] Oder Schmeicheley und Kompliment damit verbinden: „Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica, la prima pittrice del secolo".[3]

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Silbe ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es sei eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster ans benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen.

Alle Stände und Alter toben gegeneinander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreien: „Sia ammazzato il Signore Padre!"[4] Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweist; der Knabe behauptet die Freiheit dieses Abends und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beiden Enden des Korso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft

[1] „Ermordet werde der Herr Abt, der der Liebe huldigt!" — [2] „Ermordet werde Herr Philipp!" — [3] „Ermordet werde die schöne Fürstin! Ermordet werde Frau Angelika, die erste Malerin des Jahrhunderts." — [4] „Ermordet werde der Herr Vater."

sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja, das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht manche gequetscht, gedruckt oder sonst beschädigt werden sollten.

Und doch weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinweg sehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest wie ein Traum, wie ein Märchen vorüber, und es bleibt dem Teilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Torheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Dasein zu danken haben, wenn eine Baubo[1] auf öffent-

[1] Eine Alte aus dem Demeterkultus, welche die um ihre Tochter trauernde Mutter durch schamlose Späße zu erheitern suchte. Vgl. oben, S. 185.

lichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Szenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Teilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske vom Balkon oder vom Gerüste nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir, daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können[1], und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Karneval mit einer *Aschermittwochsbetrachtung* geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben *im ganzen* wie das römische Karneval unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering scheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

---

[1] Geschrieben zu Anfang des Jahres 1789, vor dem Beginn der französischen Revolution.

Februar.

Korrespondenz.

Rom, den 1. Februar.

Wie froh will ich sein, wenn die Narren künftigen Dienstag abend zur Ruhe gebracht werden. Es ist eine entsetzliche Sekkatur[1], andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist.

Soviel als möglich war, habe ich meine Studien fortgesetzt, auch ist „Claudine" gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Akt an Herdern ab, und so wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Not an, worin mir niemand raten noch helfen kann. „Tasso" muß umgearbeitet werden, was da steht[2], ist zu nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!

Der sechste Band enthält wahrscheinlich „Tasso", „Lila", „Jery und Bätely", alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen soll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgesehen und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem siebenten herausgebe[3]. Es ist ein wunderlich Ding, so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!

Hier sekkieren[4] sie mich mit den Übersetzungen meines „Werthers" und zeigen mir sie und fragen, welches die beste sei

[1] Langweiligkeit, wie S. 91. — [2] Die beiden ersten Akte, aus den Jahren 1780 und 1781, in Prosa geschrieben; vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 201. — [3] Dieser sollte den „Faust" enthalten. Auch erschien der achte Band noch vor dem sechsten und siebenten. — [4] Vom italienischen seccare, belästigen, langweilen.

und ob auch alles wahr sei! Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 6. Februar.

Hier ist der dritte Akt „Claudines"; ich wünsche, daß er dir[1] nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Komponisten und Akteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli[2] gewoben sein. Doch hab' ich bei dieser wie bei „Erwin" auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe getan, was ich konnte.

Ich bin recht still und rein und, wie ich euch schon versichert habe[3], jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem allem gebt mir euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Teile zu endigen. Dann soll's an „Wilhelm"[4] u. s. w.

Rom, den 9. Februar.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was Rechts gelärmt. Besonders Dienstags abends, wo die Raserei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Fasten. Auf kein Festin[5] (so nennen sie die Redouten) bin ich gekommen, ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band absolviert ist, will ich nur einige Kunststudien durcharbeiten, dann gleich an den sechsten gehn. Ich habe diese Tage das Buch Leonard da Vinci, „Über die Malerei",[6] gelesen und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

---

[1] Gerichtet an Herder. — [2] Ein gazeartiges Gewebe, mit gitterartig voneinander abstehenden Fäden. — [3] Vgl. oben, S. 156. — [4] „Wilhelm Meisters Lehrjahre." — [5] Vgl. oben, S. 192. — [6] Den „Trattato della pittura", in Paris 1651 zuerst erschienen.

O wie finde ich die Zuschauer[1] so glücklich! die dünken sich so klug, sie finden sich was Rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubst nicht, was das ein behagliches Volk, indes der gute Künstler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel, jemanden urteilen zu hören, der nicht selbst arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabaksdampf macht mich eine solche Rede auf der Stelle unbehäglich.

Angelika hat sich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft. Eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon[2]. Beide um einen hohen Preis. Da sie so reich ist, daß sie ihre Renten nicht verzehrt und jährlich mehr dazu verdient, so ist es lobenswürdig, daß sie etwas anschafft, das ihr Freude macht, und solche Sachen, die ihren Kunsteifer erhöhen. Gleich sobald sie die Bilder im Hause hatte, fing sie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu versuchen, wie man gewisse Vorteile jener Meister sich eigen machen könne. Sie ist unermüdet, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu studieren. Mit ihr ist's eine große Freude, Kunstsachen zu sehen.

Kayser geht auch als ein wackrer Künstler zu Werke. Seine Musik zu „Egmont" avanciert stark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir scheint jedes dem Endzweck sehr angemessen.

Er wird auch: „Cupido kleiner loser" ꝛc. komponieren. Ich schicke dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken gesungen werde. Es ist auch mein Leibliedchen[3].

Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zuviel von mir und lege mir zuviel auf.

Rom, den 16. Februar.

Mit dem preußischen Kurier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unserem Herzog, der so freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten[4]. Da er ohne

---

[1] Die Beschauer von Bildern. — [2] Paris Bordone (um 1500–1571) aus Treviso, dem Schüler Tizians. Der französisierte Name des Künstlers erklärt sich aus seinem Pariser Aufenthalt am Hofe Franz' I. — [3] Vgl. oben, S. 122 u. 158. — [4] Es war der Brief, auf den Goethe in einem langen, uns erhaltenen Schreiben am 25. Januar 1788 geantwortet hatte.

Rückhalt schreiben konnte, so beschrieb er mir die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Über mich selbst erklärte er sich auf das liebreichste[1].

Rom, den 22. Februar.

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Betrübnis setzt. Ein Franzose, namens Drouais[2], ein junger Mensch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studierenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe in seinem verlassenen Studio die lebensgroße Figur eines Philoktets gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend kühlt. Ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent exkolieren[3] und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue.

Angelika macht mir das Kompliment, daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst *sähen* als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu tun wäre, um immer weiter zu sehn. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht, „Amor als Landschaftsmaler"[4], schick' ich dir[5] eh'stens und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte

---

[1] Der Herzog hatte Goethe vorgeschlagen, noch länger in Italien zu bleiben und die Herzogin-Mutter Anna Amalia zu erwarten, worauf Goethe mehr ablehnend als zustimmend antwortete. — [2] Vgl. oben, S. 60. Er war am 13. Februar gestorben. — [3] Ausbilden. — [4] Damals in Italien gedichtet. — [5] Es ist ungewiß, ob der Brief an Herder oder an Frau von Stein gerichtet war.

hab' ich gesucht, in eine gewisse Ordnung zu bringen, sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs[1] und auf Miedings Tod schließen den achten Band und so meine Schriften für diesmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide[2] zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten.

Morgen frühe ist päpstliche Kapelle, und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Karwoche auf den höchsten Grad des Interesse steigen. Ich will nun jeden Sonntag frühe hin, um mit dem Stil bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studiert, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmusik von Zürich, wo sie Kayser zurückließ. Sie wird alsdann erst am Klavier gespielt und dann in der Kapelle gehört.

Bericht.

Februar.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zusagt, so kam diese mir auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtstorheiten und Absurditäten zu Gunsten. Es war das zweite Mal, daß ich das Karneval sah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugnis und Nationalereignis; ich interessierte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Torheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notierte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, welche Vorarbeit ich später zu dem soeben eingeschalteten Aufsatz benutzte,

[1] „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", 1776 gedichtet. — [2] Des Cestius bei der Porta San Paolo, wo der Friedhof der Protestanten war. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 155 und oben, S. 130.

hat auch zugleich unsern Hausgenossen, Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu kolorieren[1], welches er mit seiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Krause[2] von Frankfurt am Main, Direktor des freien Zeicheninstituts zu Weimar, in Quarto radiert und nach den Originalen illuminiert zur ersten Ausgabe bei Unger[3], welche sich selten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr, als sonst geschehen wäre, unter die verkappte Menge hinunter drängen, welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sei.

Aber für den innern bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet sein. Auf dem Venezianischen Platz, wo manche Kutschen, eh' sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen, die Vorbeiwallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Mad. Angelika und trat an den Schlag, sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert; denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen; ja, ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeitlang ohne Sprache, als Mad. Angelika das Wort nahm und, indessen jene sich vorbog, zu mir sagte: „Ich muß nur den Dolmetscher machen, denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu, auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen

---

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 200. — [2] Georg Melchior Kraus (1733—1806). — [3] Johann Friedrich Unger (1750—1804), Buchdrucker und Holzschneider in Berlin. „Das römische Karneval" erschien: „Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Kommission bei Karl Wilhelm Ettinger, 1789." Der ansehnliche Quartband wurde zur Ostermesse ausgegeben und war schon wenige Monate danach ganz vergriffen.

verpflichtet ist für den Anteil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste, was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wiederherstellend auf sie gewirkt, sei die Teilnahme ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden."

„Das ist alles wahr", sagte jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernt' ich mich wieder in das Gedräng der Toren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelika, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Anteil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürst Rezzonico[1], war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede[2] errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werten Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältnis ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werten Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entbrechen, mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Konzerte auf der kapitolinischen Wohnung[3]

---

[1] Vgl. oben, S. 180. — [2] Wilhelm Christoph von Diede zum Fürstenstein (1752—1807), dänischer Geheimrat, später Gesandter beim Reichstag in Regensburg, war vermählt mit Luise, Gräfin Kallenberg, aus dem Hause Muskau in Schlesien. Sie verkehrten viel an den Höfen von Gotha und Weimar. — [3] Dem danach benannten Senatorenpalast auf dem Kapitol, dem mittleren der drei Gebäude, dessen Rückseite dem Forum zugewendet ist.

des Senators sich hören zu lassen willig war und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit ruchbar geworden, zu einer Teilnahme an jenen Exhibitionen[1] schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliseo zu mit allem dem, was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Konzert, und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz würdig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kayser kam, legte er ein anmutiges Thema zum Grunde und variierte solches auf die mannigfaltigste Weise.

Alles war gut von statten gegangen, als der Senator mir im Gespräch manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen venezianischen Art halb bedauernd versicherte, er sei eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagios seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seien zuwider gewesen, doch aber liebt' ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzu oft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator dagegen konnt' ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh, die ihn vergewisserten, er bewirte in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, besonders deutsche Zuhörer, blieb es ein

[1] Vgl. oben, S. 81 u. 112.

unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, längst gekannte verehrte Dame, in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne mit weniger Wendung des Hauptes das große Bild zu überblicken, das sich linker Hand vom Bogen des Septimius Severus[1], das Campo Vaccino[2] entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel[3] erstreckte, um dahinter das Kolisеum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde[4] sich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries[5] und Thürmer[6] gezeichnete und gestochene nordwestliche Übersicht von Rom, genommen von dem Turme des Kapitols, bitten wir hiernächst zu überschauen; sie ist einige Stockwerke höher und nach den neueren Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beschattung, wie wir sie damals gesehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren schattig blauen Gegensätzen und allem dem Zauber, der daraus entspringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in diesen Stunden als Glück zu schätzen, das herrlichste Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Porträt Clemens' XIII. Rezzonico[7], der unsern Gönner, den Senator, als Nepoten an diesen Posten gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Wert ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes[8] aufführe:

---

[1] Dieser war damals noch tief verschüttet; nur der mittlere Bogen war gangbar, er wurde erst 1803 durch Pius VII. freigelegt. — [2] „Das Kuhfeld", so hieß die wüste Fläche des verschütteten Forums, wo die Viehmärkte abgehalten wurden und nur ein paar Säulen über der hohen Schuttdecke hervorragten. Raffael hatte zuerst im Jahre 1519 den Plan gefaßt, das Forum durch große Ausgrabungen wieder ans Licht zu ziehen. Aber erst im 19. Jahrhundert, seit 1803, ist das Forum mit seinen Tempeln, Basiliken, Wegen bloßgelegt worden. — [3] So bezeichnete man damals die drei großen Bogen der Konstantinsbasilika, die auf der linken Seite den Überblick über das Forum abschließen. — [4] Der Kaiserpaläste auf dem Palatin, wo schon seit 1726 Ausgrabungen vorgenommen worden waren, und der Farnesischen Garten. — [5] Ernst Fries (1801—33), Landschaftsmaler aus Heidelberg. — [6] Joseph Thürmer (1789—1833), Architekt, zuletzt Akademiedirektor zu Dresden. Goethe besaß das Blatt. — [7] Papst von 1758—69. — [8] Heinrich Meyer.

„Unter den von Mengs gemalten Bildnissen, da, wo seine Kunst sich am tüchtigsten bewährte, ist das Bildnis des Papstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venezianer im Kolorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Kolorits ist wahr und warm und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das Übrige der Figur schön abheben, gilt für ein gewagtes Kunststück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehn erhält."

März.

Korrespondenz.

Rom, den 1. März.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Kapelle, wo der Papst mit den Kardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht rot, sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albert Dürer[1] gesehen und freute mich nun, so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Karwoche, wo alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Kapelle selbst kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag gegessen und auf des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten[2] und kenne die Gemälde fast auswendig, und doch, wenn alles beisammen ist, was zur Funktion gehört, so ist es wieder was anders, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales[3] komponiert, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem, was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, teils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt sein könnten, teils weil er zum antiken Inventario der päpstlichen Kapelle und zu dem Ensemble der Michelangelos, des Jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte,

[1] Auf denen Kardinäle dargestellt waren. Was es für Bilder von Dürers Art gewesen sein mögen, läßt sich nicht bestimmen. — [2] Vgl. oben, S. 59. — [3] Christobal Morales, aus Sevilla, einem bedeutenden Kontrapunktisten des 16. Jahrhunderts. Er war päpstlicher Kapellsänger in Rom.

einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik und studiert sehr fleißig alles, was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in italienische Verse gebracht[1] und von einem venezianischen Nobile, Benedetto Marcello[2], zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, teils der spanischen, teils der deutschen, als Motiv angenommen, zu andern hat er alte griechische Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstand, Kunstkenntnis und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind teils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus abschreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt ist und die ersten fünfzig Psalmen enthält[3]. Herder soll doch aufstellen[4], er sieht vielleicht in einem Katalogus dies interessante Werk.

Ich habe den Mut gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau, was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen.

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerst ward der Plan zu „Faust" gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren[5] ausschreiben, ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt[6], und wenn ich das Papier räuchre, so dächt' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig,

---

[1] Paraphrasen der ersten fünfzig Psalmen von Girolamo Ascanio Giustiniani. — [2] Benedetto Marcello (1688—1739) aus Venedig, Komponist und Dichter. — [3] „Estro poetico-armonico" (Venedig 1724—27, 8 Bde.). — [4] Aufpassen. — [5] In den Jahren 1773—75 entstand der „Urfaust". Die Zahl 15 ist hier als Rundzahl aufzufassen. — [6] Die Szene „Wald und Höhle".

wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuskript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptszenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben, nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Kodex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, mich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von „Tasso" in Ordnung und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist ins Reine geschrieben. „Des Künstlers Erdewallen"[1] soll neu ausgeführt und dessen „Apotheose" hinzugetan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden, ich sehe sie im ganzen schon vor mir stehen und wünsche mir nur Muße und Gemütsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir deine Sammlungen der „Zerstreuten Blätter"[2] zum Muster dienen lassen und hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengsens Schriften[3] in's Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die notwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein trefflich Buch, man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen „Frag-

[1] Ein kleines Drama aus der Frankfurter Zeit, 1773/74 gedichtet. Es erschien mit „Künstlers Apotheose" im achten Band der Gesamtausgabe, doch unterblieb die Neubearbeitung. — [2] Herders Jugendgedichte, unter dem Titel „Bilder und Träume" in der „Dritten Sammlung" der „Zerstreuten Blätter" veröffentlicht, vgl. oben, S. 84. — [3] Die Ausgabe von Prange, „Des Ritters Anton Raphael Mengs hinterlass'ne Werke", 1786 in drei Bänden zu Halle erschienen.

menten über die Schönheit“[1], welche manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Spekulationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil das der Teil ist, von dem ich bisher am wenigsten begriff. Ich sehe, daß ich mit einiger Übung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borghese[2], welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verständigern Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Rom, den 7. März.

Eine gute, reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Kapelle, dagegen sah ich mit Angelika ein sehr schönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Akademie St. Luca[3], wo Raffaels Schädel ist. Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt[4]. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrscheinlich werde verschaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt ist[5] und in gleichem Saale hängt, ist seiner wert.

Auch habe ich das Kapitol[6] wieder gesehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppis Haus[7], das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen köstlichen Sachen haben mich vorzüglich ergötzt zwei Abgüsse der Köpfe

---

[1] „Betrachtungen über die Schönheit und den guten Geschmack in der Malerei.“ — [2] Damals im Palazzo Borghese; sie ist die bedeutendste Galerie Roms; seit 1891 sind die Bilder in das Kasino der Villa Borghese überführt, und 1901 hat der Staat die Borghesischen Sammlungen angekauft. — [3] Auf der Via Bonella am Forum, 1577 für den Unterricht in den bildenden Künsten gegründet. Die Gemäldesammlung enthält wenig Bedeutendes. — [4] Vgl. unten, S. 236. Daß es doch nicht der echte Schädel Raffaels war, ergab sich aus der 1833 erfolgten Aufdeckung von Raffaels Grabe im Pantheon. — [5] Wie Lukas die ihm erscheinende Madonna malt, vgl. unten, S. 236 f. Es wird Raffaels Gehilfen Timoteo della Vite (1469—1523) zugeschrieben. — [6] Die kapitolinische Sammlung, vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 186 und oben, S. 115 f. — [7] Bartolommeo Cavaceppis, des berühmten Restaurators von Statuen, des Freundes von Winckelmann. Er lebte bis gegen Ende des Jahrhunderts

von den Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo[1]. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehn. Leider daß der beste durch Zeit und Witterung fast einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Exequien des Kardinal Visconti[2] in der Kirche St. Carlo. Da die päpstliche Kapelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwei Sopranen, das seltsamste, was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig Instrument die Orgel sei, ist mir gestern abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen, man begleitete damit den Gesang bei der Vesper; es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme und ist so gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtinischen Kapelle, wo die Stimmen allein sind.

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtenteils verblüht und grünt jetzt, nur wenige Blüten sind auf den Gipfeln noch zu sehen. Nun folgt der Pfirsichbaum, der mit seiner schönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus[3] blüht auf allen Ruinen, die Attichbüsche[4] in den Hecken sind alle ausgeschlagen und andere, die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner, auf einigen zeigen sich Blumen. In meinem neuen Kabinett, wohin ich zog[5], weil wir Tischbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannigfaltige Aussicht in unzählige Gärtchen und auf die hinteren Galerien vieler Häuser. Es ist gar zu lustig.

Ich habe angefangen, ein wenig zu modellieren. Was den Erkenntnispunkt betrifft, gehe ich sehr rein und sicher fort, in Anwendung der tätigen Kraft bin ich ein wenig konfus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

---

[1] Vgl. oben, S. 113. — [2] Antonio Eugenio Visconti aus Mailand, weshalb er in der Lombardenkirche San Carlo al Corso begraben wurde. — [3] Der Schneeball. — [4] Holunderbüsche (Sambucus). — [5] In den zweiten Stock desselben Hauses, der Casa Moscatelli auf dem Korso, zu dem Bildhauer Giuseppe Cerachi, dessen Frau, Teresa Schliefahan, eine Deutsche aus Wien war. Goethe wohnte da vom 1. März bis zum 23. April 1788. Vgl. S. 230 f. Tischbein kam jedoch nicht von Neapel zurück, vgl. oben, S. 106.

Rom, den 14. März.

Die nächste Woche ist hier nichts zu denken noch zu tun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werde ich noch einiges sehen, was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayfern davonziehn. Wenn alles geht, wie ich wünsche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwischen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung[1] verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe und nun wenigstens einen äußersten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann.

Diese Woche hat sich ungeachtet des üblen Wetters gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtinischen Kapelle ein Motett von Palestrina[2]. Dienstag wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verschiedene Teile der Karwochsmusik in einem Saale sang. Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Klavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburschentraditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg, mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können. Er wird die Vergünstigung erhalten, eine Probe in der Kapelle anzuhören, wozu sonst niemand gelassen wird.

Ferner habe ich diese Woche einen Fuß modelliert nach vor-

[1] Die Aufforderung des Herzogs, die Herzogin-Mutter Anna Amalia in Italien zu erwarten, vgl. S. 201. — [2] Giovanni Pierluigi, Palestrina nach seinem Geburtsort genannt (1514—94), dem berühmten Begründer der klassischen katholischen Kirchenmusik.

gängigem Studio der Knochen und Muskeln und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Teil klüger; versteht sich in Rom mit allen Hülfsmitteln und dem manigfaltigen Rat der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rate ziehen, in jeder Ville, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Teilen zu sehen, Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rat und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyers Rat und Nachhülfe mich am meisten fördert. Wenn mit diesem Winde auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Übersicht der Kunst, die ich mir gemacht habe, war es mir sehr notwendig, nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Teile zu gehn. Es ist angenehm, auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort, überall herumzugehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum erstenmal in Raffaels Villa[1], wo er an der Seite seiner Geliebten[2] den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig Monument. Der Fürst Doria[3] hat sie akquiriert und scheint sie behandeln zu wollen, wie sie es verdient. Raffael hat seine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtiert in allerlei Arten von Kleidern und Kostüme; selbst in den historischen Kompositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen, als sich's schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

---

[1] Vor Porta del Popolo. Sie ist 1849 zerstört worden, und nur einige Trümmer davon sind im Gebiete der Villa Borghese übrig. Vgl. Bd. 14, S. 412 f. — [2] Der sogenannten Fornarina, der Bäckerstochter. — [3] Andrea Doria, Fürst von Landi, Pamfili und Melfi. Die Villa gehörte vorher dem russischen Konsul Santini, 1830 ging sie dann in den Besitz der Borghesi über. Seit 1902 ist die gesamte Villa Borghese Staatseigentum.

Dann ging ich in die Villa Albani[1] und sah mich nur im allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute nacht hat es sehr geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder, und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirsichblüten fangen schon an abzufallen, und die Zitronenblüten brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst[2]. Sie werden nie wieder finden, was sie an mir gehabt haben, ich verlasse sie mit Schmerzen. In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden, und als einen solchen haben mich diese dreie in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen.

Rom, den 22. März.

Heute geh' ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen schreiben. Nun ist auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beschwerden vorüber, morgen nehmen wir noch eine Benediktion[3] auf uns, und dann wendet sich das Gemüt ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunst und Mühe guter Freunde alles gesehen und gehört, besonders ist die Fußwaschung und die Speisung der Pilger[4] nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Kapellmusik[5] ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri[6] und die sogenannten Improperien[7], die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Karfreitags frühe gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das

---

[1] Vor Porta Salara, um 1760 von dem Kardinal Alessandro Albani, dem Freunde Winckelmanns, angelegt, mit einer reichen Statuensammlung, seit 1866 im Besitze der Torlonia. — [2] Vgl. oben, S. 125. Hier ist wohl an Moritz, Bury und Meyer oder an Angelika zu denken. — [3] Eine Segnung des Papstes, zum Osterfonntage. — [4] Am Gründonnerstage. — [5] Vom Mittwoch bis zum Karfreitag in der Sixtinischen Kapelle. — [6] Gregorio Allegri (1584—1652), aus Rom. Es ist jenes berühmte neunstimmige Miserere, das nicht kopiert werden durfte, und das Mozart nach dem Hören aufschrieb. — [7] Von Palestrina aus dem Jahre 1560 vom italienischen improperio, der Vorwurf.

Kreuz anzubeten, und alles übrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und das Chor anfängt: „Populus meus, quid feci tibi?“[1] ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Funktionen. Das soll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit. Ich habe nach meinem Wunsch alles, was an den Funktionen genießbar war, genossen und über das Übrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effekt, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponiert, aber bewundert hab' ich alles, denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Funktionen, besonders in der Sixtinischen Kapelle, geschieht alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommner Würde. Es kann aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen sein. Hätte ich nicht in der Zwischenzeit auf jene Veranlassung[2] wieder stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnt' ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten. Ich habe diese Zeit wieder viel studiert, und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und gerundet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen, doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen hab' ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler, der mich nach Sizilien begleitet hat. Es sind schöne liebliche Früchte meiner Reise und für euch die angenehmsten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, gibt man ihm am sichersten. Einige drunter sind, dem Ton der Farbe nach, ganz köstlich geraten, und ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt so schön ist.

Soviel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher

[1] „Mein Volk, was habe ich dir getan?“ — [2] Vgl. S. 213.

geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente, zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

Soeben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf. Das Kastell feuert ab[1], alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden[2], Schwärmer und Lauffeuer. Um eilf Uhr morgens[3].

Bericht.

März.

Es ist uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Roms sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben[4]. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, notwendig gefordert wird und wirklich wegen der weitentfernten Lage dieser Stationen, insofern der Weg an einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleichzuachten ist.

Jene sieben Kirchen aber sind: S. Peter[5], Santa Maria Maggiore[6], San Lorenzo außer den Mauern[7], San Sebastian[8], San Johann im Lateran[9], Santa Croce in Jerusalem[10], San Paul vor den Mauern[11].

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen in der Karwoche, besonders am Karfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vorteil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen

---

[1] Von der Engelsburg wurde das Zeichen gegeben. — [2] Feuerwerkkörper. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 272. — [3] Am Karsonnabend. — [4] Vgl. oben, S. 141. — [5] San Pietro in Vaticano. — [6] Die größte und älteste aller Marienkirchen, am Esquilin. — [7] Vor Porta San Lorenzo, im Osten der Stadt, an der Straße nach Tivoli. — [8] Vor Porta San Sebastiano, an der alten Via Appia, über Katakomben erbaut. — [9] Die große Basilika San Giovanni in Laterano im Südosten der Stadt. — [10] Im äußersten Südosten der Stadt, nach der Tradition von der heiligen Helena zu Ehren des wiederaufgefundenen Kreuzes erbaut. — [11] Vor Porta San Paolo, vgl. S. 129 f.

leiblichen Genuß hinzugetan, so wird in solcher Hinsicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugnissen zum Tore von San Paul endlich wieder hereintritt, erhält daselbst ein Billet, um an einem frommen Volksfeste in der Villa Mattei[1] an bestimmten Tagen teilnehmen zu können. Dort erhalten die Eingelassenen eine Kollation[2] von Brot, Wein, etwas Käse oder Eiern; die Genießenden sind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst befindlichen Amphitheater. Gegenüber in dem Kasino der Villa findet sich die höhere Gesellschaft zusammen; Kardinäle, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergötzen und somit auch ihren Teil an der Spende, von der Familie Mattei gestiftet, hinzunehmen.

Wir sahen eine Prozession von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geistlichen Gewand, sondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Festtage zu erscheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweise, es konnten ihrer vierzig sein. Sie sangen und sprachen ihre Litaneien fromm vor sich hin und wandelten still und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem, handwerksmäßigem Ansehen ging an ihnen her und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, barfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahinwandelten. Erkundigung deshalb gab uns zu vernehmen: Dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt, einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sei es ihm gelungen, andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines

[1] Auf der Höhe des Cälius, mit herrlichem Ausblick auf das Albanergebirge. — [2] Vom italienischen collazione, der Imbiß.

Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit auseinander liegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sei diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohltätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zur Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hievon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgesetzten Worten für die nackten und sohlenlosen bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch von den anstehenden sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Bedienstes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen[1] an jeder Spende teilnehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Über die bildende Nachahmung des Schönen,

von Karl Philipp Moritz. Braunschweig 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuskript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger[2] über den Vorschuß einer Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich

[1] Vom italienischen pupillo, das Mündel, das Pflegekind. — [2] Joachim Heinrich Campe in Braunschweig.

war eine solche nicht so leicht, als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England[1] niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sei, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns auftaten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen, vielleicht nimmt man hievon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken[2].

„Der Horizont der tätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber sein: das heißt, die Organisation muß so fein gewebt sein und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich nebeneinander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

„Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe bei ihrer völligen Entwickelung auf einmal in der dunkeln Ahnung ihrer tätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß notwendig eine Unruhe, ein Mißverhältnis zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

„Bei einer Seele, deren bloß tätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit

---

[1] Die Moritz beschrieben hatte in seinen „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782" (Berlin 1783, 2. Aufl. 1785). — [2] Erst 100 Jahre nach dem ersten Erscheinen wurde das Schriftchen vollständig wieder abgedruckt (in Seufferts „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts", Bd. 31, Heilbronn 1888).

der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

„Alle die in der tätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen notwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dies zu werden, muß die Tatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. — Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne wie an den Spitzen seiner Strahlen in einen Brennpunkt fassen. — Aus diesem Brennpunkte muß sich nach des Auges gemessener Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur ebenso wahr und so richtig wie sie selbst in seinen kleinen Umfang faßt.

„Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen notwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führet uns dies auf den Punkt, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spiegeln kann.

„Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der tätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmählichen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen

Dasein da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

„Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff Näherkommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke uns erhöht. — Allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unsrer eignen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber, und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins — und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur zuerst um sein selbst, und dann erst um unsertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Wesen gibt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

„Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Grenzen der Denkkraft in seiner Entstehung, in seinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sei, ist es schön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurteilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen Vergleichungspunkt für das echte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur insofern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, ebensowenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist.

Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht — oder empfunden werden.

„Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, insofern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderschöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne doch sie selbst zu sein: — Dies ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

„Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nötig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Zirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

„Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. — Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Dasein muß notwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

„Ebenso schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt so viel als tausend. — Der höchste Wert, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt

bei ihm als Bildungskraft ebensowenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Grenzen überschreitet, muß es notwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

„Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr, sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

„Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch; und ahnet dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen.

„Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas Ähnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eignes Werk, verwirft es und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zutun da ist, keine Freude findet.

„Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnet, teilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Dasein dankt, mit dem Bewußtsein von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln. —

„Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

„Wo sich nun in den schaffenvollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll; und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Tatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk

hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

„Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken und doch darauf Verzicht zu tun, scheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da sein wird, durch das Gefühl von unsrer eignen Kraft gewähren soll, soviel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Atemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten. —

„Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst, in seiner Hervorbringung, noch Reiz genug, unsre Tatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er echt und rein ist. —

„Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter, der Frieden in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich zum Lohne für sein bescheidnes Zurücktreten in seine Grenzen dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

„Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich schneidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, angemaßte Abdrücke des höchsten Schönen gegen einen echten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen.

„Denn da die echte Bildungskraft sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks auch schon den ersten, höchsten Genuß desselben als ihren sichern Lohn in sich selber trägt und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selber und nicht durch die Ahnung des Genusses von ihrem Werke erhält; und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selbst kein rich-

tiges Urteil fällen kann, so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche dieser Selbsttäuschung zu entkommen.

„Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie echt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

„Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen oder sie einen falschen Weg einschlagen läßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das echte Schöne *selten*.

„Und weil sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entstehen läßt, so unterscheidet sich eben dadurch das echte Schöne und Edle durch seinen seltenen Wert vom Schlechten und Gemeinen. —

„In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zueinander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks im Moment des höchsten Genusses zugleich Empfindungsfähigkeit und erzeugt wie die Natur den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

„Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, insofern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

„Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen *mehr* als Denkkraft, und die tätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt *zugleich* auch alles, was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

„Insofern nun diese tätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, *hervorbringend* in sich faßt, heißet sie Bildungskraft: und insofern sie das, was außer den Grenzen der Denkkraft liegt, *der Hervorbringung sich entgegen neigend*, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

„Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und tätige Kraft, die bloß tätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein stattfinden.

„Insofern nun diese bloß tätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen seinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältnisse des großen Ganzen sein, ohne daß eben der Grad der Vollständigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft voraussetzt.

„Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns umgibt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unsres Organs zusammen, daß wir dies große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu *sein*. Die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben, sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht sich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzusetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, soweit es kann, selbst dies umgebende Ganze sein.

„Daher ergreift jede höhere Organisation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisierten Stoff durch bloßes Werden und Wachsen; das Tier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Tier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene, *spiegelnde* Oberfläche seines Wesens, in den Umfang seines Daseins auf, und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar.

„Wo nicht, so muß er das, was um ihn her ist, durch *Zerstörung* in den Umfang seines wirklichen Daseins ziehn und verheerend um sich greifen, soweit er kann, da einmal die reine unschuldige Beschauung seinen Durst nach ausgedehntem wirklichem Dasein nicht ersetzen kann."

April.

Korrespondenz.

Rom, den 10. April.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war, abzugehen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich wäre lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayfers willen und um Burys willen. Ersterer muß noch einige Studien absolvieren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Musikalien sammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde nach meiner Erfindung ins reine bringen, dabei er meines Rats bedarf.

Doch hab' ich den 21. oder 22. April zur Abreise festgesetzt[1].

Rom, den 11. April.

Die Tage vergehn, und ich kann nichts mehr tun. Kaum mag ich noch etwas sehen; mein ehrlicher Meyer steht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayfern nicht bei mir, so hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, so wären wir weit genug gekommen. Besonders hätte er bald über alle Skrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der Französischen Akademie[2], wo die Abgüsse der besten Statuen des Altertums beisammenstehn. Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier wie zum Abschied empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man

[1] Der wirkliche Tag der Abreise war der 23. April. — [2] Im Palazzo Mancini auf dem Korso, vgl. S. 55 u. 184.

sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.

Rom, den 14. April.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ, an jenem Fuß[1] fort zu modellieren, ging mir auf, daß ich nunmehr „Tasso" unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblicke erst, was man alles um sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

April.

Meine Korrespondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wiederzusehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir teils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, teils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war

[1] Vgl. oben, S. 213 f.

sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles, was er zu tun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft ohne eigentlich bösen Willen andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logiert zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht, sie zu mieten und sie zu beziehen[1], damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vorteil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus[2] war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balkone, Terrassen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offne Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher[3] eine Anzahl wohlgehaltener Zitronenbäume von mäßiger Höhe in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Kapital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmut beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. Soeben hatte

[1] Vgl. oben, S. 212. [2] Von Korso und Via della Fontanella. So sehr auch das Haus selbst jetzt baulich verändert ist, die Aussicht nach den Gärten ist noch dieselbe. [3] Der Kanonikus Don Giovanni Martini, dem in jener Zeit die eine Haushälfte gehörte.

Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen, die er auf unsrer Reise durch Sizilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Teilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte, die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbrötlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde, auf dieselbe Staffelei, an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender; ich erinnere mich, daß einigemal, als ich ins Zimmer trat, mir ein solches Bild wie zauberisch entgegenwirkte.

Das Geheimnis einer günstigen oder ungünstigen, direkten oder indirekten atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich wie in Gegenwart der Natur vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohltätig er auch sein mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsre Gefühle, unsre Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Überhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Indi-

viduen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen, empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, tut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt, solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse als die eigentlichsten Faksimiles geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichen gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi[1], um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam[2], und man es für ein Glück achten mußte, sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unsrer Zeitgenossen, der zum erstenmal vor sie hintritt, darf behaupten, diesem Anblick gewachsen zu sein.

Noch einige kleinere Junonen[3] standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Juppiters[4] und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini[5]; ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Herkules Anax[6], so kräftig und

---

[1] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 177. — [2] Der Kopf hatte ehedem im Freien am Eingang der Villa gestanden, war aber damals in das Bibliothekskasino des Gartens gebracht worden, und es bedurfte der besonderen Erlaubnis des Prinzen Piombino di Buoncampagni, ihn zu sehen. Die Villa ist schon längst der Stadterweiterung zum Opfer gefallen, und der Kopf befindet sich jetzt im Thermenmuseum. — [3] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 201. — [4] Darunter des Zeus von Otricoli, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 173 f. — [5] Jetzt in der Glyptothek zu München. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 173, und oben, S. 38. Der Abguß im Urbinozimmer des Goethehauses zu Weimar ist ein Geschenk König Ludwigs I. an Goethe. — [6] „Herkules als Gott." Es ist unermittelt, welcher „Herkules" und „Merkur" gemeint sind.

groß, als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Merkur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die ägyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisk[1] genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelika zugedacht[2], weniges andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Tischbeinischen Besitzungen, anderes sollte unangetastet bleiben und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühsten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Anteil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen und die grenzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig[3] machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun[4] einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung in dem von oben wohlbeleuchteten Saale plötzlich umgeben sah[5].

---

[1] Vgl. oben, S. 63 u. 75. — [2] Der Abguß im Blauen Zimmer des Goethehauses zu Weimar ist ein Geschenk des Staatsrats Schulz aus dem Jahre 1823. — [3] Auf der Akademie Oesers in der Pleißenburg. — [4] Aus der Tribuna der Uffizien zu Florenz, eine griechische Originalstatue aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. — [5] Im Herbste 1771 auf der Rückkehr von Straßburg.

Nachher fanden sich Gypsgießer in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobes Töchter, ein Köpfchen, später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierierte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sizilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu tun pflegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten[1], welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, sowie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich teilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Pinienssprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelika in den Hausgarten[2], wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir teilnehmende Reisende zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin[3] eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten

[1] Den Giardino de' Semplici, von Papst Alexander VII. gestiftet, hinter der Piazza Navona auf dem Janiculus gelegen. Er besteht nicht mehr. Der heutige botanische Garten der Universität an der Lungara ist von Papst Gregor XVI. 1837 neu angelegt worden. [2] Bei Trinità de' Monti. [3] Sie starb am 5. November 1807.

ganz unörtliche Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende, darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmutigen Daseins ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben durch Aufopferung mehrerer Exemplare von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, frisch aufgeschossenen übergab ich einem römischen Freunde[1], der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße[2] pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisende[3] mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen!

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen sein möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Massima[4] und die Katakomben bei St. Sebastian[5]. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranese[6] vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Lokals geriet jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort im Freien in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte.

In dem großen Werke „Roma sotterranea di Antonio Bosio, Romano“[7] belehrt' ich mich lange Zeit nachher um-

---

[1] Vielleicht dem damaligen Besitzer der Villa Malta, Giovanni Antonio Parmiggiani. — [2] In die Villa Malta. — [3] König Ludwig I. von Bayern, der im Jahre 1827 die Villa Malta kaufte und bewohnte. Es hat sich eine der Palmen erhalten (Phoenix dactylifera), „di largo tronco, d'ampia ombrella, una delle più belle di Roma“. — [4] Von den Tarquiniern zur Entwässerung des Forums angelegt, entspricht sie noch heute ihrer Aufgabe. — [5] Der Kirche San Sebastiano alle Catacombe vor der Porta San Sebastiano an der alten Via Appia. Die Katakomben von San Sebastiano waren die einzigen, die auch im Mittelalter besucht wurden, sie sind am meisten von allen ausgeraubt. — [6] Vgl. oben, S. 136 f. — [7] „Das unterirdische Rom, von dem Römer Antonio Bosio“, dem Begründer der wissenschaftlichen Erforschung der Katakomben. Das Werk erschien 1632, drei Jahre nach des Verfassers Tode.

ständlich von alle dem, was ich dort gesehen oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raffaels unsre Verehrung zu bezeigen[1], welcher dort als ein Heiligtum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre[2] zu so mannigfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde sein müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrat Reifenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannigfaltigsten Betrachtungen aufruft[3].

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand[4], St. Lucas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmut wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raffael, selbst noch jung, steht in einiger Entfernung und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmutiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona[5] war ehemals der Besitzer dieses Werks und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an man-

[1] Vgl. oben, S. 211. — [2] Der Lehre Franz Joseph Galls (1758—1828), des Begründers der Schädellehre. — [3] Er befindet sich heute noch im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar. — [4] Vgl. oben, S. 211. — [5] Vgl. oben, S. 134. Er hatte es für den Hochaltar der zu der Akademie zugehörigen Kirche Santa Martina e Luca gestiftet, und es war erst in den siebziger Jahren in der Akademie untergebracht worden.

chen Stellen beschädigt und restauriert, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Wert.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend, er sei mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande[1] liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel im Hofe des Palasts Caraffa Colombrano[2] nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei[3]. Er wünsche, diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an, ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte. Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen[4], welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir ward die Sache sogleich mitgeteilt, und wir eilten selbdritte zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Brett von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpf getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

---

[1] Dem südlichen Tiberhafen Roms, bei der Porta Portese in Trastevere. — [2] In Wirklichkeit Colubrano. — [3] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 222. — [4] Vgl. oben, S. 33.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: „gewiß", sagten wir, „wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden". Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines, wohlerhaltenes Altertum in einem leicht zu restaurierenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen, es schien uns in mancher Betrachtung unrätlich, diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher, den Fall der guten Frau Angelika zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra[1], und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische[2] Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Überlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesamtzeichen wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sei, und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II.[3] geordnet werden könnte.

Den Kredit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick, wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heiratskontrakt noch manche

[1] Vgl. oben, S. 13. — [2] Vgl. oben, S. 33 u. 52. — [3] Hiero II., Herrscher von Syrakus (269—215 v. Chr.).

Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rat und Zustimmung unsrer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin eine solche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im ideell-pygmaleonischen Sinne[1], und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntnis gelten, daß ich dieses Ereignis als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das tätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelika mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Altertumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seien mannigfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubnis der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen, und was alsdann noch wegen der Überfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seien. Über solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sei ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

---

[1] Mit Beziehung auf die Sage von dem Bildhauer Pygmalion, dem sein Bildwerk lebendig wurde.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten, aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Kabinett, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind[1]. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Kabinett besteht 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht[2]; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes[3]; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird[4]; 4) ein Faun aus Rosso Antico[5]; 5) der ruhig stehende Discobolus[6].

Visconti[7] hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen, sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmutige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte

[1] Die Statue wurde noch in demselben Jahre von Pius VI. angekauft und im Gabinetto delle Maschere des Vatikans aufgestellt, das seinen Namen nach eben jenen Mosaikmasken hat, die aus der Tiburtiner Villa des Hadrian stammen. — [2] Einer Aphrodite, im Bade kauernd. Die Basis mit der Künstlerinschrift Bupalus ist gefälscht. Das hellenistische Werk wird zurückgeführt auf den bithynischen Künstler Doidalsas; es steht auch heute noch an dieser Stelle. — [3] Die kleine Statuette des vom Adler entführten Ganymed, gearbeitet nach Leochares, einem Künstler der zweiten attischen Schule zur Zeit Alexanders des Großen. Sie steht heute in der Galerie der Kandelaber. — [4] Der zarte Jüngling stellt einen Apollontypus aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. dar. Er steht noch heute an derselben Stelle. — [5] Ein Satyr aus rotem Marmor, der mit der Rechten eine Weintraube emporhält, ein hellenistisches Werk. Er steht noch heute im Kabinett der Masken. — [6] Der Diskuswerfer. Er ist ruhig stehend genannt, im Gegensatz zu dem Diskobolen des Myron, der während des Wurfes dargestellt ist. Er wird auf Alkamenes, den Schüler des Phidias, zurückgeführt. Er steht heute im Saal der Biga. — [7] Ennio Quirino Visconti (1751—1818), Archäolog, der das Vatikanische Museum aufgestellt und in 7 Bänden beschrieben hat („Il Museo Pio-Clementino", Rom 1782—1807).

die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelika immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermutung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann[1], welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offner Anmut und drückte mit natürlicher Zierlichkeit den wiederholten Dank für meine Teilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen", sagte sie, „daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sei. Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder[2] Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat, wie ich's ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seid glücklich, so reich zu sein, daß Ihr Euch dies nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta[3], die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er bei mäßiger Besoldung noch immer etwas zurück in

---

[1] Giuseppe Volpato, der Sohn des bekannten Kupferstechers Giovanni Volpato (vgl. oben, S. 45). Sie heiratete ihn am 20. Juni 1788, und er starb im November 1803. Zum zweiten Male verheiratet mit Francesco Finucci, starb sie am 24. Juli 1825 als Mutter von sieben Söhnen und einer Tochter. — [2] Carlo Ambrogio Riggi, vgl. oben, S. 95. — [3] An der heutigen Via di Ripetta, vgl. oben, S. 119.

einem vorteilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses vom ersten Augenblick an bis zum letzten mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher, mäßiger Prosa.

Als ich vor die Türe kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt, sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr", rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiderte, was ich versetzte, den Gang des anmutigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenötigtes lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern einfachern größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein.

Nachdem ich den langen Korso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Kapitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Mark Aurels[1] rief den Kommandeur in „Don Juan" zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dessen ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Kolisеums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah[2], darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses, in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie[3] nicht ins Gedächtnis zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. „Dum repeto noctem!" seine Rückerinnerung, weit hinten am Schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir teilweise genau im Gedächtnis hervorstieg, aber mich wirklich an eigner Produktion irre werden ließ und hinderte; die auch, später unternommen, niemals zu stande kommen konnte.

---

[1] Mitten auf dem Kapitolsplatz, jenes antiken Reiterstandbildes aus Bronze, das im Mittelalter auf dem Lateransplatze stand und 1538 nach Michelangelos Angaben hier aufgestellt wurde. — [2] Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 192. — [3] Aus den „Tristia" die dritte des ersten Buches.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren soviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann kapitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt. —

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit;
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui;
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Jamque quiescebant voces hominumque canumque
Lunaque nocturnos alta regebat equos.
Hanc ego suspiciens, et ab hac Capitolia cernens,
Quae nostro frustra iuncta fuere Lari. —

Kampagne in Frankreich

1792.

Belagerung von Mainz.

Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann.

Einleitung des Herausgebers.

Im Jahre 1792 finden wir die beiden deutschen Großmächte, die seit dem Siebenjährigen Krieg in offener oder geheimer Feindschaft sich gegenüber gestanden hatten, zum Angriff gegen Frankreich vereinigt. Am Ende der Regierung Josephs II. hatte es den Anschein gehabt, als würde es Preußen gelingen, Österreich aus Deutschland hinauszudrängen. Aber die geschickte Politik seines Nachfolgers Leopold II. erreichte es in kurzem, den schon drohenden Einfall der Preußen zu verhindern, sie um die erhofften Erwerbungen in Polen zu bringen, und den Nachfolger des großen „Schiedsrichters Europas" von seinen Verbündeten zu trennen und zu untätiger Isoliertheit zu zwingen, wobei ihm nur der Ruhm politischer Uneigennützigkeit gelassen wurde. Die allmählich eintretende Erkenntnis, in den Reichenbacher Verträgen (1790) von Österreich überlistet worden zu sein, hätte Preußen im nächsten Jahre schon zum Kriege veranlaßt, wenn nicht inzwischen eingetretene Ereignisse beide Gegner gezwungen hätten, sich vorläufig zu vertragen und ihre Kraft gemeinsam gegen einen andern drohenden Feind zu richten, das revolutionäre Frankreich. Es wurde immer mehr offenbar, daß der Thron oder wohl gar das Leben Ludwigs XVI. in Gefahr schwebe. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der bei allen seinen Fehlern und Schwächen kein unedler Mensch war, glaubte schon aus rein menschlichen Gründen zum Schutze des Königs verpflichtet zu sein. An und für sich zum Mystizismus hinneigend, war er tief durchdrungen von dem Glauben an die Heiligkeit des Gesalbten. Wie er sich in großmütigen Handlungen gefiel, so sah er in sich das Werkzeug Gottes, das dem rasenden Beginnen der Revolutionäre Einhalt tun und dem gekrönten König Hilfe bringen solle. Als der natürliche Bundesgenosse in solchem Krieg erschien der Bruder der Königin Marie Antoinette, der Kaiser Leopold, der, freilich eine ganz anders geartete Natur, bisher für seinen Schwager genug getan zu haben glaubte, wenn er gute Ratschläge nach Paris sandte und eine Aufforderung an die Souveräne Europas erließ, ihrem Unwillen über die

Ereignisse in Paris Ausdruck zu geben. Die Gefangennahme Ludwigs XVI. bei seinem Fluchtversuch machte endlich seinem Zögern ein Ende. Es kam zum Wiener Vertrag mit Preußen vom 25. Juli und am 25. August 1791 zur Zusammenkunft beider Herrscher in Pillnitz, wodurch Leopold einen Druck auf die Revolutionäre in Paris auszuüben hoffte. Auch darin zeigte sich der Kaiser als der kühler Denkende und Klügere, daß er die Emigranten mit leeren Versprechungen abspeiste, während das weiche, leicht bewegliche Gemüt des preußischen Königs sich ihrem verderblichen Einfluß völlig hingab.

Schon im Frühjahr 1791 hatte der Strom der französischen Emigranten sich über Deutschland ergossen. In Koblenz vom Kurfürsten Klemens Wenzeslaus gastfreundlich aufgenommen, führten der Graf von Artois und der Graf von Provence mit einer großen Zahl geflüchteter Franzosen auf Kosten des Kurfürsten ein verschwenderisches und sittenloses Leben. Viel schlimmer war es, daß sie in Berlin einen starken Einfluß auf den König gewannen und durch die lügnerische Darstellung der Verhältnisse und der Stimmung in Frankreich, einer Auffassung des beabsichtigten Feldzugs mit Erfolg das Wort redeten, die für den Ausgang höchst verderblich werden sollte. Insbesondere galt das von ihrer Behauptung, daß die Alliierten in Frankreich mit offenen Armen empfangen werden würden.

Vergebens warnte Leopold II., der von den eigentlichen Absichten der nur nach eigener Herrschaft in Frankreich strebenden emigrierten Brüder des Königs wohl unterrichtet war. Sie sammelten in Koblenz ein kleines Heer um sich und rüsteten es aus zum Kriege gegen Frankreich; sie insultierten den französischen Gesandten und setzten so Deutschland ins Unrecht gegenüber Frankreich. Die Nationalversammlung antwortete mit einer Anklage gegen die Brüder des Königs wegen Hochverrats und mit einer energischen Erklärung gegen die Emigrantenbewegung in Deutschland. Zugleich wurde der Vorschlag des Kaisers, die Ruhe in Frankreich durch einen Kongreß der Fürsten Europas wiederherzustellen, als eine Einmischung in die innere Angelegenheit des Reichs zurückgewiesen. So waren die Rollen vertauscht. Bisher hatten die deutschen Fürsten geglaubt, Grund zum Kriege gegen Frankreich zu haben. Denn durch das Edikt vom 4. August 1789, durch das alle Rechte, die aus der Leibeigenschaft entsprangen, ferner die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, die geistlichen Zehnten, der Besitz der Kirche und die geistliche Gerichtsbarkeit aufgehoben worden

waren, wurde eine große Zahl deutscher Fürsten, die im Elsaß Besitzungen unter französischer Oberhoheit hatten, auf das empfindlichste geschädigt. Reklamationen und Beschwerden des Kaisers waren fruchtlos geblieben. Jetzt suchten die Machthaber in Paris selbst nach Vorwänden zu einer Kriegserklärung. Nun mußte auch der friedfertige Kaiser an die Abwehr denken. Er sammelte in den Niederlanden, in Vorderösterreich und Böhmen Streitkräfte und schloß mit Preußen am 7. Februar 1792 den Allianzvertrag von Berlin, der aber durchaus noch einen defensiven Charakter trug. Doch die Franzosen verlangten von dem Nachfolger des am 1. März 1792 gestorbenen Kaisers, dem König Franz, die Einstellung der Rüstungen und die Auflösung aller Verträge, die Österreich ohne Frankreichs Vorwissen und in feindlicher Absicht geschlossen hätte. Nach der ablehnenden Antwort Österreichs mußte Ludwig XVI. am 20. April 1792 in der Nationalversammlung den Antrag stellen, dem König Franz von Böhmen und Ungarn den Krieg zu erklären. Noch in demselben Monat fiel ein Korps von 12,000 Mann in Belgien ein, wurde aber von den Österreichern mit Leichtigkeit zurückgeschlagen.

So merkwürdig hatten die Verhältnisse sich gestaltet. Friedrich Wilhelm II., von dem der Gedanke, zum Schutze des französischen Königs die Waffen zu ergreifen, ausgegangen, war durch die zögernde Politik seines Bundesgenossen zur Untätigkeit gezwungen worden; und eben diesem, der sich zum Kriege nicht entschließen konnte, war von dem König, um dessentwillen Friedrich Wilhelm II. mit Österreich Frieden gemacht hatte, der Krieg erklärt worden. Den Franzosen war die innere Schwäche und die Haltlosigkeit des Bündnisses zwischen Preußen und Österreich wohlbekannt. An der Hoffnung, die Verbündeten zu trennen, haben sie während des ganzen Feldzugs festgehalten und sie mehrmals zu verwirklichen gesucht.

Nach dem Einfall der Franzosen in Belgien beschlossen nun die verbündeten Fürsten selbst angriffsweise vorzugehen. Aber es verstrichen noch Monate, bis die Rüstungen beendet waren. Die Armee der Verbündeten zählte 80,000 Mann. Das preußische Heer (42,000 Mann) marschierte von Koblenz aus nach der Champagne.

Von den Österreichern sollte ein Teil unter Clerfait in der Gegend von Brüssel bleiben, ein anderer sich mit den Preußen vereinigen, ein drittes österreichisches Heer unter Hohenlohe-Kirchberg vom Breisgau und von Mannheim über Landau-Merzig zur Belagerung von Thion-

ville vorrücken. Die Emigranten wurden in drei Korps geteilt. Das erste wurde unter den Brüdern Ludwigs XVI. den Preußen zugewiesen, das zweite unter Condé und Bouillé den Österreichern im Breisgau, ein drittes den Österreichern in Belgien. Dem gegenüber stand ungefähr dieselbe Zahl französischer Truppen an der Grenze, die Nordarmee unter Rochambeau, die Mittelarmee unter Lafayette und die Ostarmee unter Luckner.

Zum Oberbefehlshaber wurde der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ausersehen, dem merkwürdigerweise auch die Franzosen den Oberbefehl über ihre Truppen angeboten hatten. Er galt für den ersten Feldherrn seiner Zeit; und er war auch ein tapferer Soldat, ein kluger und einsichtsvoller Stratege. Aber es fehlte ihm der rasche Entschluß und die Energie, seine Pläne durchzuführen. Das wurde besonders verhängnisvoll in diesem Feldzuge, weil eine andere Gewalt, der König, neben ihm stand. Der Herzog haßte die Emigranten und erkannte ihren verderblichen Einfluß, aber er verstand es nicht, diesen Einfluß zu beseitigen; ja er setzte seinen Namen unter das von dem Marquis von Limon, ehemaligem Finanzdirektor des Herzogs von Orleans, ausgearbeitete Manifest vom 25. Juli, obgleich er es mißbilligte, da es allen denen, die sich widersetzen würden, mit strenger Bestrafung und der französischen Hauptstadt mit gänzlicher Zerstörung drohte, was in Frankreich allgemeine Entrüstung und Verhöhnung erregte. Diesem Manifest folgte zwei Tage später ein anderes, von dem Grafen von Moustier abgefaßt, das alle Städte und Dörfer, die den Durchzug des Königs für den Fall, daß er aus Paris weggeschleppt werde, nicht verwehren würden, mit dem Schicksal von Paris bedrohte. Der verhängnisvolle Gegensatz zwischen König und Oberfeldherrn zeigte sich schon in dem Kriegsplan. Der König war für ein energisches Vorgehen gegen Paris; der Herzog wollte vorläufig sich auf die Maasgegend beschränken. Wahrscheinlich hätte jeder der beiden Pläne zum Ziele geführt, wenn er energisch durchgeführt worden wäre. Aber das eigentliche Unglück war, daß eine unumschränkte, alleingebietende Führung fehlte. Der Herzog gab dem Willen des Königs nach; aber in der Überzeugung, daß damit ein Fehler begangen werde, hemmte und verzögerte er die Ausführung dieser Pläne, wobei der König wieder der höheren Einsicht des Feldherrn nachgab, so daß oft niemand wußte, was eigentlich geschehen sollte. Unterdes waren die preußischen Truppen Ende Juni in Koblenz angelangt. Erst am 19. August überschritt man die Grenze. Am 23. wurde Longwy eingenommen.

In preußischen Diensten befand sich auch der Herzog von Weimar. Er war seit dem Jahre 1787 Chef des 6. preußischen Kürassierregiments, das sich in Aschersleben und Umgebung in Garnison befand. Mit einer solchen Würde waren damals wirkliche militärische Pflichten verbunden. Der Chef eines Regiments war Generalmajor, befehligte eine Brigade und war zugleich der verantwortliche Führer seines Regiments. Der Herzog war seinen Truppen, die am Harz entlang nach Hessen marschiert waren, Mitte Juni nachgefolgt und hatte sie in der Nähe von Melsungen eingeholt. Vor seiner Abreise von Weimar hatte er Goethe das Versprechen abgenommen, ihn in Koblenz zu besuchen, und später, als Goethe schon in Frankfurt war, seinen Wunsch dahin erweitert, daß Goethe ihn auf dem Feldzuge begleiten möge. Eine solche Einladung konnte der Dichter nicht ablehnen, wenn er sich auch nur schwer von den Seinigen trennte, und wenn auch gerade der Umzug in das schon früher einmal von ihm bewohnte Haus am Frauenplan, das umgebaut werden sollte, bevorstand. So verließ er denn am 8. August Weimar, von seinem Freunde und Hausgenossen Heinrich Meyer, dem er die Sorge für die Seinigen und den Umbau des Hauses überließ, bis Gotha begleitet. Vier Tage später konnte ihn die Mutter in Frankfurt nach dreizehnjähriger Trennung in die Arme schließen. Acht Tage darauf begab er sich von Frankfurt weiter nach Mainz, um von da aus das preußische Lager bei Prancourt zu erreichen.

Mit diesem Tage, dem 21. August, beginnt Goethes Schilderung der „Kampagne in Frankreich." Sie schließt, streng genommen, mit seiner Trennung von der Armee und seiner Ankunft in Luxemburg am 14. Oktober (vgl. S. 352), in weiterem Sinne mit seiner Ankunft in Weimar am 16. Dezember (vgl. S. 427). Es folgt darauf, um uns der Bezeichnungen des Goethischen Tagebuchs zu bedienen, der Winteraufenthalt in Weimar (vgl. S. 427—445) und darauf das „Tagebuch der Belagerung von Mainz", das mit dem 26. Mai 1793 beginnt.

Zum Verständnis der Goethischen Darstellung der „Belagerung von Mainz" erscheint ein Rückblick auf die Ereignisse vor seinem Eintreffen bei der Belagerungsarmee notwendig. Am 22. Oktober 1792 hatte sich Mainz ohne Widerstand dem französischen General Custine ergeben. Die Verbündeten beschlossen noch im Dezember desselben Jahres die Belagerung der Festung. Doch erst am 15. April rückten die deutschen Truppen zum Beginn der Einschließung in die für die einzelnen Teile bestimmten Stellungen ein.

Sie umschlossen die Stadt auf der linken Rheinseite mit über 22,000 Mann in der Linie von Laubenheim bis Gonsenheim, auf der rechten Rheinseite von Mosbach bis Ginsheim mit 12,000 Mann. Die Verbindung zwischen beiden Teilen wurde durch eine bei Ginsheim angelegte Schiffbrücke vermittelt. Das Hauptquartier des Königs von Preußen befand sich in Marienborn. An der rechts über Marienborn hinausführenden Landstraße lag das Regiment des Herzogs von Weimar. Den Oberbefehl führte der Generalleutnant Graf Friedrich Adolph von Kalckreuth (1737—1818). Die Führung der rechtsseitigen Truppen war dem Generalleutnant von Schönfeld übertragen worden. Dem Belagerungsheer, das sich allmählich auf 36,850 Mann verstärkte, standen 23,000 Franzosen gegenüber. Nachdem Custine Mainz verlassen hatte, führte den Oberbefehl General d'Oyré, ein tatkräftiger und auf dem Gebiete des Geniewesens erfahrener Offizier. Der Unterbefehlshaber General Meusnier erlag schon am 13. Juni seinen Wunden, worauf der General Aubert Dubayet an seine Stelle trat. Ihnen zur Seite stand der Vertreter der Regierung in Paris, der Konventsdeputierte Merlin. Mit großer Tatkraft und möglichster Schnelligkeit wurden in Mainz die Verteidigungsmaßregeln getroffen, insbesondere Kastel stark befestigt, die Verschanzungen auf der Peters- und Ingelheimer Aue hergestellt, die Inseln an der Mainmündung besetzt und ebenso noch unter den Augen der Belagerer die Höhe von Zahlbach. Die Laufgräben der Franzosen reichten bis Kostheim, das die Deutschen zu besetzen ebenfalls versäumt hatten. Es waren bei den Verbündeten wieder dieselben unseligen Verhältnisse wie in dem Feldzuge von 1792. Wie damals dem Herzog von Braunschweig, so waren jetzt dem General Kalckreuth die Hände gebunden durch die Rücksicht auf den König, der durch den General Manstein und seine Partei beeinflußt wurde. Diesem war die schon an und für sich immer lockerer gewordene Verbindung mit Österreich, auf deren Lösung auch jetzt die Franzosen ihre Hoffnung setzten, verhaßt. Irrige Vorstellungen von der mangelhaften Verproviantierung und Wehrkraft der Belagerten, die falsche Hoffnung, durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, die Forderung des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl von Erthal, die Stadt soviel als möglich zu schonen, und nicht zuletzt der Mangel an tüchtigen Belagerungsgeschützen führte zu Verschleppungen und Verzögerungen, die nur dem Feinde nützten und sich an den Belagerern furchtbar rächten.

In der Mitte des April begannen die Franzosen mit Ausfällen gegen den Feind, um die Schanzarbeiten zu stören und sich besser zu verproviantieren. Auf der rechten Seite handelte es sich um den Besitz der an der Mainmündung gelegenen Inseln und von Kostheim, das unter blutigen Kämpfen bald von den Deutschen, bald von den Franzosen genommen wurde. Die Kämpfe auf der linken Rheinseite bezogen sich auf die vier Orte: Weisenau, Zahlbach, Bretzenheim und Mombach. Weisenau hielten die Franzosen fest, trotz des Sturmes der Deutschen am 15. und 16. April. Bei Zahlbach hatten die Franzosen, bei Bretzenheim die Deutschen Verschanzungen angelegt. Vom 22. April bis Mitte Mai kam es hier zu heißen Kämpfen. Anfang Mai gelang es dem Prinzen Louis Ferdinand, die Verschanzung bei Zahlbach dem Erdboden gleich zu machen, dagegen überrumpelten die Franzosen am 18. Mai Bretzenheim, verjagten die Deutschen und plünderten Mombach. Zu entscheidenden Kämpfen war es noch nicht gekommen, als Goethe am 27. Mai im Lager von Marienborn ankam. Um einer Einladung Karl Augusts zu folgen, hatte er sich im März entschlossen, über Frankfurt nach dem Kriegsschauplatze sich zu begeben, und der Mutter von seinem Plane geschrieben. Am 13. Mai verließ er Weimar, war am 15. in Gotha und weilte vom 17. bis 26. Mai bei der Mutter, die voller Freude an Frau Schlosser berichtet, daß Wolfgang schöner, munterer und beredter gewesen wäre als sonst und alle seine Freunde erfreut hätte.

Ein Zeitraum von 28 Jahren liegt zwischen Goethes Teilnahme an dem Feldzuge und der Entstehung der „Kampagne". Den Anlaß dazu gab die Absicht, die er beim Beginn der Arbeit an „Dichtung und Wahrheit" faßte, und an der er noch im Jahre 1826 bei der Ankündigung der Ausgabe letzter Hand festhielt: eine Darstellung seines ganzen Lebens der Nachwelt zu überliefern. Auf die vier Bände von „Dichtung und Wahrheit", von denen drei damals vorlagen, sollte nach der Ankündigung vom 1. März 1826 ein fünfter, bis in den September 1786 reichend, folgen; darauf die „Italienische Reise", die „Kampagne in Schlesien" 1790, dann die „Kampagne 1792" nebst der „Belagerung von Mainz" und endlich die „Annalen meines Lebens".

Über die Zeit der Abfassung der „Kampagne" waren wir bisher nur auf einige Äußerungen Goethes in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 und 1821 angewiesen. Seit der Veröffentlichung der Tage-

bücher der genannten Jahre (1895 und 1896) sind wir ganz genau über die Entstehung der „Kampagne" und der „Belagerung von Mainz" unterrichtet. Es ergibt sich aus den Tagebuchnotizen, daß Goethe beide Darstellungen als ein einheitliches Werk auffaßte, das man Schilderung des Goethischen Lebens in den Jahren 1792 und 1793 betiteln könnte, wie er es ja selbst ähnlich in der ersten Ausgabe getan hat; ferner, daß der Verfasser sich bei der Ausarbeitung durchaus nicht an die Zeitfolge gehalten hat. Gerade wie in „Dichtung und Wahrheit" greift er beliebig Teile aus der Arbeit heraus und fügt sie erst später zu einem Ganzen zusammen. So gehört die „Belagerung von Mainz" mit zu den ersten Stücken, die Goethe in Angriff genommen hat. Die Tätigkeit vollzieht sich in zwei durch fast anderthalb Jahre voneinander getrennten Abschnitten. Zur Ostermesse 1822 erschien das Werk im Buchhandel.

Über die Entstehungszeit der einzelnen Abschnitte des Werkes und über die große Anzahl gedruckter Quellen, die Goethe seinen Tagebüchern und den Ausleihelisten der Weimarer Bibliothek zufolge benutzt hat, ferner über die Glaubwürdigkeit der Schilderung und über die redaktionelle Tätigkeit Goethes wird in den Anmerkungen am Schlusse dieses Bandes das Wichtigste beigebracht. Ebenda wird auch das Verhältnis der eigenen und fremden Tagebücher, deren der Dichter sich bei der Abfassung seines Werkes bedient hat, näher auseinandergesetzt.

In der Darstellung der „Kampagne" selbst, abgesehen von der tagebuchartigen Schilderung der „Belagerung von Mainz", steht Goethes Kunst auf ihrer Höhe. Dem Urteil, das der erste Kritiker des Werkes, Ludwig von Knebel, dem Freunde schrieb, wird jeder Leser gern und freudig sich anschließen: „Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon."

Den 23. August 1792.[1]

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz[2] besuchte ich Herrn von Stein den älteren[3], königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger[4] zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater" veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die eine (man sagte, es sei die Geliebte des Herzogs von Orléans[5]), eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar; übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco[6], entschiedene Freundin des Prinzen von Condé[7], die Zierde von Chantilly[8] in guten Tagen. Anmutiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine; jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüt und wunderte mich, Philinen[9], die ich

[1] Das Datum paßt nicht auf die im Folgenden geschilderten Ereignisse; es müßte: den 27. August 1792 lauten. Vgl. S. 262, Z. 19. Am 23. August war Goethe in Trier. — [2] Am 21. August. — [3] Johann Heinrich Freiherr von Stein, älterer Bruder des späteren preußischen Ministers. — [4] J. G. A. Jäger, Kapitänleutnant der Artillerie und Zeugwart in Frankfurt a. M. — [5] Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans (geb. 1747). Bekannt wegen seiner Teilnahme an der Revolution (Bürger Philippe-Egalité). Er wurde am 6. November 1793 hingerichtet. — [6] Maria Katharina von Brignole. Von ihrem Gatten geschieden, heiratete sie später den Prinzen Condé. — [7] Ludwig Joseph von Bourbon-Condé (1736—1818). Er hatte 1789 Frankreich verlassen und ein Korps ausgerüstet. — [8] Schloß in der Nähe von Paris. — [9] In „Wilhelm Meisters Lehrjahren".

hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliierten[1] in Frankreich eingebrochen. Ob sich Longwy[2] sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republikanisch-französische Truppen sich zu den Alliierten gesellen und jedermann, wie es versprochen worden[3], sich für die gute Sache erklären und die Fortschritte erleichtern werde, das alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Kuriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gepreßte Wunsch dieser Personen ward nur noch bänglicher, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr ins Vaterland wünschen mußten, um von den Assignaten[4], der Erfindung ihrer Feinde, Vorteil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerings[5], Huber[6], Forsters[7] und andern Freunden zwei muntere Abende[8]: hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen[9], in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerings Gattin war eine Frankfurterin), sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden

[1] Am 19. August. — [2] Vgl. unten, S. 262. — [3] Von den Emigrierten. — [4] Nach dem Beschluß der Konstituierenden Versammlung vom 19. Dezember 1789 wurden 400 Millionen Livres in Anweisungen (Assignats) auf die gerichtlichen Güter in Umlauf gesetzt. Dieses Papiergeld sollte als bares Geld angesehen werden. Der Kurs war aber schon Ende 1792 auf 63 Prozent des Nennwertes gesunken. An unserer Stelle ist wohl gemeint, daß die Emigrierten Assignate besaßen, die sie außerhalb Frankreichs nicht oder nur mit großem Verluste veräußern konnten. — [5] Samuel Thomas Sömmering (1755—1830), seit 1784 Professor der Anatomie in Mainz; mit Goethe seit 1783 bekannt und in schriftlichem Verkehr. Seine Gattin Margarete Elisabeth war eine geborne Grunelius aus Frankfurt a. M. und erst in diesem Jahre ihm angetraut. — [6] Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804), damals kursächsischer Resident in Mainz, Freund Schillers und Körners. — [7] Georg Forster (1754—94), damals Professor und Bibliothekar in Mainz, seit 1779 mit Goethe bekannt. Seine Gattin Therese war die Tochter des Philologen Heyne in Göttingen. — [8] Wahrscheinlich im Hause Sömmerings. — [9] Sömmering und Forster waren ebenfalls Naturforscher.

mehr als einmal beteuernd, was gab es da nicht für Anläſſe, Anklänge, in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wiſſenſchaft und Einſicht verlieh die heiterſte Stimmung[1]. Von politiſchen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man ſich wechſelſeitig zu ſchonen habe: denn wenn ſie republikaniſche Geſinnungen nicht ganz verleugneten[2], ſo eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben dieſen Geſinnungen und ihrer Wirkung ein entſchiedenes Ende machen ſollte.

Zwiſchen Mainz und Bingen[3] erlebt' ich eine Szene, die mir den Sinn des Tages alſobald weiter aufſchloß. Unſer leichtes Fuhrwerk erreichte ſchnell einen vierſpännigen ſchwerbepackten Wagen: der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nötigte uns, auszuſteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgeſtiegenen Schwäger[4], wer vor uns dahin fahre? Der Poſtillon jenes Wagens erwiderte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Franzöſinnen ſeien, die mit ihrem Papiergeld[5] durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn ſich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwieſen ihm ſeine gehäſſige Leidenſchaft, ohne ihn im mindeſten zu beſſern. Bei ſehr langſamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete ſie freundlich an, worauf ſich ein junges, ſchönes, aber von ängſtlichen Zügen beſchattetes Geſicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute ſogleich, daß ſie dem Gemahl nach Trier folge und von da baldmöglichſt nach Frankreich zu gelangen wünſche. Da ich ihr nun dieſen Schritt als ſehr voreilig ſchilderte, geſtand ſie, daß außer der Hoffnung, ihren Gemahl wiederzufinden, die Notwendigkeit, wieder von Papier zu leben, ſie hiezu bewege. Ferner zeigte ſie ein ſolches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Öſtreicher und Emigrierten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich geweſen, ſie ſchwerlich zurückgehalten hätte.

---

[1] Etwas anders urteilt Goethe über dieſe Zuſammenkunft in den „Tag- und Jahresheften", 1792. Vgl. die Anmerkung am Schluſſe des Bandes. — [2] Bezieht ſich beſonders auf Forſter, der das Jahr darauf nach Paris ging, um die Vereinigung von Mainz mit Frankreich nachzuſuchen. — [3] Am 23. Auguſt. — [4] Poſtillon, wie in dem Gedicht „An Schwager Kronos". — [5] Vgl. oben, S. 256, Z. 15.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nötige Wasser einer jenseits stehenden oberschlächtigen[1] Mühle zubrachte. Man hätte denken sollen, die Höhe des Gestells wäre doch wenigstens auf einen Heuwagen berechnet gewesen. Wie dem aber auch sei, das Fuhrwerk war so unmäßig obenauf bepackt, Kistchen und Schachteln pyramidalisch übereinander getürmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzte.

Hier ging nun erst das Fluchen und Schelten der Postillone los, die sich um so viele Zeit aufgehalten sahen; wir[2] aber erboten uns freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite des träufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute, nach und nach entschüchterte Frau wußte nicht, wie sie sich dankbar genug benehmen sollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie schrieb den Namen ihres Mannes und bat inständig, da wir doch früher als sie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Tore den Aufenthalt des Gatten schriftlich niederzulegen geneigt wären? Bei dem besten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt, sie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menschen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten bestürmt, wußte kaum Rat zu schaffen. Ein solches Gewirre jedoch ist wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgend einen Gewinn, und so begegnete mir Lieutenant von Fritsch[3] von des Herzogs Regiment[4] und brachte mich, nach freundlichstem Begrüßen, zu einem Kanonikus, dessen großes Haus und weitläuftiges Gehöfte mich und meine kompendiöse Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf

[1] Eine Mühle, deren Rad durch oben auffallendes Wasser getrieben wird. — [2] Goethe und sein Diener und Kutscher Paul Götze. — [3] Ludwig Heinrich Gottlieb von Fritsch (1772–1808). Der jüngste Sohn des weimarischen Ministers Jakob Friedrich Freiherrn von Fritsch. — [4] Vgl. unsere Einleitung, S. 251.

mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Kommando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Maroden, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen strebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener[1] hatte kaum das Notwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder, und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dies seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Rätsel sich löste: die schönen Französinnen hatten ihn nicht ohne Anteil gelassen, er spürte sorgfältig und hatte das Glück, sie auf dem großen Platze, mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier[2] nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument[3] in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeitlang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal

[1] Vgl. oben, S. 258, Anm. 2. — [2] Am 26. August. — [3] Grabmonument der Familie der Sekundinier. Vgl. die ausführliche Darstellung Goethes in dem Aufsatz „Das altrömische Denkmal bei Igel unweit Trier" (1829) sowie auch unten, S. 356 ff.

auszumessen, und, insofern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige, bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit[1], aber man sieht immer noch die Lust und Liebe, seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Tätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegeneinander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegskommissarien, die sich und den Ihrigen dies Monument errichteten, zum Zeugnis, daß damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sei.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh übereinander getürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Diesen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben: denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern[2], war mir das modernste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Korps Emigrierter, das aus lauter Edelleuten, meist Ludwigsrittern[3], bestand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Kontrast mit diesem demütigen Beginnen hervorrief, war ein großer, mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt,

[1] Wahrscheinlich aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. — [2] Kleine Stadt, 16 Kilometer von Trier auf dem Wege nach Luxemburg. — [3] Ein von Ludwig XIV. 1693 gestifteter militärischer Orden, dessen Mitglieder 28 Jahre im Heere gedient haben und katholisch sein mußten.

als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unfern von der Stelle, wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankierten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu Hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt. Das grenzenlose Bestreben, wie man mit Leib, Seel' und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuströmen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Lust, Geheimnisse zu entwickeln oder zu supplieren, dacht' ich mir, was in dieser Briefmenge wohl enthalten sein möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund, der von dem Freunde in der äußersten Not einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen mit Kindern und Dienstanhang, deren Kasse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die, das Beste hoffend, sich einander Lust und Mut zusprachen; andere, die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke, nicht ungeschickt geraten zu haben.

Über manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich vorsätzlich zu unterhalten suchte. Er zeigte mir verschiedene Briefe mit Stempeln aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren sollten. Frankreich sei an allen seinen Grenzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden ebenso die französischen Heere zur Verteidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm schien der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wütend erwies wie andere, die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Repu-

blikaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt, andere zu unterrichten; zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert[1], es sei nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Scheine habe man's bestraft[2], aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des Dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: „Ich kann meine Armee nicht im Sack transportieren." Überhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sei.

Longwy, dessen Eroberung[3] mir schon unterwegs triumphierend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. August nachmittags gegen das Lager von Praucourt[4]. Auf einer Fläche geschlagen, war es zu übersehen, aber dort anzulangen, nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter, aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich, daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten, noch irgend jemand antraf, der sich nach den Päßen erkundigt, und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste, denn alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von einigen die Gegend, wo wir das herzogl. weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerier Wagner[5] und sein schwarzer Pudel waren die ersten Be-

[1] Das war in Tiercelet und Brehain la Cour geschehen. — [2] Lombard berichtet darüber: „Der Oberst, der die Plünderungen gestattet, wurde kassiert, die Subalternen bestraft, die strengsten Befehle veröffentlicht und die Schildwache angewiesen, auf die Plünderer zu schießen." — [3] Am 23. August ergab sich die Festung den Österreichern. — [4] Dorf südlich von Longwy. — [5] Der Kammerdiener des Herzogs.

grüßenden; beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte[1]. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und tot geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen, als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, in welchem ein von alters her gezogener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unrats, aller Abwürflinge, der Abzug stockte, gewaltige Regengüsse durchbrachen nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun, was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst beiseite geschafft, in die ohnehin feuchten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden, ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und nachts in dem großen Schlafwagen[2] der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich abends mußte hinein- und morgens wieder heraustragen lassen.

Am 28. August.

So wunderlich tagte mir diesmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war, große wollene Decken zu kaufen, und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmutig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig, als es Deutschen ohne Tournure nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements

---

[1] Er hatte den Herzog und Goethe auch 1779 auf der Reise in die Schweiz begleitet. — [2] Des Herzogs.

waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hintereinander fielen in das Familienzimmer, man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen, wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen, sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt, und so war alles ohne weiteren Schaden vorübergegangen, in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus derer von Longwy nicht allzu kräftig sein mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Kommandanten[1] sehr bald genötigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden getan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königisch Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Übergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Warengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jakobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleichermaßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen sein möchte; zugleich deutete man auf einen geringeren, als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leiblich bewirtet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisonskameraden[2] traulich und froh wieder neben- und gegeneinander; es waren die Offiziere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen: wie bedeutend und bewegt es Anfang Mais in Aschersleben[3] gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouillé[4] als eines bedeutenden und in die Operationen kräf-

[1] Louis François Lavergne. Er wurde später wegen der Übergabe zum Tode verurteilt. — [2] Mit Beziehung auf den Feldzug in Schlesien (1790), wohin Goethe ebenfalls durch den Herzog berufen worden war. — [3] Dort stand das Regiment, dessen Oberst der Herzog Karl August war. — [4] François Claude Amour Bouillé (1739—1800), französischer General. Er unterstützte den Fluchtversuch Ludwigs XVI. und stellte der Nationalversammlung diese Flucht als eine von ihm ausgegangene Entführung dar. Deshalb des Hochverrats angeklagt, entging er der Hinrichtung durch Auswanderung.

tig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirt dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herren kennten. Die meisten durften es bejahen, wobei er denn viel Respekt bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen, tätigen Mannes aussprach, ja es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und sich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugetan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter deutscher Weise angestoßen und getrunken; besonders aber auf des Prinzen Bernhards[1] Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Obristwachtmeister von Weyhrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter gestanden hatte.

Nun wußte jeder von dem Marsche selbst gar manches zu erzählen, wie man, den Harz links lassend, an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gebildet-mißmutigen, hypochondrisch-gefälligen Wirten, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechselung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westfalens her bis Koblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, unvermutet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntscheckigen Bericht zu erstatten.

Von Koblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir, nach dem Lager zurückkehrend, voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermutigt sich einer am andern, und ich besonders beruhigte

[1] Der zweite Sohn Karl Augusts (1792—1862). Der Prinz war am 30. Mai geboren.

mich beim Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben, weil man keinen Fuß heraussetzen konnte; alles war gutes Muts und voller Zuversicht. Die schnelle Übergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrierten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen sein, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegenzusetzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste[1] des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Östreichern und Emigrierten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft bekannt Gewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk, auf solchen Grad verruneinigt, nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen könne.

Auch hatte man schon von Kriegstaten zu erzählen; gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen[2] beim Rekognoszieren fünf Eskadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an, und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein greulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten[3], Pferde, Karabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am neunundzwanzigsten August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können.

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer

---

[1] Vom 25. und 27. Juli. Vgl. die Einleitung, S. 250. — [2] Am 19. August bei Fontoy. — [3] Die Preußen töteten 300 Feinde und machten 100 Gefangene.

diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das strengste war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Kolonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen; da ich denn das Glück hatte, im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowohl als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postiert, wo alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von weitem, und als wir herankamen, ritten Ihro Majestät an mein Wäglein heran und fragten in Ihro lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: „Herzog von Weimar!" und wir zogen vorwärts. Nicht leicht ist jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden.

Weiterhin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas besser. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Tal miteinander abwechselten, gab es besonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug, um sich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine, und so ging es freier und lustiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten also immer voraus sein und der lästigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arrancy[1], worauf uns denn Chatillon l'Abbaye[2], als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerstörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Tal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbeigeschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Tal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurteilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei? Welche wohl im zwei-

[1] 9 Kilometer nördlich von Spincourt gelegen. — [2] Cistercienserabtei, gegründet 1142.

selhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hiebei noch ernsteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz frank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufenthalt, hie und da ermattete Füseliere, die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten.

Man hörte die Kanonade bei Thionville[1] und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon[2]. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf, der Schatten erfrischte schon, zum Küchfeuer war Gestrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Tieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, verteidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: „Wer ist denn der, der sich so mausig macht?" — „Ich weiß nicht", versetzte der andere, „aber er hat recht."

Also kamen nun Preußen und Östreicher und ein Teil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt taten sie das? Sie konnten es in eignem Namen tun, der Krieg war ihnen zum Teil erklärt, ihr Bund war kein Geheimnis; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs XVI., sie requirierten nicht, aber sie borgten gewaltsam[3]. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandierende unterzeichnete, der-

[1] Die Belagerung leitete der österreichische General Prinz von Hohenlohe-Kirchberg (seit dem 29. August). — [2] Südwestlich von Arrancy. — [3] Sie waren dazu infolge des Mangels eines geordneten Requisitionssystems gezwungen.

jenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte, Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königtum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Szene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Herden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen, von tätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Herden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Herden unter Regimenter und Kompagnien verteilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden; so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Den 30. August.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann schon über die mittlern Jahre, schien unsere Ankunft nicht gerne zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen, alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig verteilt, sie ruckten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und alles begab sich in der größ-

ten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungsvoll. So waren wir Hügel auf, Hügel ab über Mangiennes, Damvillers, Wavrille und Ormont[1] gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufuhren, die nächste Umgebung zu untersuchen. Sie brachten auch wirklich einen schwarzhaarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und niemand etwas zuleide tue. Der Rittmeister schien bei stiller Überlegung diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammenzuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter, wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über manches, was zu erwarten sein möchte. Nun ist zu bemerken, daß unsre kleine Gesellschaft, wie sie sich den Husaren aufgedrungen hatte, zufällig zusammengekommen, aus den verschiedensten Elementen bestand; meistens waren es gradsinnige, jeder nach seiner Weise dem Augenblick gewidmete Menschen. Einen jedoch muß ich besonders auszeichnen, einen ernsten, sehr achtbaren Mann, von der Art, wie sie zu jener Zeit unter den preußischen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet, ernst, mit einem gewissen hypochondrischen Zuge, still in sich gekehrt und zum Wohltun mit zarter Leidenschaft aufgelegt.

Als wir so weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine so seltsame als angenehme Erscheinung, die eine allgemeine Teilnahme erregte. Zwei Husaren brachten ein einspänniges zweirädriges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergespannten Leinwand wohlbefindlich sein möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich

[1] Die drei zuletzt genannten Orte liegen westlich von Spincourt in der angegebenen Folge von Norden nach Süden. Mangiennes zwischen ihnen und Spincourt.

aus der Ecke hervorbeugte, um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Teilnahme, aber die eigentlich tätige Wirkung für die Schöne mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an, als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person, in Samogneux[1] wohnhaft, dem bevorstehenden Bedrängnis seitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen willens, sich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe; wie in solchen ängstlichen Fällen der Mensch wähnt, es sei überall besser als da, wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Rhetorik des sittlichen Mannes überreden; der sie denn auch, zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es gibt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen, und man zählt auf einige Tage Rast.

Den Einunddreißigsten morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte, halb erwacht, als ich etwas an den Ledervorhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich er-

[1] Nördlich von Verdun, am rechten Ufer der Maas.

kannte sogleich den abenteuerlichen Grothus[1], der, seine Parteigängerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war, um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verduns zu übernehmen. In Gefolg dessen war er gekommen, unsern fürstlichen Anführer um einen Stabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Auszeichnung sich erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das heiterste, und Grothus eilte zu seinem Geschäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich, wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Fahrstraße hinabgeritten, die Verduner aber als Sanskulotten, das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanoniert, wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er von einem Kommando eingeholt und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, alldort schöne Reden gehalten, aber nichts bewirkt, und was dergleichen mehr war, wodurch man denn, nach Weltart, den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung, sich zu ergeben, abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin, indessen besorgt' ich noch ein kleines Geschäft, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägerischen Atlas versorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächstkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste[2], in dessen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Voßler befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

[1] Julius von Grotthaus (1747—1801), nach vielen abenteuerlichen Reisen preußischer Oberst à la suite. Goethe hatte ihn 1779 in Weimar kennen gelernt. Vgl. jedoch zu dieser Stelle die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Vielmehr das 47 Blatt.

Nach solchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit sah ich mich um auf der Wiese, wo wir lagerten, und von wo sich die Zelte bis auf die Hügel erstreckten. Auf dem großen grünen, ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und hantierten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der, von dem reinsten Quellwasser gefüllt, oben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Gerät neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Wasser war das klarste von der Welt und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugeschaut, als ich bemerkte, daß die Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sie an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violettfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rote und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen subjektiven Versuche, das Phänomen, und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer dieselbigen[1].

Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten[2]. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm, und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz überfärbt, in Gestalt eines Flämmchens am

[1] Eingehend handelt Goethe hierüber in den „Nachträgen zur Farbenlehre", Physiologe Farben Nr. 11. — [2] Vgl. „Tag- und Jahreshefte" 1792, Bd. 16 dieser Ausgabe.

Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola[1] schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gesehn[2].

Nach Tische ritten wir auf den Hügel, der unseren Zelten die Ansicht von Verdun verbarg: wir fanden die Lage der Stadt als einer solchen sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Ästen durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläsern beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, mancherlei Volk, das sich hin und her bewegte und besonders an einem Fleck sehr tätig zu sein schien.

Um Mitternacht[3] fing das Bombardement an, sowohl von der Batterie auf unserm rechten Ufer als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns auch, dieses Unheil im einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu tun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre[4] bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich, ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß den XI.[5], der mir immer ein freund-

[1] Georg Bauer oder Agricola (1490—1555), der erste systematische Mineralog Deutschlands. — [2] Im vierten Buche seines Werkes: „De natura eorum quae effluunt", nach Goethes Angabe an der oben zitierten Stelle. — [3] Vom 31. August zum 1. September — [4] Das Sparrenwerk der Häuser. — [5] Es war viel-

licher, gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst: womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refraktionserscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich[1]. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte, daß ich ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld geraten. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurft' es nicht vieler Worte, um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sei nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde, die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse, solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterschieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Überlieferungen. Unsere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit[2], vortrefflich gesehen, jedoch ihre Beobachtun-

mehr Reuß der XIV.; seit 1785 österreichischer Gesandter in Berlin, der den König in den Krieg begleitete. Er starb 1799 in Berlin. Mit seiner späteren Gattin Marianne, geb. Meyer, die nach dem Tode des Fürsten den Namen Frau von Eybenberg annahm, stand Goethe von 1795 an in Verkehr. — [1] Vgl. das Gedicht: „Mein Blick war auf den Himmel hingerichtet": „Nicht hab' ich sie, sie haben mich gedichtet; Sie mögen sich entschulden oder leiden." — [2] Mit scharfen Sinnen.

gen nicht fort- noch durchgesetzt, am wenigsten sei ihnen gelungen, die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Rasen hin und her gingen; ich setzte, aufgeregt durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Biwak der Östreicher trieb, welches, die ganze Nacht unterhalten, einen ungeheuern wohltätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erst seit zwei Jahren beschäftigte, und die also noch in einer frischen, unreifen Gärung begriffen war, hätte ich kaum wissen können, ob der Fürst mir auch zugehört, wenn er nicht einsichtige Worte dazwischen gesprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln ist, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihresgleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wortkredo, bei welchem denn so gut zu verharren ist als bei irgend einem andern.

Der Morgen war frisch, aber trocken, wir gingen, teils gebraten, teils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine[1] Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu

[1] Ausgelassene, leichtfertige.

bemerken glaubte; ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mäuerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis, und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brot sei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden, welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirt angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brot verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad' im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postierung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer grad' in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend schmetternde Ton hinter mir herfauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere, psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinander gestobenen Menge noch durch

einige Zäune rikoschettieren[1]. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweitenmal aufgefordert, und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantieren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ, mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und besonnener anstellen konnte; denn das Wasser war rein ausgefischt und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Lust zu wiederholen, und ich befand mich in der angenehmsten Gemütsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten jedoch uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man tot vorbei.

Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im östreichischen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Knall und Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es teilte sich schon gefüllten Bomben mit, und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrat möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche Tat kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieser Tag hin; am andern Morgen[2] ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakterzug begegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Übergabe nicht länger verweigern;

[1] Abprallen, aufspringen. — [2] Am 2. September.

als er aber auf dem Rathaus[1] in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jägerischen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, auch auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten getan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Widerstand hindeuteten; das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft, das feuchte Wetter machte deshalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Likör aller Art zu haben war. Wir probierten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in saubern zylindrischen Deuten[2], wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen[3] wurden gepackt; gefällige wohlwollende Kuriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in

---

[1] Nicolas Joseph de Beaurepaire (1740—92) tötete sich am 1. September nicht in der Sitzung, sondern in seinem an den Sitzungssaal anstoßenden Zimmer. — [2] Düten, wie in „Hermann und Dorothea", Gesang 7, V. 202. — [3] Goethe sandte ein solches an Christiane.

einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die teilweis verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen: daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses auf dem Markte ließ einen von vielen Fenstern wohl erleuchteten Fayenceladen sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz aufschlagend, an den schwachen steinernen Türpfosten des Ladens gefahren, von demselben aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Türpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters getan: die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in widerspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirtstische wurden wir mit guten Schöpsenkeulen und Wein von Bar[1] traktiert, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft, die man dort flach und zierlich gearbeitet zu kaufen findet. Muntere resolute Mädchen warteten auf nach derselben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Bei der Besitznehmung von Verdun ereignete sich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufsehen erregte und allgemeine Teilnahme heranrief. Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der niemand verletzte[2], dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier nicht verleugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab' ich ihn selbst gesehn: es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen

[1] Bar le Duc. — [2] Irrtum Goethes. Es wurde vielmehr durch diesen Schuß der Leutnant Graf Henckel vom Husarenregiment von Köhler getötet.

Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeitlang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur tot aus dem Wasser herausgebracht.

Diese zweite heroische, ahnungsvolle Tat erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten, und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder diesem noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbnis gestatten. Freilich hatte man sich andere Gesinnungen versprochen, und noch sah man nicht die geringste Bewegung unter den fränkischen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt[1]. Seine Vertrautesten jedoch rieten ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmütige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerten Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball[2] beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmut und gutem Betragen sprechen und rühmen.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man gehofft und vermutet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräte in der Festung, und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis und Linsen und andern guten und notwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei selt-

[1] Das geschah, um den Zorn des Königs über die Ermordung des Grafen Henckel zu versöhnen. Vgl. unten, S. 340. — [2] Von diesem Ball ist sonst nichts bekannt.

same Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt.

Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen: als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Vorräten aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfnis in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich etwas herausgemustert hätte. Dies ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei etwas mit heraus, was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder getan hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüt eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Einer merkwürdigen Person aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefängnisgittern gesehen: es war der Postmeister von Sainte Menehould[1], der

[1] Es war vielmehr der Maire George von Varennes, dessen Sohn bei der Verhaftung des flüchtigen Königs Ludwig XVI. in Varennes besonders tätig gewesen war. Der Postmeister von Menehould, Drouet, der den König erkannt und ihn in Varennes an der Weiterreise verhindert hatte, wurde nicht damals, sondern am 2. Oktober 1793 in der Nähe von Maubeuge von den Österreichern gefangen genommen.

sich ungeschickterweise von den Preußen hatte fangen lassen. Er scheute keineswegs die Blicke der Neugierigen und schien bei seinem ungewissen Schicksal ganz ruhig. Die Emigrierten behaupteten, er habe tausend Tode verdient und hetzten deshalb an den obersten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen ist, daß sie in diesem wie in andern Fällen sich mit geziemender hoher Ruhe und anständigem Gleichmut betragen.

Am 4. September.

Die viele Gesellschaft, die ab und zu ging, belebte unsere Zelte den ganzen Tag; man hörte vieles erzählen, vieles bereden und beurteilen, die Lage der Dinge tat sich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man so schnell als möglich nach Paris vordringen müsse. Die Festungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert sich zur Seite gelassen und schien von der in dortiger Gegend stehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette[1], auf welchem des Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genötigt gewesen, aus der Sache zu scheiden; er sah sich gedrängt, zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt[2]. Dumouriez[3], wenn er auch sonst als Minister[4] Einsicht in Militärangelegenheiten bewiesen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt[5], und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, schien er auch nur jene Inkonsequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweisen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Augusts aus Paris[6], wo, dem braunschweigischen Manifest zum Trutze, der König gefangen genommen, abgesetzt und als Missetäter behandelt wurde. Was aber für die nächsten Kriegsoperationen höchst bedenklich sei, ward am umständlichsten besprochen.

---

[1] Der Marquis de Lafayette (1757—1834) hatte den Oberbefehl über die französische Nordarmee. Als die Radikalen in Paris die Oberhand gewannen, wurde er als Rebell abgesetzt. — [2] Auf seiner Flucht nach Holland fiel er den Österreichern in die Hände (19. August 1792) und wurde von diesen, da er sich weigerte, Auskunft über das französische Heer zu geben, gefangen gehalten und nach Olmütz gebracht. Vgl. unten, S. 376. — [3] Charles François Dumouriez (1739—1823) erhielt am 18. August den Oberbefehl über die Armee. — [4] Als Minister des Auswärtigen und Kriegsminister. — [5] Doch hatte er sich bei der Nordarmee als Divisionsgeneral ausgezeichnet. — [6] Am 18. August wurde der König und seine Familie im Temple gefangen gesetzt.

Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nötigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf. Man sprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß zwischen Verdun und Sainte Menehould[1]. Warum er nicht besetzt werde, besetzt worden sei, darüber konnte man sich nicht vereinigen[2]. Die Emigrierten sollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben, ohne ihn halten zu können. Die abziehende Besatzung von Longwy hatte sich, so viel wußte man, dorthin gezogen; auch Dumouriez schickte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen querüber durchs Land, um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpré zu decken und so den Preußen, Östreichern nnd Emigrierten ein zweites Thermopylä entgegenzustellen[3].

Man gestand sich einander die höchst ungünstige Lage und mußte sich in die Anstalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hätte dringen sollen, die Aire hinabziehen sollte, um sich an den verschanzten Bergschluchten auf gut Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vorteilhaft galt, daß Clermont[4] den Franzosen entrissen und von Hessen besetzt sei, welche, gegen die Isletten operierend[5], sie wo nicht wegnehmen, doch beunruhigen konnten.

Den 6. September.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regret genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß[6]. An den ersten Ort gelangt' ich selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine[7] zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas; zum Tore fuhren

---

[1] An der Aisne. — [2] Die Deutschen standen dem Paß bedeutend näher als die Franzosen. — [3] So hatte sich Dumouriez selbst ausgedrückt. — [4] Clermont-en-Argonne, an der Aire, zwischen Verdun und Menehould. — [5] Die Hessen und das österreichische Korps unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg. — [6] Vielmehr hieß das Hauptquartier des Königs Regret, das des Herzogs Glorieux; beides sind Dörfer bei Verdun. — [7] Dorf nördlich von Glorieux.

wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einschwärzten und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir schauten rechts und links, ohne zu entdecken, wir fragten ebenso und erhielten keinen Bescheid; denn alle waren fremd wie wir und aufs verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt, sah ich links unten in einem Tal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm sein mochte, einen hübschen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweise ein sanfter grüner Rain uns bequem hinunterzubringen versprach. Ich ließ um so eher aus der schrecklichen Fahrleise[1] hinabwärts ausbiegen, als ich unten Offiziere und Reitknechte hin und wider sprengen, Packwagen und Chaisen aufgefahren sah; ich vermutete eins der Hauptquartiere, und so fand sich's: es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen: wo Jardin Fontaine liege? ganz umsonst. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben[2], der sich mir früher freundlich erwiesen hatte, dieser gab mir denn Bescheid, ich solle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Tale bis nach der Stadt verfolgen, vor derselben aber links durchzudringen suchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unsere Zelte aufgeschlagen, aber im schrecklichsten Zustande; man sah sich in grundlosen Kot versenkt, die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerrissen eine nach der andern, und die Leinwand schlug dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil zu suchen gedachte. Eine Zeitlang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entschluß dahin aus, das Örtchen selbst zu beziehen. Wir fanden in einem wohleingerichteten Haus und Hof einen guten neckischen Mann als Besitzer, der ehmals Koch in Deutschland gewesen war; mit Munterkeit nahm er uns auf, im Erdgeschoß fanden

---

[1] „Leise" in der neueren Sprache nur im Kompositum „Geleise". Im Mittelhochdeutschen ist leise ein Femininum, so auch Gleise in Goethes „Alexis und Dora" (V. 3): „Lang hin furcht sich die Gleise des Kiels." — [2] Philipp Karl von Alvensleben (1745—1802), als Gesandter in preußischen Diensten.

sich schöne heitere Zimmer, gutes Kamin und was sonst nur erquicklich sein konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürstlichen Küche versorgt, unser Wirt verlangte jedoch dringend, ich solle nur ein einziges Mal von seiner Kunst etwas kosten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchst wohlschmeckendes Gastmahl, das mir aber sehr übel bekam, so daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüsseln erst recht schmackhaft geworden, der auf mich aber, selbst in der geringsten Dosis, höchst gewaltsame Wirkung auszuüben pflegte. Das Übel war bald vorbei, und ich hielt mich nach wie vor desto lieber an die deutsche Küche, so lange sie auch nur das mindeste leisten konnte.

Als es zum Abschied ging, überreichte der gutgelaunte Wirt meinem Diener einen vorher versprochenen Brief nach Paris an eine Schwester, die er besonders empfehlen wolle[1]; fügte jedoch nach einigen Hin- und Widerreden gutmütig hinzu: „Du wirst wohl nicht hinkommen."

Den 11. September.

Wir wurden also nach einigen Tagen gütlicher Pflege wieder in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nötigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancourt[2], wo wir leere Keller und Küchen wirtlos fanden und schon zufrieden waren, unter Dach, auf trockener Bank, eine spärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen selbst gefiel mir, sie zeugte von einem stillen, häuslichen Behagen, alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarsten Bedürfnis genügend. Dies hatten wir gestört, dies zerstörten wir; denn aus der Nachbarschaft erscholl ein Angstruf gegen Plünderer, worauf wir denn, hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick steuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen unbeklei-

[1] Vgl. unten, S. 341. — [2] Nordwestlich von Jardin-Fontaine.

deten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entrissen, uns der härtesten Grausamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten, auf Kosten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf sollten wir erleben. In unser erstes Quartier zurückgekehrt, fanden wir einen vornehmen, uns sonst schon bekannten Emigrierten. Er ward freundlich begrüßt und verschmähte nicht frugale Bissen, allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen suchte. Als wir nun, früherer Bekanntschaft gemäß, einiges Vertrauen in ihm zu erwecken suchten, so beschrie er die Grausamkeit, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe. Erstaunt, fast bestürzt, verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun: der König habe beim Ausmarsch von Glorieux, unerachtet des schrecklichsten Regens, keinen Überrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen[1] ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten versagen müssen; unser Marquis aber habe diese allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anschauen können, ja er hätte, wenn es nütze gewesen wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trockenen Wagen dahinziehen zu sehen, sie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweise gewöhnt seien.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwidern, denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröstlich werden, daß der Krieg, als ein Vortod, alle Menschen gleich mache, allen Besitz aufhebe und selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September.

Den andern Morgen aber entschloß ich mich, in Betracht so hoher Beispiele, meine leichte und doch mit vier requirierten Pferden bespannte Chaise unter dem Schutz des zuverlässigen Kämmerier Wagner zu lassen, welchem die Equipage und das so nötige bare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich schwang

[1] Die Brüder des Königs Ludwig Stanislaus, Graf von Provence, und Karl Philipp, Graf von Artois.

mich mit einigen guten Gesellen zu Pferde, und so begaben wir uns auf den Marsch nach Landres[1]. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reisig eines abgeschlagenen Birkenhölzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugsam, sehr schnell zum besten gab. Aber die schöne Anstalt einer Regimentstafel war schon gestört, Tische, Stühle und Bänke sah man nicht nachkommen, man behalf sich stehend, vielleicht angelehnt, so gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; so kampierten wir unfern Landres, gerade Grandpré gegenüber, wußten aber gar wohl, wie stark und vorteilhaft der Paß besetzt sei[2]. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windstoß, die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückselig aber der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte; die Farbenerscheinung der Quelle[3] hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da diktierte ich an Vogel[4], der sich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies, ins gebrochene Konzept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters und als Zeugnis eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad. Den Vorteil aber hat der Weg zum Wahren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte, sie unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie schrecklich war da der Zustand, wenn man bedachte, daß man im Angesicht des Feindes gelagert sei und befürchten mußte, daß er aus seinen Berg- und Waldverschanzungen irgendwo hervorzubrechen Lust haben könne.

---

[1] Nördlich von Malancourt. — [2] Es war einem österreichischen Korps unter Clerfait gelungen, das Defilé von Croix-aux-bois den Franzosen wegzunehmen. — [3] Vgl. oben, S. 273. — [4] Der Kanzlist Christian Georg Karl Vogel, der Goethe 1786 nach Karlsbad begleitet hatte.

Vom 13. bis zum 17. September

traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeschlossen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine schreckliche Nacht verlebt, war nach tausend andern Hindernissen im Finstern von der Armee abgekommen, verführt durch schlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf und vermuteten die Franzosen ganz nahe. Von allerlei Alarm geängstigt, verlassen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er sich denn doch so zu richten und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe loskam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung, man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanonieren und sagte sich: General Clerfait sei aus den Niederlanden[1] angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sei? Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfait mit den Franzosen handgemein sein müsse. Ich traf auf den Major von Weyhrach, der sich aus Ungeduld und Langerweile soeben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn, und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Offizier[2], einem jungen, hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Not eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand[3] mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Widerreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser tat dringende Vorstellungen,

[1] François Sebastian, Comte de Clerfait (1733—98), österreichischer General; kam damals nicht von den Niederlanden, sondern von Longwy. — [2] Leutnant Puttkamer von Weimar. — [3] Friedrich Ludwig Christian, Prinz von Preußen, Neffe des Königs (1772—1806).

worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und, sodann umkehrend, ebenso schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Teilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette alarmiert, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir soeben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deshalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nötig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs verbindlichste, und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sich's auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandpré war höchst fest und vorteilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht anzugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende Pässe: La Croix aux Bois und Le Chesne Populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich ge-

halten; allein der letzte[1] war einem Offizier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Östreicher griffen an: bei der ersten Attacke[2] blieb Prinz von Ligne, der Sohn[3], sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten, und der große Plan Dumouriez' war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen, und preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert[4] flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden, wobei sich das Regiment Chamborant besonders hervortat und den Unsrigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf Rekognoszieren ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich geteilt, mir aber, als einem Kanzleimann, kamen die Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayettes und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur[5]. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zurief: „Les Prussiens pourront

---

[1] Nicht dieses, sondern das südlich davon gelegene La Croix-aux-bois wurde von den Österreichern unter Clerfait am 12. September genommen. Am 14. September griff der französische General Chazot die Österreicher an, um den Paß wiederzugewinnen, doch gelang ihm das nicht. — [2] Bei diesem soeben erwähnten Angriff Chazots am 14. September. — [3] Karl, Prinz von Ligne, Sohn des Fürsten Karl Joseph von Ligne, den Goethe später (1807) kennen lernte und dem er das Gedicht widmete: „Requiem dem frohesten Manne des Jahrhunderts". Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe. — [4] Es muß wohl fünfzehnhundert heißen. Dumouriez selbst berichtet an den Kriegsminister: „Zehntausend Mann sind vor fünfzehnhundert preußischen Husaren geflohen." Das ereignete sich am 15. September. Es war einer der größten Fehler des Herzogs von Braunschweig, daß er gegen den Willen des Königs Dumouriez Zeit zum Rückzuge durch den Paß von Grandpré ließ. Es gelang Dumouriez, am 16. September eine feste Stellung bei Ste. Menehould und Valmy einzunehmen. — [5] „Le Moniteur universel", seit 1789 in Paris erscheinende Tageszeitung, die einen halbamtlichen Charakter hatte.

venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas."[1] Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abteilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns, wir gelangten über Hügel, durch Täler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Tal der Aire das Schloß von Grandpré, auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkte, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nötigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß[2] und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage, man hätte einen van der Meulen[3] gewünscht, um solchen Zug zu verewigen; alles war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch tut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen, und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

[1] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Vgl. oben, S. 274. — [3] Adam Franz van der Meulen (1632–90), niederländischer Schlachtenmaler, der Ludwig XIV. auf seinen Feldzügen begleitete.

Wir gelangten, Grandpré hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mouron[1]; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne[2], es sah aber so übel noch nicht aus. Über dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitierte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Tiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen; Öfen zum Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an, sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Am 18. September.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer, sämtlich von Wert und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rat gezogen, und also desto mehr bemüht, auszusinnen, was beschlossen sein, was geschehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von St. Menehould, die Fronte gegen Frankreich, gestellt. Wir waren durch den engen Paß[3] hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich vorwärts zu erholen; die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man

---

[1] Südwestlich von Grandpré. — [2] Dem unfruchtbarsten Teil der Champagne im Departement Marne und in dem nördlichen Teile des Departements Aube. — [3] Von Grandpré.

auf Rheims marschieren und sich Chalons bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vorteilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man glaubte, sie schon gewonnen zu haben.

Den 19. September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf Massiges[1] unsern Zug zu richten[2], die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowohl als das Waldgebirg', näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereignissen eine heitere Teilnahme schenkte; ein wundersames Phänomen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Kolonnen nebeneinander fortzuschieben, die eine querfeldein über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Tal sollte, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun alsbald, so gut es gehen wollte, abgeböscht, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und spiegelte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraschend aber war es, als die Kolonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten und jeder Einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Unordnung gab völlig den Begriff eines Wasserfalls, eine Unzahl durcheinander hin und wieder blinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich alles wieder gleich in Reih und Glied ordnete und[3] so, wie sie oben angekommen, nun wieder im Tale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Wert man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

---

[1] Südlich von Vaux les Mouron. — [2] Der Herzog von Braunschweig wollte die Verbindung mit Verdun wiederherstellen und Dumouriez zwingen, sich hinter die Marne zurückzuziehen. — [3] Ergänze das Wort: sie.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind, das Lager war abgesteckt, und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde drangebunden, Feuer angezündet, und der Küchenwagen tat sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht statthaben, denn es sei die Nachricht angekommen[1], das französische Heer ziehe sich von Sainte Menehould auf Chalons, der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede[2] hierüber Gewißheit und vernahm das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Heymann[3] mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten: es sei nicht die geringste Bewegung zu bemerken, auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.[4]

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete: die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck, alles Fuhrwerk sollte bis Maisons Champagne[5] zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu tun sei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen, sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulierten Truppen, welche Abteilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regi-

[1] Die Nachricht brachte ein Adjudant des Generals von Köhler. — [2] Wahrscheinlich beim Herzog von Weimar. — [3] Von der Armee der Emigrierten. — [4] Hierüber hat Karl August im Jahre 1794 an den Obrist von Massenbach in der oben geschilderten Weise berichtet. Der König wollte durchaus den Kampf und fürchtete, Dumouriez würde entkommen. — [5] Nördlich von Massiges, bei Rouvray sur Dormoise.

ments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältnis nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser, die Tourbe, hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Tal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschieren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von funfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind, die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsternis war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin und wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen, bald zu retardieren. Man besprach sich, man hielt stille, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden, man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und räsonierte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brot, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen, und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatze des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich auseinander, und der Einzelne war nicht besser dran als alle zusammen.

Den 19. September, nachts.[1]

So gelangten wir bis Somme Tourbe[2], wo man Halt machte; der König war in einem Gasthofe abgetreten, vor dessen Türe der

---

[1] Hier fehlt die Angabe: und den 20. September. — [2] Westlich von Menehould.

Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürst-Feldmarschall tadelte einigemal persönlich, daß man die Flamme allzustark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber, und niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimnis geblieben sei.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umher forschte, gaben mir die Emigrierten ein kluges Küchenschauspiel; sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt, und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen nebeneinander aufrecht standen und eins nach dem andern zu rechter Zeit schlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte niemand von den edlen Küchengesellen, unbekannt mocht' ich sie nicht ansprechen; als mir aber soeben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragieren um die Dörfer und in denselben tölpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten, die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam niemand zu gute. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren, und wenn die Menge von vornen hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfnis umsehen müsse. Dies konnte nun hier kaum der Fall sein, denn alles war überschwemmt, aber das Dorf zog sich sehr in die Länge, und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunterzugehen. Aus dem vorletzten Hause kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster, da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu

sitzen, wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Widerreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sekretiert, uns jedoch von dem Vorrat einen Anteil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor, und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellertüre zu eröffnen. Hinabgestiegen, fanden wir nun mehrere etwa zweieimrige Fässer auf dem Lager, was uns aber mehr interessierte, verschiedene Abteilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmütige Kamerad, der sie schon durchprobiert hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie taten gute Züge, der letzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die sich's abermals wohlschmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrieen, und es war in dieser traurigen Lage ein auf alle Weise willkommener Scherz.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles[1], dem ich vor zwei Jahren in

[1] Marc Marie, Marquis de Bombelles (1744—1822), Staatsmann, 1792 als Gesandter Ludwigs XVI. in Berlin, diente damals im Korps Condés.

Venedig, der Herzogin Amalie folgend[1], aufgewartet hatte, wo er, als französischer Gesandter residierend, sich höchst angelegen sein ließ, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am großen Kanal, es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirtet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmut ausrufen hörte: „Schweigen wir von diesen Dingen, jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und schon damals, als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen, ich sah die Folgen voraus, dessen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werte Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat."

Das Geheimnisvolle, das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuten, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag, und mit demselben strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell, als wir uns in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibschwadron, als der vordersten der ganzen Kolonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mitunter im scharfen Trab,

[1] In ihrem Gefolge. Goethe erwartete dort die Ankunft der Herzogin Anna Amalia (6. Mai 1790), die sich auf der Rückreise befand.

über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohlunterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf St. Menehould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldichten Gegend gelagert und aufmarschiert gesehen, nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann[1], der sich soeben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unsrigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen, Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblicke angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten[2]. Aber Kellermann hatte sich zu vorteilhaft gestellt, und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurückbeorderte, man hatte uns zu weit geführt, und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite, den rechten Flügel, zu lehnen. Es geschah, und so machten wir Fronte gegen das Vorwerk La Lune[3], welches auf der Höhe etwa eine Viertelstunde vor uns an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte soeben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre, im Schutz derselben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirr-

---

[1] François Christophe Kellermann (1735—1820), Deutscher von Geburt, trat 1752 in französische Dienste, wurde 1788 General. Seit dem 28. August war er Anführer der Moselarmee. Seine Vereinigung mit Dumouriez war noch nicht erfolgt. — [2] Der Kronprinz von Preußen berichtet in seinem Tagebuch vom 20. September: „Der König und der Herzog waren gespannt zusammen, denn keiner wollte die große Frage des Angriffs und seiner Folgen entscheiden. Jeder beratschlagte und rekognoszierte für sich. In dieser Ungewißheit standen die Sachen in dem allerentscheidendsten Augenblicke." — [3] Südlich von Valmy.

meister, ausgestreckt, als das erste Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher, die dabei aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage, Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten; wir avancierten ja hinter einer befreundeten Batterie, und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht rikoschettierend, in den weichen Boden hineingewühlt; Kot aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in flutender Bewegung. Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben[1] hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig[2] geschaukelt; sein anmutiges Gesicht brachte mir, seltsam genug, aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmutigere Mutter[3] vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinabzugehen; es geschah von den sämtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit, nur ein einziges Pferd von Lottum[4] ward getötet, da wir übrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Überraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Rätsel; wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer

---

[1] Emil von Bechtolsheim aus Eisenach. — [2] Widerstrebend, wie im „Faust", V. 9798: „Küß ich widerwärtigen Mund." — [3] Gattin des Vizepräsidenten von Bechtolsheim in Eisenach, geborne von Keller. In den Briefen Goethes an Frau von Stein wird sie „niedlich, munter und genüglich" genannt. — [4] Name eines Dragonerregiments.

Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der andern Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten, feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend: hier unten im Schauer sei es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort: Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy[1], dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft, und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, demjenigen höchst apprehensiv[2], der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studierte.

Doch das augenblickliche Bedürfnis behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brotkarren, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwischen Paris und St. Menehould postiert zu sein, so konnten die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuten. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich teilte mehr als einen Laib unter

[1] 10 Kilometer westlich von Menehould. — [2] Besorgniserregend.

die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Anteil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenheit; ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt, ich bot ihm die Übereinkunft an, mir sie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt dieses Bedingnis für sehr vorteilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet, und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden sein; meine köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben, und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Schutz gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert[1] Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wär' es Pelotonfeuer[2], zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk La Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick: Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgestreckten tödlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die sich herüberverirrend in den Überresten der Ziegeldächer klapperte.

---

[1] Offenbares Versehen, wahrscheinlich ein Druckfehler. Es muß 200 heißen, wie auch andere Berichte angeben. In einem Originalbericht, der Goethe vorgelegen hat, ist „ohngefähr 150 Mann" angegeben. — [2] Rottenfeuer.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh' und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Offiziere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert, mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurücknehmen, ich sprach ihnen aber von besondern Absichten, und sie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten wunderlichen Eigensinn.[1]

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberspielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug, blieb sie stecken, und so ward mein törichter Versuchsritt wenigstens vor der Gefahr des Rikoschettierens gesichert.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit: aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswert bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand

[1] Vgl. unten, S. 387, Z. 22 f.

ich bemerkenswert, daß alle jene Glut sogleich erloschen und nicht das mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerten; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Teilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden, die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“[1]

In diesen Augenblicken, wo niemand nichts zu essen hatte, reklamierte ich einen Bissen Brot von dem heute früh erworbenen, auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt eines Branntweinfläschchens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle des willkommenen Wundertäters völlig Verzicht tun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Him-

[1] Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war den Preußen genommen. Zum erstenmal hatten die irregulären, schnell zusammengelesenen Truppen der Republik den gefürchteten Preußen standgehalten. Die neue Epoche fand 1806 ihren Abschluß.

mel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam nach so langem Wachen, Gemüts- und Leibesbewegung der Schlaf sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, notdürftig gelagert, als es jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anstalt, und es wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Gerätschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groschen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von dessen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise[1] erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben.

Alle diese Bereitungen waren wider den Willen des Obersten geschehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Busche die Franzosen eine Batterie stehen hatten, mit der sie uns im Ernste begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windstillen Ort und unsere weislich ersonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben, und es war dies nicht das letzte Mal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht scheue.

Den 21. September

waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh, denn man ward sich in einer beschämenden, hoffnungslosen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits standen wir völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber ebensowenig situiert zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spie-

[1] Durch Überredung. Vgl. Odyssee, Buch 14, V. 462 ff.

gelgefecht bald vor-, bald rückwärts, eine Stunde nach der andern die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der Unsrigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dies war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hülflosen Zustand trauriger und fürchterlicher.

So schlaglustig und -fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswert sei, da selbst der Mutigste, Leidenschaftlichste nach weniger Überlegung sagen mußte: ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Hauptquartier nach Hans[1] gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten.

Das Waldgebirg' Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpré, war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten mutwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig[2] und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg[3] waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg, denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortiert. Nun beängstete sie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Spä-

[1] Hans-le-Grand, 13 Kilometer nordwestlich von Menehould entfernt. — [2] Vielmehr der Kabinetssekretär des Königs von Preußen Johann Wilhelm Lombard (1767—1812), nebst „einigen Personen aus dem Zivilstand der Armee, einigen Chasseurs und Husaren", die sich zu weit vorgewagt hatten. Sie wurden von französischen Husaren eines Korps, das den linken Flügel der Preußen umgehen sollte, gefangen genommen und zum Teil getötet. Lombard blieb bis zum 23. September gefangen; er wurde gegen den Maire von Varennes, George (vgl. oben, S. 282, Anmerkung), ausgewechselt. — [3] Vgl. oben, S. 295.

terhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit: die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab, auf dem Wege gewesen, sich der sämtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalckreuth[1] ein großes Ansehn, indem er versicherte: er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich! Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu tun, oder getan[2].

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers, und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt; das alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Schokolade bestimmt sei, davon er glücklicherweise einen Vorrat mitgebracht hatte; ja was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammensparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September

hörte man, die Generale Manstein[3] und Heymann seien nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo sich auch Dumouriez einfinden sollte. Es war von Auswechseln der Gefangenen, von Versorgung der Kranken und Blessierten zum Schein die Rede; im ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken[4]. Seit dem zehnten August

---

[1] Friedrich Adolf Graf von Kalckreuth (1737—1818), preußischer General, hatte sich in der Expedition nach Holland ausgezeichnet. Vgl. S. 447. — [2] Man malt sich später den Anteil größer aus, als er wirklich war. Vgl. Bd. 12, S. 122, Z. 26 ff. — [3] Oberst von Manstein, Generaladjutant des Königs. Er wurde eigens für seinen Auftrag „mit dem Generalshut ausgeschmückt". — [4] Dadurch, daß Dumouriez sich den Verbündeten anschloß. Die Hoffnung der Franzosen bei diesen Verhandlungen ging dahin, die Preußen zum Frieden zu bewegen und

war der König von Frankreich gefangen, grenzenlose Mordtaten waren im September[1] geschehen. Man wußte, daß Dumouriez für den König und die Konstitution gesinnt gewesen, er mußte also, seines eignen Heils, seiner Sicherheit willen, die gegenwärtigen Zustände bekämpfen, und eine große Begebenheit wäre es geworden, wenn er sich mit den Alliierten alliiert und so auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand sich die Umgebung des Herzogs von Weimar um vieles gebessert, denn man mußte dem Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugnis geben, daß sie niemals ohne Vorrat gewesen und selbst in dem größten Mangel immer für etwas warme Speise gesorgt. Hierdurch erquickt, ritt ich umher, mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; diese flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenstand zeichnete sich vor andern aus. Mich doch zu orientieren, forscht' ich nach der langen und hochaufgewachsenen Pappelallee, die gestern so auffallend gewesen war, und da ich sie nicht entdecken konnte, glaubt' ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerksamkeit fand ich, daß sie niedergehauen, weggeschleppt und wohl schon verbrannt sei.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen unbegraben, und die schwer verwundeten Tiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd, das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahin hinkte.

Im Nachhausereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren verschlossenen Küchschrank herbei, sie

---

von den Österreichern zu trennen. Dumouriez machte sogar dem Könige von Preußen den Antrag, mit der Republik ein Bündnis gegen Österreich zu schließen, worauf der König die Verhandlung abbrechen ließ. Aber den Hauptzweck hatte Dumouriez durch die Unterhandlungen, die vom 21. — 27. September dauerten, erreicht. Er hatte Zeit gewonnen, und der Zustand der deutschen Armee hatte sich sehr verschlimmert. — [1] Die sogenannten Septembermorde auf Anstiftung George Dantons, der nach der Einnahme von Verdun alle Royalisten gefangen nehmen ließ und erklärte, daß nur Blut und Schrecken das Vaterland retten könne.

versicherten, es klappere darin, sie hofften einen guten Fang getan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch, und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert.

Den 24. September.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei, und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemütsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Übereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht[1] unbenommen bleibe, die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu gunsten der Franzosen bedingt, welche ringsumher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten, wir aber in der Mitte mußten stillhalten und in unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubnis mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Teilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegenteil nichts befürchten. Es kam weiter; die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indes den Deutschen alles abging; jene teilten daher einiges mit, und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar, mit Freundlichkeit, von französischer Seite Druckblätter ausgeteilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als sie von oben herein regieren konnten, auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr, um den Gegenteil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

[1] Das „nicht" ist unlogisch und scheint durch Versehen eingesetzt zu sein.

Zum 24. September.

Als Leidensgenossen bedauerte ich auch in dieser Zeit zwei hübsche Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Sie hatten, als Requirierte, mit vier schwachen Pferden meine leichte Chaise bis hierher kaum durchgeschleppt und litten still, mehr für ihre Tiere als für sich, doch war ihnen so wenig als uns allen zu helfen. Da sie um meinetwillen jedes Unheil ausstanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erhandelte Kommisbrot redlich mit ihnen teilen; allein sie lehnten es ab und versicherten, dergleichen könnten sie nicht essen, und als ich fragte, was sie denn gewöhnlich genössen, versetzten sie: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. Da nun bei ihnen alles gut und bei uns alles schlimm war, verzieh ich ihnen gern, daß sie mit Zurücklassung ihrer Pferde sich bald darauf davonmachten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgestanden, ich glaube aber, daß eigentlich das dargebotene Kommisbrot sie zu dem letzten entscheidenden Schritt, als ein furchtbares Gespenst, bewogen habe. Weiß und schwarz Brot ist eigentlich das Schibolet[1], das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt lassen: wir kamen freilich zur ungünstigsten Jahrszeit in ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen, arbeitsamen, ordnungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche freilich geringschätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt sind die Häuser und überall hinreichende Tätigkeit. Auch ist die eigentlich schlimme Landstrecke höchstens vier bis sechs Stunden breit und hat, sowohl an dem Argonner Waldgebirge her als gegen Rheims und Chalons zu, schon wieder günstigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem ersten besten Dorfe aufgegriffen hatte, sprachen mit Zufrieden-

[1] Vgl. „Buch der Richter", Kap. 12. Als die Gileaditer die Ephraimiter besiegt hatten und die flüchtigen Feinde nicht über die Jordanfurten ziehen lassen wollten, befahlen sie jedem, das Wort Schibolet zu sagen. Die Ephraimiter konnten das Wort nicht aussprechen. Sie sagten in ihrem Dialekt Sibolet.

heit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Somme Tourbe und des weißen Brotes, das uns ganz frisch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, so schien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hause sein müsse.

Den 25. September.

Daß während des Stillstandes die Franzosen von ihrer Seite tätig sein würden, konnte man vermuten und erfahren. Sie suchten die verlorne Kommunikation mit Chalons wiederherzustellen und die Emigrierten[1] in unserm Rücken zu verdrängen, oder vielmehr an uns heranzudrängen; doch augenblicklich ward für uns das Schädlichste, daß sie, sowohl vom Argonner Waldgebirge als von Sedan und Montmedy her, uns die Zufuhr erschweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September.

Da man mich als auf mancherlei aufmerksam kannte, so brachte man alles, was irgend sonderbar scheinen mochte, herbei; unter andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran, sie auf ihrer ganzen Oberfläche in kryställisierten Pyramiden endigen zu sehen. Kugeln waren jenes Tags genug verschossen worden, daß sich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypothesen, wie das Metall beim Gusse oder nachher sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abwesenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend, fragte ich nach der Kugel, sie wollte sich nicht finden. Als ich darauf bestand, beichtete man: sie sei, nachdem man allerlei an ihr probiert, zersprungen. Ich forderte die Stücke und fand, zu meiner großen Verwunderung, eine Kryställisation, die, von der Mitte ausgehend, sich strahlig gegen die Oberfläche erweitete. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkiese fanden sich

[1] Unter dem Prinzen von Condé.

mehr, obschon kleiner in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten, und daß ihre Kristallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich kristallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich wohl in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerksam; die schöne Kreide, die sich überall vorfand, schien durchaus von einigem Wert. Es ist wahr, der Soldat durfte nur ein Kochloch aufhauen, so traf er auf die klarste weiße Kreide, die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nötig hatte. Da ging wirklich ein Armee-Befehl aus: der Soldat solle sich mit dieser, hier umsonst zu habenden, notwendigen Ware soviel als möglich versehen. Dies gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mitten in den furchtbarsten Kot versenkt, sollte man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brot seufzte, sich mit Staub zufriedenstellen. Auch stutzten die Offiziere nicht wenig, als sie im Hauptquartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich, so zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschienen. Die Oberen konnten nicht helfen, so sollten sie, meinte man, auch nicht schelten.

Den 27. September.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel, dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publiziert: man solle die vorhandenen Gerstengarben so gut als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Wasser so lange sieden, bis sie aufplatzen, und durch diese Speise die Befriedigung des Hungers versuchen.

Unserer nächsten Umgebung war jedoch eine bessere Beihülfe zugedacht. Man sah in der Ferne zwei Wagen festgefahren, denen man, weil sie Proviant und andere Bedürfnisse geladen hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeister[1] von Seebach schickte sogleich Pferde dorthin, man brachte sie los, führte sie aber auch

[1] Des Herzogs Karl August.

sogleich des Herzogs Regiment zu; sie protestierten dagegen, als zur östreichischen Armee bestimmt, wohin auch wirklich ihre Pässe lauteten. Allein man hatte sich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und sie zugleich festzuhalten, gab man ihnen Wache, und da sie auch von uns bezahlt erhielten, was sie forderten, so mußten sie auch bei uns ihre eigentliche Bestimmung finden.

Eilig drängten sich zu allererst die Haushofmeister, Köche und ihre Gehülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Besitz. Der Zulauf vermehrte sich, die größere Menge schrie nach Tabak, der denn auch um teuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren so umringt, daß sich zuletzt niemand mehr nähern konnte, deswegen mich unsere Leute und Reiter anriefen und auf das dringendste baten, ihnen zu diesem notwendigsten aller Bedürfnisse zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erstieg sogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächsten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taschen fassen wollten, und ward, als ich wieder herab und spendend ins Freie gelangte, für den größten Wohltäter gepriesen, der sich jemals der leidenden Menschheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt, man versah sich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubtaler.[1]

Den 27. September.

Sowohl im Hauptquartiere selbst, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen, die von dort herkamen, erkundigte man sich nach der Lage der Dinge; sie konnte nicht bedenklicher sein. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwenglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen[2] schon zur Sprache gekommen, der Haß des Königtums überhaupt

[1] Französische Silbermünze, 1726—94 geprägt, im Wertbetrage von 6 Livres. Der Name rührt von den Lorbeerzweigen her, die das Gepräge umgaben. — [2] Sie geschah am 21. September.

gewann immer mehr Breite, ja schon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Prozeß würde eingeleitet werden.[1] Unsere unmittelbaren kriegerischen Gegner hatten sich eine Kommunikation mit Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner[2], der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen, durch die reißend fließenden Blutströme, aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Greuelvolks ersahen sie sich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisziplinirt loslassen, so machten sie uns den Garaus.

Die Emigrierten waren an uns herangedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgerät und wildergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobristen gesprochen; jeder brachte seine Nachricht, seine Vermutung, seine Sorge als Beitrag in diesen ratlosen Rat, denn es schien durchaus nur ein Wunder, uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer gegangen; da fühlt' ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung, doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen[3] die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge[4], will zuerst den Sultan von Ägypten demütigen, denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette[5] fällt ohne Belagerung den Christen in die

---

[1] Am 11. Dezember mußte der König als Angeklagter vor dem Nationalkonvent erscheinen; am 17. Januar 1793 wurde er zum Tode verurteilt. — [2] Nicolaus Graf Luckner (1722—94), seit 1763 in französischen Diensten, hatte bis August 1792 den Oberbefehl über die Nordarmee gehabt. — [3] Ludwig IX. (1215—70). — [4] Der siebente Kreuzzug (1248—54). — [5] Wo Ludwig am 4. Juni 1249 gelandet war.

Hände. Angefeuert von seinem Bruder Graf Artois, unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylon-Kairo. Es glückt, einen Graben auszufüllen, der Wasser vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet sie sich geklemmt zwischen dem Nil, dessen Haupt- und Nebenkanälen; dagegen die Sarazenen auf beiden Ufern des Flusses glücklich postiert sind. Über die größeren Wasserleitungen zu setzen wird schwierig. Man baut Blockhäuser gegen die Blockhäuser der Feinde; diese aber haben den Vorteil des griechischen Feuers. Sie beschädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menschen. Was hilft den Christen ihre entschiedene Schlachtordnung, immerfort von den Sarazenen gereizt, geneckt, angegriffen, teilweise in Scharmützel verwickelt! Einzelne Wagnisse, Faustkämpfe sind bedeutend, herzerhebend, aber die Helden, der König selbst wird abgeschnitten. Zwar brechen die Tapfersten durch, aber die Verwirrung wächst. Der Graf von Artois ist in Gefahr, zu dessen Rettung wagt der König alles. Der Bruder ist schon tot[1], das Unheil steigt aufs Äußerste. An diesem heißen Tage kommt alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwasser zu verteidigen, um die Sarazenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da postierten Kriegsleuten wird auf alle Weise zugesetzt, mit Geschütz von den Soldaten, mit Steinen und Kot durch Troßbuben. Mitten in diesem Unheil spricht der Graf von Soissons zum Ritter Joinville scherzend: Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken; bei Gottesthron! (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, besprach sich über mögliche Fälle, besonders hob man die Ursachen hervor, warum die Franzosen uns eher schonen als verderben müßten: der lange ungetrübte Stillstand[2], das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Diese zu beleben, wagte ich noch einen historischen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Spezialkarten, daß zwei Meilen von uns nach Westen das berüchtigte

[1] Er fiel in der Schlacht vom 7. Februar 1250. — [2] Der Waffenstillstand wurde am 28. September von den Franzosen gekündigt, doch dauerten die Unterhandlungen fort.

Teufelsfeld[1] gelegen sei, bis wohin Attila, König der Hunnen, mit seinen ungeheuren Heereshaufen im Jahr Vierhundertzweiundfunfzig[2] gelangte, dort aber von den burgundischen[3] Fürsten unter Beistand des römischen Feldherrn Aetius geschlagen worden; daß, hätten sie ihren Sieg verfolgt, er in Person und mit allen seinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der römische General aber, der die Burgunder-Fürsten nicht von aller Furcht vor diesem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er sie alsdann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, bedeutete einen nach dem andern nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Überresten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brottransport von Grandpré sei angekommen; auch dies belebte doppelt und dreifach die Geister; man schied getrösteter voneinander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden französischen Buche vorlesen, das auf die wunderlichste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger von Verdun, welche Schelmlieder singend in den Tod gingen.[4] Freilich wenn man dessen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28. September.

Das Brot war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandpré, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Teil des Transportes ungenießbar; denn im wässerigen, zu schnell gebackenen Brote trennte sich Krume von Rinde, und in den Zwischenräumen erzeugte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift, brachte man mir dergleichen Laibe, diesmal in ihren innern Hohlungen hoch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grün-

[1] Die katalaunischen Gefilde, im Volksmunde Teufelsfeld genannt. — [2] Vielmehr 451. — [3] Es handelt sich vielmehr um die Westgoten. — [4] Vgl. oben S. 276.

ſpan. War es aber auch nicht vergiftet, ſo erregte doch der Anblick Abſcheu und Ekel, getäuſchte Befriedigung ſchärfte den Hunger; Krankheit, Elend, Mißmut lagen ſchwer auf einer ſo großen Maſſe guter Menſchen.

In ſolchen Bedrängniſſen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überraſcht und betrübt, es hieß: der Herzog von Braunſchweig habe ſein früheres Manifeſt[1] an Dumouriez geſchickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüſtet, ſogleich den Stillſtand aufgekündigt und den Anfang der Feindſeligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir ſtaken und noch größeres bevorſahen, konnten wir doch nicht unterlaſſen zu ſcherzen und zu ſpotten, wir ſagten, da ſähe man, was für Unheil die Autorſchaft nach ſich ziehe! Jeder Dichter und ſonſtige Schriftſteller trage gern ſeine Arbeiten einem jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde ſei, nun ergehe es dem Herzog von Braunſchweig ebenſo, der, die Freuden der Autorſchaft genießend, ſein unglückliches Manifeſt ganz zur unrechten Zeit wieder produziere.

Wir erwarteten nun, die Vorpoſten abermals puffen zu hören, man ſchaute ſich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erſcheinen möchte, aber es war alles ſo ſtill und ruhig, als wäre nichts vorgegangen. Indeſſen lebte man in der peinlichſten Ungewißheit und Unſicherheit, denn jeder ſah wohl ein, daß wir ſtrategiſch verloren waren, wenn es dem Feind im mindeſten einfallen ſollte, uns zu beunruhigen und zu drängen. Doch deutete ſchon manches in dieſer Ungewißheit auf Übereinkunft und mildere Geſinnung; ſo hatte man zum Beiſpiel den Poſtmeiſter von Sainte Menehould[2] gegen die am zwanzigſten, zwiſchen der Wagenburg und Armee, weggefangenen Perſonen[3] der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

---

[1] Nicht die früheren vom 25. und 27. Juli, die ſchon wiederholt erwähnt worden ſind, ſondern eine neue Erklärung vom 28. September. In dieſer wurde die Freigebung des Königs und ſeine Wiedereinſetzung gefordert. Dumouriez ließ dies Manifeſt drucken und unter die Soldaten verteilen. — [2] Vielmehr der Maire von Varennes, George. Vgl. oben, S. 282. — [3] Er wurde gegen Lombard ausgewechſelt. Vgl. oben, S. 307.

Den 29. September.

Gegen Abend setzte sich, der erteilten Ordre gemäß, die Equipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie vorangehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmutig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh' er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber: Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag![1]

Es war Nacht geworden, auch diese sollte man schlaflos zubringen, der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verschwunden, Gepäck, Wagen und Pferde alles hinweg und unsere kleine Gesellschaft besonders in einer seltsamen Lage. An dem bestimmten Orte, wo wir uns befanden, sollten die Pferde uns aufsuchen, sie waren ausgeblieben. So weit wir bei falbem Licht umhersahen, schien alles öd' und leer; wir horchten vergebens, weder Gestalt noch Ton war zu vernehmen. Unsere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlassen, als die Unsrigen in gleiche Verlegenheit setzen und sie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland nach solchen Ereignissen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu sein, doch für den Augenblick zu scheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonstration vorkomme, aber es rührte und regte sich weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlassene Zeltstroh in der Umgegend zusammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog sich eine alte Marketenderin zu uns heran; sie mochte sich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Tätigkeit verspätet haben, denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung hob sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den Siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben; schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marke-

[1] Vgl. Shakespeares „Macbeth", Akt 1, Szene 3: „Komme, was kommen mag; Die Stund' und Zeit durchläuft den rauhsten Tag". In Schillers Bearbeitung: „Die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag".

tenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sei. Man konnte sich an ihrer Art, die Sachen zu betrachten, gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämtliche Fuhrwerk, am bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht alles vorfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hülflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sei gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte, uns anzugreifen; da dies aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüt schnell wieder her, und der Menschengeist, der allem, was geschieht, Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und Sainte Menehould seien glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean[1] ordnungsgemäß auffahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden nach Hause gelangen und in guter Gesellschaft (devant les Dames)[2] von unseren ausgestandenen Qualen sprechen und erzählen dürfen. Auch diesmal teilt' ich Freunden und Bekannten meine Überzeugung mit, und wir ertrugen die gegenwärtige Not schon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unsrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten herrlichsten Weizengarben zur Schlafstätte gebreitet. Der Mond

[1] Das Dorf Saint-Jean-sur-Tourbe, nordwestlich von Menehould. — [2] Vgl. oben, S. 316, Z. 26 f.

schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde vom Futterbedürfnis wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Szene. Fürwahr, der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt, einem solchen Bilde gewachsen zu sein.

Erst spät legt' ich mich ins Zelt und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungeselligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am tiefsten ruht, den Gesellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nötige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löste den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver tüchtiger Mann von der Dienerschaft, er lag, vom Mond beschienen, in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion[1] selbst gewesen wäre. Die Unmöglichkeit, in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die schwankende Last über Stirn und Nase des Schlafenden schweben. In seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals übers Gesicht, und sobald er wieder in Schlaf versank, wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieser Jahreszeit eine Bremse kommen könne. Endlich bracht' ich es dahin, daß er, völlig ermuntert, aufzustehen beschloß. Indessen war auch mir alle Schlafluft vergangen, ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmernis und Beruhigung wechselsweise auf und

[1] Zu dem die Mondgöttin sich herabließ, und den sie küßte, ohne daß er erwachte.

ab gaukeln, so erschrak ich wieder, bedenkend, daß, wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, weder eine Radspeiche noch ein Menschengebein davonkommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte sodann wieder zerstreuend, denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntscheckig um Hüfte und Brust übereinander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzierten sie gar komisch einher und behaupteten, durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30. September.

So früh sich auch mit Tagesanbruch das sämtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück, denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Wargemoulin[1]. Menschen und Tiere suchten sich zu erquicken, kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postierte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sei; man rekognoszierte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. Oktober.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht, und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sei, wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten[2] Übereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal

[1] Dörfer, nördlich von St.-Jean-sur-Tourbe. — [2] Den anderen französischen Generalen. Den erneuten Versuchen der Franzosen gegenüber, die Alliierten zu trennen, stellten sich die Preußen, solange sie auf dem Rückzuge in Gefahr schwebten, zum Schein weniger abgeneigt. Sie erreichten so durch eine stillschweigend angenommene Waffenruhe, daß sie ungehindert nach Verdun kamen.

als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht jemand dem andern, und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Equipage und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Östreichern und Emigrierten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy[1] hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen, der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde getan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel[2], den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abteilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit, einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, jedermann hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt, auch

[1] Rouvroy-sur-Dormoise, nördlich von Massiges. — [2] Das Haus des Kanzlers von Koppenfels.

ich war eingeschlafen, doch weckte mich ein lebhafter angenehmer Traum: denn mir schien, als röch' ich, als genöss' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lüstern machte. Unmittelbar an der Natur, mußte es uns verziehen sein, den Schweinehirten[1] für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicherweise ober dem Winde: von daher kam mir die Fülle des guten Dunstes[2]. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweins schon beinahe gar, das übrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen jeden aber tätig und handreichend, um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baustämme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Tätigkeit mit Vergnügen zu. Teils wollten mir die guten Leute wohl, teils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austeilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brot zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten.

Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter, und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu statten gekommen.

Den 2. Oktober.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein, unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorsicht

---

[1] Mit Beziehung auf Eumäos, den Schweinehirten des Odysseus, dem das oben genannte Epitheton beigelegt wird. — [2] Goethe sagt wiederholt Dunst im Sinne von Duft und umgekehrt.

an einem Walde vorbei, kamen bei Vaux[1] über die Stelle unseres vor kurzem verlassenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die uns aufs rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich übersehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteste Küchenfeuer sogleich besorgend. Die zartesten Linsen, die ich jemals genossen, lange, rote, schmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene von den östreichischen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher streng verheimlichten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wiederherstellen.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch eine Furt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mitteilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung, nicht ohne Tränen.

Indessen freuten wir uns, so marketenderhaft eingerichtet zu sein, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erst war die Trommel eines allda postierten Piketts die Tafel, dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tische und machte sich's und den verschiedenartigsten Gästen so bequem als möglich. Der Kronprinz[2] und Prinz Louis ließen sich die Linsen schmecken, mancher General, der von weiten den Rauch sah, zog sich darnach. Freilich, wie auch unser Vorrat sein mochte, was sollte das unter so viele? Man mußte zum zweiten und dritten Male ansetzen, und unsere Reserve verminderte sich.

Wie nun unser Fürst gern alles mitteilte, so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer, einzeln zu erzählen, wieviel der unglücklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und so ward mir der

[1] Vaux-les-Mouron. Vgl. oben, S. 293. — [2] In seinem Tagebuch berichtet der Kronprinz: „Empassant bekam ich auch einen Teller mit Linsen und Schweinefleisch."

Rückzug nicht etwa nur durch Beispeil und Gleichnis, nein, in seiner völligen Wirklichkeit dargestellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein so grauenvolles Schauspiel sollte denn auch seiner würdig schließen; der König und sein Generalstab ritt von weiten her, hielt an der Brücke eine Zeitlang stille, als wenn er sich's noch einmal übersehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Ebenso erschien der Herzog von Braunschweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig, aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meist schlaflos zugebracht.

Den 3. Oktober.

Morgens um sechs Uhr verließen wir diesen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandpré zu und trafen daselbst die Armee gelagert. Dort gab es neues Übel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhause umgebildet und schon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen[1].

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4. Oktober.

Die Schwierigkeit, vom Platze zu kommen, wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen, suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von rötlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen, ich dachte, sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen, mit sechs tüchtigen bespannt, kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Viktualien war er nicht ganz leer, die Küchmagd aber stak sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Stu-

[1] Der Kronprinz berichtet in seinem Tagebuch unter dem 4. Oktober von dem Lazarett in Grandpré: „Ein erbarmungsvoller Anblick. Überhaupt sind keine Worte hinreichend, um den Jammer und das Elend zu schildern, welches in diesem Lazarett herrschte, und wieviel Menschen dort ihr Grab gefunden haben."

dien. Den dritten Band von Fischers[1] „Physikalischem Lexikon" hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von einem zum andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, hie und da quelligen roten Tonfeldern notgedrungen unvorsichtig eingelassen; in einer solchen Falge[2] mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im Roten Meere, denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicherweise versinken. Sehnsüchtig schaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen, da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen krankverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd, mit dem festen Vorsatz, mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch schneller.

Grandpré, das nun als ein Ort der Pest und des Todes geschildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, wo ich ein verdrießlich Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4. Oktober.[3]

Der Weg, den das Heer eingeschlagen hatte, führte gegen Buzancy[4], weil man oberhalb Dun[5] über die Maas gehen wollte. Wir schlugen unser Lager unmittelbar bei Sivry[6], in dessen Umgegend wir noch nicht alles verzehrt fanden. Der Soldat stürzte in die ersten Gärten und verdarb, was andere hätten genießen

---

[1] Irrtum Goethes. Das genannte Lexikon war damals noch nicht erschienen. Gemeint ist Johann Samuel Traugott Gehlers „Physikalisches Wörterbuch", das 1787 zu erscheinen anfing. — [2] Felge oder Falge ist das geeggte Brachland. — [3] Es müßte heißen: den 4. und 5. — [4] Nordöstlich von Grandpré gelegen. — [5] Südöstlich von Buzancy. — [6] Zwischen Buzancy und Dun.

können. Ich ermunterte unseren Koch und seine Leute zu einer strategischen Furagierung, wir zogen ums ganze Dorf und fanden noch völlig unangetastete Gärten und eine reiche, unbestrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deshalb nicht mehr, als wir brauchten, mit Bescheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, stellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Türe ins anstoßende Gebäude zu entdecken sei. Als wir mit Küchenbeute wohl beschwert wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war sein vor zwanzig Tagen etwa in dieser Gegend requiriertes Pferd davongelaufen, es hatte den Pfahl, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen, der Kavallerist wurde sehr übel angesehen, bedroht und befehligt, das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war, den fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartiert und fanden nach so viel Unbilden die Häuslichkeit gar erfreulich und konnten den französisch ländlichen, idyllisch-homerischen Zustand zu unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Türe selbst das Quadrat angab; von da gelangte man durch die eigentliche Haustüre in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, links an der langen Wand ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse, die den Rauch abzog, schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirtsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umsitzenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkästchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrat angeschafft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, konnt' ich hier zum ersten-

mal genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porrée[1], Kraut und andern vegetabilischen Ingredienzien.

Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, bemerkt' ich erst, wie architektonisch klug Anrichte, Gossenstein, Topf- und Tellerbretter angebracht seien. Diese nahmen sämtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Nett und alles der Ordnung gemäß war das Geräte zusammengestellt; eine Magd oder Schwester des Hauses besorgte alles aufs zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer, ein Knabe stand an ihren Knien, zwei Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, schönes weißes Brot in Scheibchen hineingeschnitten, die heiße Brühe drüber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben[2], die mein Kommisbrot verschmähten, mich auf das Muster von bon pain und bonne soupe verweisen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gar gewordene Zugemüse sowie das Fleisch, und jedermann hätte sich an dieser einfachen Kochkunst begnügen können.

Wir fragten teilnehmend nach ihren Zuständen; sie hatten schon das vorige Mal, als wir so lange bei Landres gestanden[3], sehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergestellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns teilnehmend und freundlich, tröstieten sie, daß es nicht lange dauern werde, da wir, außer der Arrieregarde, die letzten seien, und gaben ihnen Rat und Regel, wie sie sich gegen Nachzügler zu verhalten hätten. Bei immer wechselnden Sturm und Regengüssen brachten wir den Tag meist unter Dach und am Feuer zu; das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nächstbevorstehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandpré hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wieder gesehen, Hoffnung und Sorge wechselten deshalb augenblicklich

[1] Lauch. — [2] Vgl. oben, S. 311. — [3] Vgl. oben, S. 288 ff.

ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünschenswerter Anmut. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunschweig[1] in unserer Nachbarschaft gefährlich krank liege, und erkundigten uns nach ihm. Besuch lehnte man ab und versicherte zugleich, daß es mit ihm viel besser geworden, so daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem schrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unseres Wirts wegen entschiedener Ähnlichkeit erkennen mußten, und so erklärte sich's auch. In die Tracht des französischen Landvolks gekleidet, einen starken Stab in der Hand, trat er auf, ein schöner, junger Mann. Sehr ernst, ja verdrießlich wild saß er bei uns am Feuer, ohne zu sprechen; doch hatte er sich kaum erwärmt, als er mit seinem Bruder auf und ab, sodann in das nächste Zimmer trat. Sie sprachen sehr lebhaft und vertraulich zusammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unsere Wirtsleute zu halten suchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angst- und Zetergeschrei in die stürmische Nacht hinausgerufen. Unsere Soldaten hatten, unter dem Vorwand, Furage auf den Böden zu suchen, zu plündern angefangen, und zwar ganz ungeschickterweise, indem sie einem Weber sein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für sie ganz unbrauchbar. Mit Ernst und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur wenige, die sich solcher Tat unterfingen. Wie leicht konnte das ansteckend werden und alles drunter und drüber gehn.

Da sich mehrere Personen zusammen gefunden hatten, so trat ein weimarischer Husar zu mir, seines Handwerks ein Fleischer, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemästetes Schwein entdeckt habe, er feilsche darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernst dazu tun: denn es würde in den nächsten Tagen an allem fehlen. Es war

[1] Friedrich Wilhelm (1771—1815), vierter Sohn des Herzogs.

wunderbar genug, daß wir, die soeben der Plünderung Einhalt getan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger kein Gesetz anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer weimarischer Husar, Namens Liseur, zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulierter Truppen zu sprechen und rühmte die Personen, welche nur für bares Geld die notwendigsten Viktualien anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seien. Er wolle daher einem jeden den wohlmeinenden Rat geben, auf den Verkauf zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sei als Tiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Haustüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen, man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte, noch mehr Gäste einzulassen; es pochte fort, die kläglichste Stimme rief dazwischen, eine Weiberstimme, die auf gut Deutsch flehentlich um Eröffnung der Türe bat. Endlich erweicht, schloß man auf, es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Person, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet, sie hielt sich kaum auf den Füßen. Mit wenigen, aber rüstigen Worten erklärte die Alte den Zustand, indem sie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch versäumt, waren sie, mißhandelt von Bauern, in dieser Nacht endlich an unsere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verschwunden, dem Kinde, seitdem es Atem holte, noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungestüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln. Da sie kein Französisch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern, aber ihr herrisches Wesen, ihre Heftigkeit gab unsern Reden genug pantomimisches Gewicht und Nachdruck:

man konnte das Verlangte nicht geschwind genug herbeischaffen, und das Herbeigeschaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war es sehenswert, wie behend sie verfuhr. Uns hatte sie bald vom Feuer verdrängt, der beste Sitz war sogleich für die Wöchnerin eingenommen, sie aber machte sich auf ihrem Schemel so breit, als wenn sie im Hause allein wäre. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; sie fütterte das kleine Geschöpf, dann die Mutter, an sich selbst dachte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die Wöchnerin, indes die alten trockneten. Wir betrachteten sie mit Verwunderung; sie verstand sich aufs Requirieren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier, und kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun sollte es geschlachtet werden, es geschah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeschraubt zu sehen war, hing das Schwein sogleich dort, um kunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zutätig erwiesen, schien uns einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt hätten, unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In demselbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser Getöse, schauten sie artig furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweischläfrigen Ehebett, mit grünem Rasch[1] sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohnegleichen. Aber solchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man das Schwein abgewonnen, nicht sonderlich befreundet seien und also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmütig einiges von Fleisch und Wurst versprochen, das alles kam der Funktion zu statten, die in wenig Stunden vollendet sein sollte. Unser Husar aber bewies sich in seinem Fache so tätig und behend wie die

[1] Locker gewebtes wollenes Zeug.

Zigeunerin drüben in dem ihrigen, und wir freuten uns schon auf die guten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu teil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns in der Schmiedewerkstatt unseres Wirtes auf die schönsten Weizengarben und schliefen geruhig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit und das übrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirtsleuten gleichfalls ihr Teil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten: bei diesem Volk sei Gutmütigkeit übel angewendet, sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah, fand ich zuletzt eine Türe verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denselben, wo wir uns früh mit Küchenwaren versehen hatten. Die Türe war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorsicht, doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6. Oktober früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängstigte Reiter, der es herbeischaffen oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei selbst los zu werden, zuletzt versicherte: es müsse in Sivry stecken; dort habe man vor so viel Wochen einen Rappen ausgehoben, wie er ihn beschreibe, unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd sich losgemacht, und was sonst noch die Wahrscheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er, begleitet von einem ern-

sten Unteroffizier, der durch Bedrohung des ganzen Ortes endlich die Auflösung des Rätsels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu seinem vorigen Herrn gelaufen, die Freude, den vermißten Haus- und Stallgenossen wiederzusehen, sagen sie, sei in der Familie grenzenlos gewesen, allgemein die Teilnahme der Nachbarn. Künstlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt; jedermann bewahrte das Geheimnis. Nun aber ward es unter Klagen und Jammern wieder hervorgezogen, und Betrübnis ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter sich darauf schwang und dem Wachtmeister folgte. Niemand gedachte weder eigener Lasten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geschickes: das Pferd und der zum zweitenmal getäuschte Besitzer waren der Gegenstand der zusammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung tat sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in seiner Macht, denn die Kriegsläufte sind mächtiger als die Könige, er ließ sie trostlos, indem er sich stillschweigend entfernte.

Nun besprachen wir wiederholt mit unsern guten Hausleuten das Manöver gegen die Nachzügler, denn schon spukte das Geschmeiß hin und wieder. Wir rieten: Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Türe innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brot, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus, einmal eingelassen aber werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns, noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken; das Regiment des Herzogs war schon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dies war genug, unsern Abschied zu bestimmen.

Wie klüglich dies gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Kolonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß

Chesne Le Populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen Les Grandes et[1] Petites Armoises von Bauern angegriffen worden; einem Offizier solle das Pferd unterm Leib getötet, dem Bedienten des Kommandierenden eine Kugel durch den Hut gegangen sein. Nun fiel mir's aufs Herz, daß in vergangner Nacht, als der bärbeißige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Zum 6. Oktober.

Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich; der Transport unseres Haushaltes von Tag zu Tage lästiger, denn freilich führten wir ein komplettes Mobiliar mit uns; außer dem Küchengerät noch Tisch und Bänke, Kisten, Kasten und Stühle, ja ein paar Blechofen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden; einige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig, als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen. Nun ward geratschlagt, was wohl das Entbehrlichste sei, und so mußte man einen mit allerlei Gerät wohlbepackten Wagen im Stiche lassen, um nicht alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal, unser Zug ward um vieles kompendioser, und doch wurden wir aufs neue an eine solche Reduktion gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am meisten druckte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so resoluter Diener sei in Verlegenheit geraten, habe seine Pferde verloren und andere zu requirieren nicht vermocht. Da sah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werte böhmische Halbchaise, ein Geschenk meines Fürsten, die mich schon so weit in der Welt herumgetragen[2], im Kot versunken, vielleicht auch über Bord geworfen, und somit, wie ich da zu Pferde saß, trug

---

[1] Es müßte heißen: und Les Petites ꝛc., denn es sind zwei verschiedene Dörfer. — [2] Von Weimar nach Venedig (1790).

ich nun alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuskripten jeder Art und manches durch Gewohnheit sonst noch werte Besitztum, alles schien mir verloren und schon in die Welt zerstreut.

Was war aus der Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus sonstigen Kleinigkeiten, die man an sich herumsteckt? Hatte ich das alles nun recht umständlich und peinlich durchgedacht, so stellte sich der Geist aus dem unerträglichen Zustande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachsen, und wie ich vorher umständlich den Verlust gedacht, so dacht' ich nunmehr alles durch seine Tätigkeit erhalten und freute mich dessen, als läg' es mir schon vor Augen.

Den 7. Oktober.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen und die gebahnte Hauptstraße jenseits erreichen sollten, gerade auf dem sumpfigsten Wiesenfleck, hieß es: der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: „Es tut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend gesehen, und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig gewesen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er nach so viel Leiden und Anstrengung noch durch die Krankheit seines fürstlichen Sohnes sei in Sorgen gesetzt worden: woran wir vorige Nacht in Sivry großen Anteil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieser Prinz war sein Liebling, zeigte sodann auf ihn, der in der Nähe hielt, wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünschte uns allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe, uns und die

gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen[1], das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine teilnehmende Weise zusammenbrachte.

Den 7. und 8. Oktober.

Wir hatten über die Maas gesetzt und den Weg eingeschlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Consenvoye[2]. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen aufs höchste, die Zelte durchnäßt, sonst kein Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte; noch immer fehlte mein Wagen, und ich entbehrte das Notwendigste. Konnte man sich auch unter einem Zelte bergen, so war doch an keine Ruhestelle zu denken. Wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettstück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als sich auf den kalten, feuchten Boden niederzulegen.

Nun hatte ich aber schon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktisches Hülfsmittel ersonnen, wie solche Not zu überdauern sei; ich stand nämlich so lange auf den Füßen, bis die Kniee zusammenbrachen, dann setzt' ich mich auf einen Feldstuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzusinken glaubte, da denn jede Stelle, wo man sich horizontal ausstrecken konnte, höchst willkommen war. Wie also Hunger das beste Gewürz bleibt, so wird Müdigkeit der herrlichste Schlaftrunk sein.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf diese Weise verlebt, als der traurige Zustand einiger Kranken auch Gesunden zu gute kommen sollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Übel befallen, einen Junker[3] vom Regiment hatte der Fürst aus dem Lazarett von Grandpré gerettet; nun beschloß er, die beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu schicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben, und ich säumte nicht, auf gnädigste vorsorgliche An-

[1] Dadurch, daß er ihn vorher nicht angesprochen hatte. Über diese Abneigung ist sonst nichts bekannt. — [2] Südlich von Vilosnes, wo die Armee über die Maas gesetzt war. — [3] Junker von Vogelsang.

mahnung den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsschreiben an den Kommandanten wurden wir entlassen, und als beim Einsitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, so ward aus dem sonst so beliebten Schlafwagen ein halbes Lazarett und etwas Menagerieartiges.

Zur Eskorte, zum Quartier- und Proviantmeister erhielten wir jenen Husaren, der, Namens Liseur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geschick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er vorauf und machte dem mit sechs starken Schimmeln bespannten Wagen und sich selbst ein gutes Ansehen.

Zwischen ansteckende Kranke gepackt, wußt' ich von keiner Apprehension[1]. Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hülfreiche Maxime; mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die mahomedanische Religion gibt hievon den besten Beweis.

Den 9. Oktober.

Unsere traurige Lazarettfahrt zog nun langsam dahin und gab zu ernsten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieselbe Heerstraße fielen, auf der wir mit so viel Mut und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieselbe Gegend, wo der erste Schuß aus den Weinbergen fiel[2], denselben Hochweg, wo uns die hübsche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden; kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo sie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie sah das alles jetzt anders aus! und wie doppelt unerfreulich erschienen die Folgen eines fruchtlosen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in diesen Trübnissen sollte mir gerade das Erwünschteste begegnen. Wir holten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unansehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber

---

[1] Besorgnis. — [2] Vgl. oben, S. 270.

gab es einen Luft- und Erkennungsauftritt, denn es war mein Wagen, mein Diener. — „Paul!“[1] rief ich aus, „Teufelsjunge, bist du's! Wie kommst du hieher?“ — Der Koffer stand geruhig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch erfreulicher Anblick! und als ich mich nach Portefeuille und anderem hastig erkundigte, sprangen zwei Freunde aus dem Wagen, Geheimer Sekretär Weyland[2] und Hauptmann Vent. Das war eine gar frohe Szene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt und sich nicht allein von Hans bis Grandpré, sondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geschleppt und immer so fort verlangt, begehrt, furagiert, requiriert, bis wir zuletzt glücklich wieder zusammentrafen und nun, alle vereint und höchst vergnügt, nach Verdun zogen, wo wir genugsame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hiezu hatte denn auch der Husar weislich und klüglich die besten Voranstalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte sich bei der Fülle des Dranges gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sei; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Abreise, er sprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partei heraus war, das Hoftor zu besetzen, dessen Schließen zu verhindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Haushälterin, welche, soeben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Billet[3] aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die oberen Zimmer geteilt; der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigsritter[4], ließ es geschehen; weder er

---

[1] Der Vorname des Dieners Götze. — [2] Philipp Christian Weyland, der Bruder des aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Freundes Goethes, der ihn der Familie Brion in Sesenheim, seinen Verwandten, zuführte. Er sowohl wie der Ingenieur Christoph Gottlob Vent (vgl. unten, S. 446) standen in weimarischen Diensten. — [3] Quartierzettel. — [4] Vgl. oben, S. 260.

noch Familie wollten von Gästen weiter wissen, am wenigsten diesmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. Oktober.

Ein Knabe, der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung: ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pastetchen noch nicht gekostet hätten? Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Öfen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und Bänke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebacknen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung höchst lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sei, uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräte des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Notwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns daher, Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon irgendwo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen, bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich ebensowohl auf hübsche Kinder als auf Pastetchen zu verstehen schien, befragten wir nach einem wunderschönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses herausbog. „Ja", rief er, nachdem er ihren Namen genannt, „das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten, es ist auch eine von denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben[1]. Ihr Haus und Familie

[1] Vgl. oben, S. 281. Nach der Wiedereinnahme Verduns wurden die jungen Mädchen verhaftet und in Paris hingerichtet (25. April 1794). Nur bei zweien wurde, weil sie noch nicht 18 Jahre alt waren, die Todesstrafe in 20 Jahre Gefängnis verwandelt.

dachten schon, sie wären wieder oben drauf, das Blatt aber hat sich gewendet, jetzt tausch' ich nicht mit ihr." Er sprach hierüber mit besonderer Gelassenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders sein.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unsern alten Wirt zu begrüßen und den Brief an die Schwester zu Paris wiederzubringen[1], gegangen war. Der neckische Mann empfing ihn gutmütig genug, bewirtete ihn aufs beste und lud die Herrschaft ein, die er gleichfalls zu traktieren versprach.

So wohl sollt' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Zeremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Kommandanten Herrn von Courbière[2] freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchst betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen herstellen zu können, eiligst verlassen und uns wieder in die wüste, schmutzige Welt hinausgestoßen sehen sollten, beriefen wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir sollten diese baldmöglichst fortzubringen suchen, weil in der Nacht die Lazarette geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen würden. Uns überfiel Schrecken und Entsetzen, denn bisher zweifelte niemand, daß von seiten der Alliierten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher schien es uns, man wolle nur die Festung von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie alsdann mit der notwendigen Garnison besetzen zu können. Kämmerier Wagner jedoch, der das Schreiben des Herzogs dem Kommandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbedenklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch im ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns diesmal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den einfachen Topf in

[1] Vgl. oben, S. 286. — [2] Guillaume René, Baron de l'Homme de Courbière (1733—1811), aus Holland gebürtig, seit 1756 in preußischen Diensten, seit 1787 Generalleutnant, später berühmt geworden durch seine Verteidigung von Graudenz.

verschiedenen Absätzen und Trachten, als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen suchen[1]. Kämmerier Wagner, der den Inhalt jenes Briefs an den Kommandanten zu wissen glaubte, sah hierin ein entschiedenes Bekenntnis, daß die Festung den Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Drohung des Knaben, gedachten der schönen geputzten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum erstenmal recht herzlich und gründlich über eine so entschieden mißlungene große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Korps echte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnt' ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirektoren, welche die Stücke wählen, Rollen austeilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, aufs beste herausgestutzt das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publikums überlassen muß.

Baron Breteuil[2] wohnte gegen uns über; seit der Halsbandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Kardinal von Rohan[3] verleitete ihn zu der furchtbarsten Übereilung; die durch jenen Prozeß entstandene Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt: denn leider alles, was zur Sprache kam, machte nur das greuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmeren befangen lagen.

Diesmal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich

---

[1] Die Besatzung bestand nur aus 2 Bataillonen. Schon am 11. Oktober mußte den Franzosen das eine Fort-Tor, „Porte de France", zum Mitbesitz überlassen werden. — [2] Louis Auguste, Baron de Breteuil (1733—1807) hatte als Minister den Kardinal Rohan verhaften lassen. Er nahm als einer der Emigrierten an dem Feldzug teil. — [3] Louis René Edouard, Prinz von Rohan (1734—1803), seit 1779 Bischof von Straßburg. Im Jahre 1785 suchte er durch ein kostbares Halsband die Gunst der Königin Marie Antoinette zu gewinnen. Durch gefälschte Schreiben der Königin und durch andere betrügerische Maßnahmen einer Gräfin Lamotte war er dazu veranlaßt worden. Vgl. die Einleitung zum „Großkophta" in Band 7 dieser Ausgabe.

gestiftet, der uns zum Rückzug verpflichtete, zu dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte; man versicherte, König, Königin und Familie sollten freigegeben und sonst noch manches Wünschenswerte erfüllt werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Vorteile mit allem übrigen, was uns doch auch bekannt war, übereinstimmen sollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer, die wir bewohnten, waren anständig möbliert; mir fiel ein Wandschrank auf, durch dessen Glastüren ich viele regelmäßig beschnittene gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung ersah ich daraus, daß unser Wirt als einer der Notablen im Jahre 1787[1] zu Paris gewesen; in diesen Heften war seine Instruktion abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Bescheidenheit, womit sie abgefaßt, kontrastierten völlig mit den gegenwärtigen Zuständen von Gewaltsamkeit, Übermut und Verzweiflung. Ich las diese Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. Oktober.

Ohne die Nacht geschlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff, unsern gegen das Hoftor gerichteten Wagen zu besteigen, als wir ein unüberwindliches Hindernis gewahr wurden; denn es zog schon eine ununterbrochene Kolonne Krankenwagen zwischen den zur Seite aufgehäuften Pflastersteinen durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun so standen, abzuwarten, was erreicht werden könnte, drängte sich unser Wirt, der Ludwigsritter, ohne zu grüßen an uns vorbei. Unsere Verwunderung über sein frühes und unfreundliches Erscheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt, denn sein Bedienter hinter ihm drein trug ein Bündelchen auf dem Stocke, und so ward es nur allzu deutlich, daß er, nachdem er vier Wochen vorher Haus und Hof wiedergesehen hatte, es nun abermals, wie wir unsere Eroberungen, verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern

---

[1] Versammlung von Angehörigen der höheren Stände in Paris, die vom 23. Februar bis zum 25. Mai 1787 zur Vorbereitung von Finanz- und Steuergesetzen in Paris tagte.

Pferde vor meiner Chaise gelenkt; da gestand denn die liebe Dienerschaft, daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren gegen Zucker und Kaffee vertauscht, sogleich aber in Requisition anderer glücklich gewesen sei. Die Tätigkeit des gewandten Liseurs war hiebei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir diesmal vom Flecke, denn er sprengte in eine Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange zurück, bis wir sechs- und vierspännig eingeschaltet waren; da ich mich denn frischer Luft in meinem leichten Wägelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenschritt, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten sich auf dem großen Platze vor dem Tor. Wir zogen mit unserer Kolonne rechts gegen Etain[1], auf einem beschränkten Fahrweg mit Graben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen, man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben, und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich, wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schlotterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich von der schmalen unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde geregnet, von ausgetretenen Gräben überschwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete französische Soldaten[2] wateten eine Zeitlang neben unseren Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren[3] von der schmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute bestanden.

Daß man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen,

[1] Nordöstlich von Verdun. — [2] Von den Emigrierten. — [3] Knöchel.

Feldern und Angern tote Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch abgedeckt, die fleischigen Teile sogar ausgeschnitten; trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr, bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe betätigte sich denn auch zu Etain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen wohlgebauten Städtchen durch Straßen und auf Plätzen ein sinneverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Masse wogte hin und her, und indem alles vorwärts drang, ward jeder dem andern hinderlich. Unvermutet ließ unser Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten, wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarz marmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns ungern, denn ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt, meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen; der Bart strauchig, vermehrte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir, aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend, unmittelbar das grenzenlose Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, Uniformierte, Marode, gesunde, aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder, drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner, hunderterlei eigenes und requiriertes Gepferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte weggenommene Herden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrierten, vielfarbig lackiert, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Grevenmachern[1] mochte bewundert haben. Die

[1] Vgl. oben, S. 260.

größte Not entstand aber da, wo die den Markt füllende Menge in eine zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnismäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Ähnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiter fließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweisitziger Reisewagen ragte über der Flut empor. Er ließ uns an die schönen Französinnen denken, sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz[1], den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahinwackeln sah.

Zum 11. Oktober.

Ein gutes Essen war uns bereitet, die köstlichste Schöpsenkeule besonders willkommen; an gutem Wein und Brot fehlte es nicht, und so waren wir neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung: wie man auch wohl der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtturms, auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung[2] zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preisgegeben[3]. Aber uns erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familienszene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgetan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrierten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und dies-

---

[1] Christian August Heinrich Kurt, Graf von Haugwitz (1752—1831), damals preußischer Minister des Auswärtigen. Als solcher hatte er für Preußens Beteiligung an der Kampagne gewirkt, worauf sich die Worte „mit einiger Schadenfreude" beziehen. Von seinen früheren freundschaftlichen Beziehungen zu Haugwitz berichtet Goethe in „Dichtung und Wahrheit"; vgl. Bd. 13, S. 297 ff. dieser Ausgabe. — [2] Auffallend wegen der vorausgehenden Worte „der stürmenden See". — [3] Es ist „sieht" aus „zusieht" zu ergänzen.

seits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment, da Preußen Östreicher und Emigrierte retirieren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen? und wie sollen sie ihn empfangen? Freude, ihn wiederzusehen, Schmerz, ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren, Verwirrung, ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten sein. Als junger Mann dem neuen Systeme günstig, kehrt er genötigt zu einer Partei zurück, die er verabscheut, und eben als er sich in dies Schicksal ergibt, sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen, weiß er sich schon in das Sünden- und Todesregister geschrieben; und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern, die sich gern an ihm letzen[1] möchten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er, in Schmerzenswonne des Wiedersehens, weiß nicht, wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubentüre ereignete sich das alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden und die Eltern hatten sich weinend entfernt, als eine Szene, fast noch wunderbarer, auffallender, uns selbst ansprach, ja in Verlegenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnötigte. Einige Bauersleute, Männer, Frauen und Kinder, drangen in unsere Zimmer und warfen sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredsamkeit des Schmerzes und des Jammers klagten sie, daß man ihr schönes Rindvieh wegtreibe, sie schienen Pächter eines ansehnlichen Gutes; ich solle nur zum Fenster hinaussehen, eben triebe man sie vorbei, es hätten Preußen sich derselben bemächtigt; ich solle befehlen, solle Hülfe schaffen. Hierauf trat ich, um mich zu besinnen, ans Fenster, der leichtfertige Husar stellte sich hinter mich und sagte: „Verzeihen Sie, ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirtung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen;

[1] Erfreuen, erquicken; in diesem Sinne öfters bei Goethe.

aber mit einem guten Wort weisen Sie die Leute an mich und scheinen überzeugt von meinen Vorschlägen."

Was war zu tun? überrascht und unwillig nahm ich mich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken. „Wird doch", sagt' ich zu mir selbst, „List und Verschlagenheit im Kriege gerühmt! Wer sich durch Schelme bedienen läßt, kommt in Gefahr, von ihnen irregeführt zu werden. Ein Skandal, unnütz und beschämend, ist hier zu vermeiden." Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wohl noch ein Hoffnungsrezept verschreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten; dann sagt' ich mir zu meiner Beruhigung: „Hatte doch bei Sivry der echte Thronfolger den bedrängten Leuten ihr Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der untergeschobene Schwager des Königs wohl verzeihen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte."

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Spincourt[1]; alle Fenster waren helle, zum Zeichen, daß alle Zimmer besetzt seien. An jeder Haustüre ward protestiert, von den Einwohnern, die keine neuen Gäste, von den Einquartierten, die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar ins Haus, und als er einige französische Soldaten in der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuräumen. Wir traten zugleich herein, sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Positur, ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken. Sie liefen auch wohl einmal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnt' ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sei, den untern Teil ihrer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt; es waren eben dieselbigen, die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so zierlich einhertraten. Nun, früher als wir angelangt, hatten

[1] Nördlich von Etain. Goethe schrieb hier sowohl wie im Tagebuch Sebincourt, welche Form des Namens im 18. Jahrhundert im Gebrauch war.

sie schon am Brunnen die untersten Teile gewaschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrat galant entgegenzugehen. Ein musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat. Auch dacht' ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war dem klugen dienstfertigen Liseur nicht genug; die Fiktion des Mittags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward kühnlich wiederholt, die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs, wirkte mächtig und vertrieb eine ganze Masse guter Emigrierten aus einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Offiziere von Köhler[1] nahmen wir dagegen in demselben Raum auf, ich aber begab mich vor die Haustüre zu dem alten erprobten Schlafwagen, dessen Deichsel, diesmal nach Deutschland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein schnelles Einschlummern gar bald abgeschnitten wurden.

Den 12. Oktober.

Der heutige Weg erschien noch trauriger als der gestrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgestürzten Wagen häufiger neben der Hochstraße[2] auf den Wiesen. Aus den geborstenen Decken der Rüstwagen fielen gar niedliche Mantelsäcke, einem Emigriertenkorps gehörig, hervor; das bunte, zierliche Ansehn dieses herrenlosen aufgegebenen Gutes lockte die Besitzlust der Vorbeiwandernden, und mancher bepackte sich mit einer Last, die er zunächst auch wieder abwerfen sollte. Daraus mag denn wohl die Rede entstanden sein, auf dem Rückzuge seien Emigrierte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Scherzhafte; ein schwerbeladener Emigrantenwagen war ebenermaßen an einer Anhöhe stecken geblieben und verlassen worden. Nachfolgende Truppen untersuchen den Inhalt, finden Kästchen von mäßiger Größe, auffallend schwer, belästigen sich gemeinschaftlich

---

[1] Husarenregiment von Köhler. — [2] Die Fahrstraße.

damit und schleppen sie mit unsäglicher Mühe auf die nächste Höhe. Hier wollen sie nun in die Beute und in die Last sich teilen; aber welch ein Anblick! Aus jedem zerschlagenen Kasten fällt eine Unzahl Kartenspiele hervor, und die Goldlustigen trösten sich im wechselseitigen Spott durch Lachen und Possen.

Wir aber zogen durch Longuyon[1] nach Longwy[2]; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenszenen aus dem Gedächtnis verschwinden, sich glücklich schätzen, daß auch widerwärtige Greuelbilder sich vor der Einbildungskraft abstumpfen. Was soll ich also wiederholen, daß die Wege nicht besser wurden, daß man nach wie vor zwischen umgestürzten Wagen abgedeckte und frisch ausgeschnittene Pferde aber- und abermals rechts und links verabscheute. Von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zustand des wohlhabenden gutmütigen Bürgers in schrecklichem, diesmal ganz unerwartetem Kriegsunheil.

Den 13. Oktober.

Unser Führer wollte nicht freventlich seine braven wohlhabenden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er ließ uns deshalb einen Umweg[3] machen über Arlon, wo wir in einem schönen Städtchen, bei ansehnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Personen freuten sich selbst ihres Vettern, glaubten gewisse Besserung und nächste Beförderung schon in dem Auftrage zu sehn, daß er uns mit zwei Wagen, so viel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Kostbarkeiten aus dem gefährlichsten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste Zeugnis geben und, ob wir gleich an die Bekehrung dieses verlornen Sohnes nicht sonderlich glauben konnten, so waren wir ihm doch diesmal so viel schuldig geworden,

[1] Nördlich von Spincourt. — [2] Nordöstlich von Longuyon. — [3] Auf dem Wege nach Luxemburg. Arlon liegt nördlich, Luxemburg nordöstlich von Longwy.

daß wir auch seinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht, mit schmeichelhaftem Wesen das Seinige zu tun und erhielt wirklich in der Stille von den braven Leuten ein artiges Geschenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem, kaltem Frühstück und dem trefflichsten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch sehr erstaunten wackern Leute wegen der wahrscheinlichen nächsten Zukunft so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen bemerkt, länger und teilweise höher als gewöhnliche Rüstwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Ansätzen geformt; mit rege gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerke, man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorsicht: es sei darin die Assignatenfabrik[1] der Emigrierten enthalten und bemerkte dabei, was für ein grenzenloses Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn da man sich seit einiger Zeit der echten Assignate kaum erwehren könne, so habe man nun auch seit dem Einmarsch der Alliierten diese falschen in Umlauf gezwungen. Aufmerksame Handelsleute hätten dagegen sogleich, ihrer Sicherheit willen, diese verdächtige Papierware nach Paris zu senden und sich von dorther offizielle Erklärung ihrer Falschheit zu verschaffen gewußt; dies verwirre aber Handel und Wandel ins Unendliche; denn da man bei den echten Assignaten sich nur zum Teil gefährdet finde, bei den falschen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen sei, auch beim ersten Anblick niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Mensch mehr, was er geben und was er empfangen solle, dies verbreite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit[2] ein Abglanz herübergekommen ist. Von einem solchen Zustande

[1] Vgl. oben, S. 256. — [2] Gemeint sind die Dramen von Diderot, Sedaine, Marivaux, Falbaire und anderen.

können wir uns in eigner vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die „Petite Ville“[1] mag lächerlich sein, „Die deutschen Kleinstädter“[2] sind dagegen absurd.

Den 14. Oktober.

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung[3] eingelassen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, sahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Tore, unserm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vorgab, das Weitere vertrauend. Überdrängt war die Stadt von Blessierten und Kranken, von tätigen Menschen, die sich selbst, Pferde und Fuhrwerk wiederherzustellen trachteten.

Unsere Gesellschaft, die sich bisher zusammengehalten hatte, mußte sich trennen; mir verschaffte der gewandte Quartiermeister ein hübsches Zimmer, das aus dem engsten Höfchen, wie aus einer Feuereſſe, doch bei sehr hohen Fenstern genugsames Licht erhielt. Hier wußte er mich mit meinem Gepäck und sonst gar wohl einzurichten und für alle Bedürfnisse zu sorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Mietleuten des Gebäudes und versicherte, daß ich gegen eine kleine Gabe sobald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden sollte.

Hier konnt' ich nun zum erstenmal den Koffer wieder aufschließen und mich meiner Reiseshabseligkeiten, des Geldes, der Manuskripte wieder versichern. Das Konvolut zur „Farbenlehre“ bracht' ich zuerst in Ordnung, immer meine frühste Maxime vor Augen: die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reisetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren[4]. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine stille, von jedem Geräusch abgeschlossene Wohnung gewährte mir wie

[1] Lustspiel von Picard (1803). — [2] Lustspiel von Kotzebue (1803), das auf das eben genannte Lustspiel zurückgeht. — [3] Die österreichische Besatzung hatte die Stadt verlassen. — [4] Vgl. unten, S. 377 und 399.

eine Klosterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigsten Betrachtungen, dagegen ich mich, sobald ich nur den Fuß vor die Haustüre hinaussetzte, in dem lebendigsten Kriegsgetümmel befand und nach Lust das wunderlichste Lokal durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden ist.

Den 15. Oktober.

Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an- und übereinander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt sich, wenn man die seltsame Mannigfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der sich das Auge des hin- und hergehenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor sich zu nehmen, wird nötig sein, nachstehendes nur einigermaßen verständlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erst allein, dann verbunden mit dem entgegenkommenden Fluß, die Elze, schlingt sich mäanderartig[1] zwischen Felsen durch und um sie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunst genötigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie, mit ihren Festungswerken nach dem offenen Lande zu, ist andern befestigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach Westen Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch gegen die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend, man mußte auf dem rechten Ufer des Gewässers nach Süden, Osten und Norden auf ein- und ausspringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nötig immer eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten[2], halber Monde und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Verteidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte.

Nichts kann deshalb einen wunderlichern Anblick gewähren als das mitten durch dies alles am Flusse sich hinabziehende enge Tal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft und mit Lust-

[1] In Schlangenwindungen. — [2] Geschlossene Feldschanzen.

häusern belebt sind, von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hochgetürmte Mauern rechts und links hinaufschaut. Hier findet sich so viel Größe mit Anmut, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Pouſſin[1] hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen betätigt.

Nun besaßen die Eltern unseres lockeren Führers in dem Pfaffental einen artigen, abhängigen Garten, dessen Genuß sie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloster, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieses Elysiums, und in dieser geistlichen Nachbarschaft schien auch den weltlichen Bewohnern Ruh' und Friede verheißen, ob sie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unselige Kriegsnachspiel mit Lazaretten, abgerissenen Soldaten, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und Lafetten, zugleich mit sonstigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine solche Stille zu flüchten, war höchst wohltätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andre Gewerke ihr Wesen öffentlich unermüdet und geräuschvoll treiben, und sich in das Gärtchen im geistlichen Tale zu verbergen, war höchst behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenste Asyl.

Den 16. Oktober.

Die allen Begriff übersteigende Mannigfaltigkeit der auf- und aneinander getürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Lust hervor, wenigstens etwas davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte diese Neigung auch wieder einmal sich regen, da seit so viel Wochen mir kaum ein Gegenstand vor die Augen gekommen, der sie geweckt hätte. Unter andern fiel es sonderbar auf, daß so manche gegeneinander über stehende Felsen, Mauern und Verteidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewisse wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend jemand vom Metier hätte

[1] Nicolas Pouſſin (1594–1665), der berühmte französische Landschaftsmaler, dessen Bildern Goethe Anerkennung und Bewunderung entgegenbrachte.

dieses alles mit Kunstaugen angesehen und sich mit Soldatenblick der sichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den malerischen Effekt ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Übung gesetzt.

Den 19. Oktober.

Nachdem ich nun also mehrere Tage in diesen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd seltsam steile Schluchten gegeneinander aufgetürmt und daneben Pflanzenwachstum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen, mich sinnend und denkend einsam genug herumgewunden hatte, fing ich an, nach Hause kommend, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend, das Andenken eines höchst seltsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten.

Den 20. Oktober.

Ich hatte Zeit gewonnen, das kurz Vergangene zu überdenken, aber je mehr man dachte, je verworrener und unsicherer ward alles vor dem Blicke. Auch sah ich, daß wohl das Notwendigste sein möchte, sich auf das unmittelbar Bevorstehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden sein, da nun die Herren selbst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten.

Als das Schmerzlichste jedoch, was einen jeden, mehr oder weniger resigniert, wie er war, mit einer Art von Furienwut ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Taten abscheulich dargestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen[1] übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

[1] Verdun wurde am 14. Oktober, Longwy am 22. Oktober geräumt.

Den 22. Oktober.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg[1]; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger, und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Dasein. Am Posthaus fuhr ich diesmal mit requirierten Pferden ganz im stillen vorbei, das Briefkästchen[2] stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte soeben die Gegend, als mir das Monument von Ygel[3], wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

Vielleicht war die Macht des Altertums nie so gefühlt worden als an diesem Kontrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in später Zeit unter den Antoninen[4] erbaut, behält es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im ganzen anmutig ernst zuspricht und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Teilen das Gefühl eines fröhlich tätigen Daseins mitteilt. Es hielt mich lange fest; ich notierte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.

Doch auch jetzt wechselte schnell wieder eine freudige Aussicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Den 23. Oktober.

Wir brachten unserm Freunde Lieutenant von Fritsch[5], den wir auf seinem Posten widerwillig zurückgelassen, die erwünschte Nachricht, daß er den Militärverdienstorden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven Tat, und mit Glück, ohne an unserm Jammer teilgenommen zu haben. Die Sache verhielt sich aber also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Not wußten, versuchten im Rücken einen unvermuteten Streich; sie näherten

---

[1] Vgl. oben, S. 260. — [2] Vgl. oben, S. 261. — [3] Vgl. oben, S. 259. — [4] Vgl. S. 260, Anm. 1. — [5] Vgl. oben, S. 258.

sich Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritsch erfährt es, und mit weniger Mannschaft[1] geht er dem Feinde entgegen, der, über die Wachsamkeit stutzend, mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht sich bis Merzig[2] zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde war das Pferd blessiert, durch dieselbe Kugel sein Stiefel gestreift, dagegen er aber auch, als Sieger zurückkehrend, aufs beste empfangen wird. Der Magistrat, die Bürgerschaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerksamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübschen jungen Mann gekannt, erfreuen sich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er seinem Chef[3] den Vorfall, der, wie billig, dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzstern erfolgt. Die Glückseligkeit des braven Jünglings, dessen lebhafteste Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unserm Rücken aufgesucht, und er sah sich für den militärischen Gehorsam belohnt, der ihn an einer untätigen Lage zu fesseln schien.

Den 24. Oktober.

Der Freund[4] hatte mir bei jenem Kanonikus[5] abermals Quartier verschafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit[6] nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In diesen ruhigen Stunden nahm ich sogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Ygel aufgezeichnet hatte.[7]

Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt und beide untereinander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weise der Alten[8], die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt.

---

[1] Mit 26—30 Reitern. — [2] 15 Kilometer von Saarlouis entfernt. — [3] Dem Herzog von Weimar. — [4] Der soeben genannte Leutnant v. Fritsch. — [5] Vgl. oben, S. 258. — [6] Der Ruhr. — [7] Vgl. oben, S. 356. — [8] Vgl. das Epigramm: „Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben u. s. w.", Bd. 1, S. 205 dieser Ausgabe.

Die Höhe des Monuments[1] kann siebzig Fuß betragen, es steigt in mehreren architektonischen Abteilungen obeliskenartig hinauf; erst der Grund, auf diesem ein Sockel, sodann die Hauptmasse, darüber eine Attike[2], sodann ein Fronton[3] und zuletzt eine wundersam sich aufschlingende Spitze, wo sich die Reste einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieser Abteilungen ist mit den Gliedern, aus denen sie besteht, durchaus mit Bildern und Zieraten geschmückt.

Diese Eigenschaft deutet denn freilich auf spätere Zeiten: denn dergleichen tritt ein, sobald sich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran manches zu erinnern sein möchte.

Dessenungeachtet muß man anerkennen, daß dieses Werk auf eine erst kurz vergangene höhere Kunst gegründet ist. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargestellt wird, allegorisch gewürzt durch mythologische Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von kolossaler Bildung sich die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als einer segnenden verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten, mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückten Pilastern.

Alle Flächen sodann deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, überein denkende und wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zusammenleben darstellend.

Aber eigentlich waltet überall die Tätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht, alles zu erklären. In einem Felde scheinen sich geschäftüberlegende Handelsleute versammelt zu haben; offenbar aber sind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumrossen, Ankunft von Waren und deren Beschauen und was sonst noch Menschliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak[4] ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter sich zog, in Friesen, sodann sonstigen Räumen und Giebelfeldern Bacchus, Faunen,

---

[1] Vgl. Goethes Aufsatz: „Das altrömische Denkmal bei Igel, unweit Trier". — [2] Aufbau über einer Säulenordnung. — [3] Giebeldach. — [4] Der Tierkreis. Vgl. die Goethische Beschreibung: „Das altrömische Denkmal in Igel u. s. w." (1829): „Hauptbild der Rückseite. In der Mitte eines Zodiaks Herkules auf einem Viergespann u. s. w."

Sol und Luna und was sonst noch Wunderbares Knopf und Giebel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich, und man könnte auf der Stufe, wo heutzutag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenüssen und Verdiensten gar wohl errichten. Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalie[1] im stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohltun umständlich zurückzurufen; woraus sich denn ganz natürlich die Aufregung[2] ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen und die sämtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. Oktober.

Die mir nunmehr gegönnte Ruh' und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner, manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich rekapitulierte und redigierte meine chromatischen Akten[3], zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um das, was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch, meinen dritten Teil von Fischers „Physikalischem Lexikon" wieder zu erlangen.[4] Auf Erkundigung und Nachforschungen fand ich endlich die Küchmagd im Lazarett, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume luftig und reinlich, sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn so reinlich und wohlerhalten, als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe, die Sorgfalt, der ich sie empfahl, wird ihr zu gute gekommen sein.

Ein junger Schullehrer[5], der mich besuchte und mir ver-

---

[1] Anna Amalia war am 24. Oktober 1739 geboren. — [2] D. h. Anregung. — [3] Aufzeichnungen zur Farbenlehre. — [4] Vgl. oben, S. 327. — [5] Johann Hugo Wyttenbach (1767—1848), später Direktor des Gymnasiums in Trier. Er hat sich durch eine Reihe vortrefflicher Schriften um die Geschichte Triers und seiner Altertümer sehr verdient gemacht.

schiedene der neusten Journale mitteilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich wie so viel andere, daß ich von Poesie nichts wissen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen schien. Er war in der Kantischen Philosophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten, den ich eingeschlagen hatte. Wenn Kant in seiner Kritik der Urteilskraft, der ästhetischen Urteilskraft die teleologische[1] zur Seite stellt, so ergibt sich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden[2]. Über solche Dinge konnte ich sehr beredt sein und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es ist wundersam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrtum aus dem kurz Vergangenen, ja dem längst Vergangenen mit sich trägt und schleppt, muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's denn freilich gefallen lassen, meist allein zu gehen oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

Trier, den 26. Oktober.

Nun durfte man aber aus solchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne sich wie im Mittelalter zu finden, wo Klostermauern und der tollste unregelmäßigste Kriegszustand miteinander immerfort kontrastierten. Besonders jammerten einheimische Bürger sowie zurückkehrende Emigrierte über das schreckliche Unheil, was durch die falschen Assignaten[3] über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuser gewußt, dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falschheit, völlige Ungültigkeit, die höchste Gefahr vernommen, sich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die echten gleichfalls dadurch in Mißkredit gerieten[4], daß man bei völliger Umkeh-

[1] Teleologie ist die Lehre von der Zweckmäßigkeit des Seienden. Der zweite Teil der „Kritik der Urteilskraft" (1790) handelt von der Kritik der teleologischen Urteilskraft. — [2] Vgl. Kants Kritik der Urteilskraft, § 45: „Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah, und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewußt sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht." — [3] Vgl. S. 351. — [4] Vgl. oben, S. 256.

rung der Dinge auch wohl die Vernichtung aller dieser Papiere zu fürchten habe, fiel jedermann auf. Dieses ungeheure Übel nun gesellte sich zu den übrigen, so daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz grenzenlos erschien; ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 28. Oktober.

Die Wirtstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel; Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im stillen mißmutig, auch wohl in Äußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereignis; ein alter Husarenoffizier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte: ob ich denn das alles auch mit ausgestanden habe? Ich konnte ihm einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das übrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Anteil zu sprechen an, Worte, die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts: es sei schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Not geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich (er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus) das hätte mit erdulden sollen, darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite, mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigner Prüfung diese wenigen Wochen her geduldet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Zivilist zu uns trat und dagegen erwiderte: man sei mir Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! was er

schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

Übrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genötigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des zehnten Augusts[1] sich zu befreunden, das alles war für Geist und Gemüt so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn[2] so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Trier, den 29. Oktober.

Als man sich nun auf deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuersten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custinens[3] verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speyer war in seine Hände geraten, er hatte darauf gewußt, eine Übergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die grenzenlosesten Übel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen, so kühnen als folgerechten Geist, und da mußte denn schon alles verloren sein. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher, als daß auch schon Koblenz von den Franken besetzt sei, und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf[4]; Hanau und Aschaffenburg an einer, Kassel an der andern Seite sah man bedroht,

---

[1] Am 10. August 1792 fand der Aufstand statt, der Ludwig XVI. zwang, Schutz bei der Nationalversammlung zu suchen. — [2] Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hatte sich im Siebenjährigen Kriege und bei der preußischen Expedition in Holland (1787) großen Ruhm erworben. — [3] Adam Philippe Graf von Custine (1740–93) fiel mit 18000 Soldaten in die Rheingegenden ein und eroberte am 30. September Speyer, am 4. Oktober Worms, am 21. Oktober Mainz und am 22. Frankfurt. — [4] Frankfurt war schon am 22. Oktober erobert worden. Koblenz blieb in den Händen der Preußen. Doch war Custine, als er in Mainz stand, durch eine Deputation der Stände die Übergabe angeboten worden.

und was nicht alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysiert[1], desto lebendig tätiger die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden[2], nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Öfters hört' ich wiederholen: sollten die Franzosen wohl ohne große Überlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte getan haben? Custinens Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehülfen, seine Obern als weise, kräftige, konsequente Männer. Die Not war groß und sinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief[3] meiner Mutter, ein Blatt, das an jugendlich ruhige, städtisch häusliche Verhältnisse gar wunderlich erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war gestorben[4], dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft wirksamen Stelle eines Frankfurter Ratsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß[5], worauf man, herkömmlich löblicher Sitte gemäß, meiner[6] sogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduierten[7] ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei mir anzufragen: ob ich die Stelle eines Ratsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Losenden gewählt, die goldene Kugel zufiele? Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein

---

[1] Die Kurfürsten von Mainz und Köln, der Landgraf von Hessen und der Bischof von Speyer waren geflüchtet. — [2] Durch die Republikaner. Mainz hatte ohne Verteidigung kapituliert. — [3] Der Brief ist nicht erhalten. — [4] Johann Jost Textor, der Sohn des Stadtschultheißen, 1771 Senator, war am 19. September 1792 gestorben. — [5] Vgl. Bd. 12, S. 232 dieser Ausgabe. — [6] Als eines nahen Verwandten des Verstorbenen. — [7] Nach der Rückkehr aus Straßburg war Goethe (am 3. September 1771) unter die Advokaten der Stadt aufgenommen und vereidigt worden.

Kranker oder Gefangener sich wohl im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten[1], wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüstern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste rotbäckigste Frucht aus des wohltätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beschwichtigen konnte. Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit altertümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieser sehnsüchtig und kummervoll[2]. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildnis; sodann leider im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle und endlich im Sarge[3].

Bei meiner letzten Durchreise[4] durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten altbekannten Lokal, riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird leugnen, daß er früher oder später den Ratsherrn, Schöff und Burgemeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt: denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente teilzunehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republikaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

---

[1] Vgl. Bd. 12, S. 50 f. dieser Ausgabe. — [2] Vgl. Bd. 12, S. 51 f. — [3] Der Stadtschultheiß war im August 1768 vom Schlage gerührt worden, infolgedessen war er am rechten Arm und an der Zunge gelähmt sowie seiner Geisteskraft nicht mehr völlig mächtig. Am 6. Februar 1771 starb er. — [4] Am 12. August 1792 traf er bei seiner Mutter ein und blieb acht Tage in Frankfurt.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur allzuschnell aufgeschreckt, besah ich mir die ahnungsvolle Lokalität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf[1] Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Zirkels neuerworbener, höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte? Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübtesten Augenblick: denn man ist schon halb gerettet, wenn man aus traurigster Lage im fremden Land einen hoffnungsvollen Blick in die gesicherte Heimat zu tun aufgeregt wird; so genießen wir diesseits auf Erden, was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter[2],

---

[1] Vielmehr seit siebzehn Jahren. — [2] Der Brief ist vielmehr erst am 24. Dezember 1792 in Weimar geschrieben worden.

und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vorteil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigentümlichen Kreise tätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet sein muß? Ich hatte mich seit so viel Jahren zu Geschäften meinen Fähigkeiten angemessen gewöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen: daß, wenn eigentlich nur Bürger in den Rat aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entfremdet sei, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten.

Dieses alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wohl nichts anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt sein[1].

Trier, den 29. Oktober.

Mein junger Freund[2], mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und literarische Unterhaltung genoß, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deshalb immer belehrend, und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Charakter, sie behauptet, mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang, und möchte ihr dieser Ruhm wohl kaum zu leugnen sein; denn sie ist innerhalb der Mauern von Kirchen, Kapellen, Klöstern, Konventen, Kollegien, Ritter- und Brüdergebäuden belastet, ja erdrückt; außerhalb von Abteien, Stiftern, Kartausen blockiert, ja belagert.

Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbischof sonst von hier aus beherrschte, denn seine Diözes war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an schönen Besitztümern,

---

[1] Sie antwortete darauf am 1. Januar 1793: „Vielen Dank vor deinen schönen Brief, der ist, wie er sein soll; ich werde bei deinen Freunden Gebrauch davon machen.' — [2] Vgl. oben, S. 359 f.

wie denn der Kurfürst von Trier auf beiden Seiten der Mosel ein herrliches Land beherrscht, und so fehlt es auch Trier nicht an Palästen, welche beweisen, daß zu verschiedener Zeit von hier aus die Herrschaft sich weit und breit erstreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit; das erfreuliche Lokal mag früh genug Anbauende hierher gelockt haben. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen, erst Heiden, dann Christen[1], von Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das schöne Land dem Römisch-Deutschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wohl die Stadt in guter Jahreszeit, an friedlichen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben, freundlich und fröhlich zu sein. Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten.

Freilich, wer in die Annalen der Stadt zurücksieht, findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil, das diese Gegend betroffen, da das Moseltal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila[2] sogar aus dem fernsten Osten hatte mit seinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug wie wir durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im Dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst[3] an Frankreich als den nachbarlichsten Alliierten angeschlossen hatte und darüber in langwierige österreichische Gefangenschaft geriet. Auch an inneren Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in bischöflichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich-weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geschichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedensten Zeit aufmerksam, wovon das meiste kurios und daher wohl merkwürdig schien, weniges

---

[1] Vgl. das Gedicht: „Trierſche Hügel beherrſchte Dionyſos u. ſ. w.", Bd. 2 dieſer Ausgabe. — [2] Vgl. oben, S. 317. — [3] Der Erzbiſchof Philipp Chriſtian von Sötern (1623—52) wurde wegen ſeiner Annäherung an Frankreich 1635 von den Spaniern gefangen genommen. Erſt 1645 befreit, räumte er den Franzoſen das Bistum Speyer und ſeine linksrheiniſchen Beſitzungen ein.

aber dem Geschmacksurteil erfreulich zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Ygel gerühmt werden konnte.

Die Reste des römischen Amphitheaters[1] fand ich respektabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswert jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen suchten und die Naturgelegenheit eines Tals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Gestalt des Bodens an Exkavation und Substruktion[2] dem Baumeister vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Martisberges[3], wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme[4] nach dem Apolloberg[5] hinüber, und so behaupten beide Götter, den Merkur[6] zur Seite, ihres Namens Gedächtnis; die Bilder waren zu beseitigen, der Genius[7] nicht.

Zur Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente[8]: ich habe von solchen Dingen wenige Kenntnis, und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn[9]. Mich wollte der Anblick bei einiger Teilnahme verwirren; manches davon ist verschüttet, zerstückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Über die große Brücke[10], auch noch im Altertum gegründet, führte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man

---

[1] Unter Trajan erbaut und für 30000 Personen berechnet. Etwa im 12. Jahrhundert zerstört. — [2] Aushöhlung und Unterbauung. — [3] Der Marsberg, in dessen Felsen die Arena des Amphitheaters eingehauen ist. — [4] Im Sinne der älteren Sprache: Schirmdach, Schutzwehr. — [5] Daß der östliche und westliche Höhenrücken des Trierer Tales Mons Martis und Mons Apollinnis im Altertum geheißen hätten, ist eine Annahme, die sich bis in das 16. Jahrhundert verfolgen läßt. — [6] Von einem Merkurberg oder Merkurtempel ist nichts bekannt. Goethe nennt hier den Merkur neben Mars und Apollo, weil Merkur tatsächlich in jenen Gegenden große Verehrung genossen hatte. Wahrscheinlich dachte Goethe an die dem Merkur geweihten Inschriften, die Wyttenbach veröffentlicht hatte, ohne zu wissen, daß sie gefälscht waren. — [7] Die Götterbilder sind nicht mehr vorhanden, aber der antike Genius ist Trier geblieben. Vgl. das Gedicht: „Trierische Hügel beherrschte Dionysos u. s. w.", Bd. 2 dieser Ausgabe. — [8] Gemeint sind die romanischen und frühgotischen Bauwerke, wie der romanische Dom und die frühgotische Liebfrauenkirche. — [9] Goethes Abneigung gegen die Gotik zieht sich durch sein ganzes Leben und ist nur durch den Eindruck des Straßburger Münsters und durch den Einfluß Boisserées eine Zeitlang einer gerechteren Würdigung gewichen. — [10] Die sogenannte Römerbrücke. Einige ihrer Pfeiler stammen aus römischer Zeit.

deutlich, wie die Stadt auf einer mit ausspringendem Winkel nach dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denselben gegen das linke Ufer hinweist, erbaut ist. Nun überschaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge sowohl zu unsern Füßen als auf den ersten Höhen des Martisberges gegenüber gar freundlich ausnahmen, anschaulich machten, in welcher gesegneten Gegend man sich befinde, und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu schweben scheint. Die besten Sorten Moselwein, die uns nun zu teil wurden, schienen nach diesem Überblick einen angenehmern Geschmack zu haben.

Trier, den 29. Oktober.

Unser fürstlicher Heerführer[1] kam an und nahm Quartier im Kloster St. Maximin[2]. Diese reichen und sonst überglücklichen Menschen hatten denn freilich schon eine gute Zeit her große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert gewesen, und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine solche Anstalt, aus Ruh' und Frieden entsprungen, auf Ruh' und Frieden berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umständen wunderlich aus, da, man mochte noch so schonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchtums sich hervortat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, selbst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder verfolgen. Unser guter Obrist von Gotsch war gleichfalls im Kloster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn bewachend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit[3] gleichfalls hart darnieder lag. Hier mußt' ich nun wieder die Litanei und Verwünschung unseres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat ein-

---

[1] Der Herzog von Weimar. Auch der König und der Herzog von Braunschweig kamen am 29. Oktober nach Trier. — [2] Benediktinerabtei. — [3] Der Ruhr.

sah und als Vater verfluchte. Auch die Isletten[1] kamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein jeder, der sich diesen unseligen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit, die Abtei zu sehen, und fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe und die Fußboden getäfelt, Sammet und damastne Tapeten, Stuckatur, Verguldung und Schnitzwerk nicht gespart, und was man sonst in solchen Palästen zu sehen gewohnt ist, alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dahier; die Pferde jedoch konnten nicht sämtlich untergebracht werden, sie mußten unter freiem Himmel aushalten ohne Lagerstätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futtersäcke gefault, und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnopert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller desto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden sein, es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. Oktober

gab unser Fürst große Tafel; drei der vornehmsten geistlichen Herren waren eingeladen, sie hatten köstliches Tischzeug, sehr schönes Porzellanservice hergegeben; von Silber war wenig zu sehen, Schätze und Kostbarkeiten lagen in Ehrenbreitstein. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend, ward hier genossen; was aber am meisten Lob und Preis verdiente, war das kostbarste weiße Brot, das an den Gegensatz des Kommißbrotes[2] bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach trierischer Geschichte in diesen Tagen forschte, notwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen: ich konnte daher mit meinem geistlichen Nach-

[1] Vgl. oben, S. 284. — [2] Vgl. oben, S. 311.

bar ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannigfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Teilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmählichen Herstellung in den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wissen; die französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Übermut und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gesprächs daher ging ich wieder ins Geschichtliche zurück; als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleich gesetzt und der Abt Reichsstand des Römisch-Deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neusten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für sein Regiment ward nun tätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, so ließ der Fürst ein Schiff mieten, um sie bequem nach Koblenz zu transportieren.

Nun aber kamen andere auf eine eigene Weise preßhafte[1] Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen seien; die Artilleriepferde kamen um, eines nach dem andern, wenig Vorspann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requiriert, beim Herzug geflüchtet, fehlten überall, man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine starke Anzahl Reiter absitzen und zu Fuße wandern, damit das Geschütz gerettet werde. In ihren steifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten diese braven Menschen bei dem schrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte sich die Zeit, denn es ward Anstalt getroffen, daß auch sie zu Wasser nach Koblenz fahren konnten.

[1] Gemeint ist bresthaft, mit Gebresten behaftet, krank. Die von Goethe in falscher Etymologie mit pressen zusammengebrachte Form findet sich auch bei Seume, Hebel, Mörike.

November[1].

Mein Fürst hatte mir aufgetragen, dem Marquis Lucchesini[2] aufzuwarten, eine Abschiedsempfehlung auszusprechen und mich nach einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei diesem mir früher nicht ungewogenen[3] bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmut und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohltätig; nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.

Als ich nun die Abfahrt jener kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben sah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es sei wohl am besten getan, einen Ausweg auf dem Wasser zu suchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaise zurück, die man mir aber nach Koblenz nachzusenden versprach, und mietete[4] ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämtlichen Habseligkeiten, gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein preußischer Offizier[5], den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem seine Hofzeit noch gar deutlich vorschwebte; wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präsentiert haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig, und man erkannte die Anmut dieser Wohltat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Kolonnen dahinzogen, oder auch wohl von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß bei so eiligem Rückmarsch die größte Schwierigkeit sei, Quartier zu finden, indem

---

[1] Es müßte „Vom 1.—5. November" heißen. — [2] Girolamo, Marchese di Lucchesini (1751–1825), preußischer Staatsmann, Günstling Friedrich Wilhelms II., begleitete den König zur Führung diplomatischer Unterhandlungen. — [3] Goethe hatte ihn in Neapel kennen gelernt (Juni 1786) und dort sowie in Rom mit ihm verkehrt. In einem Brief aus Rom an Karl August vom 25. Januar 1788 beklagt sich Goethe über die rücksichtslose Art, mit der Lucchesini ihn behandle. — [4] Am 1. November. — [5] Major von Raden, preußischer Platzkommandant von Frankfurt a. M.

gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon besetzt gefunden worden, wodurch große Not und Verwirrung entstehe.

Die Uferansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannigfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein schikanöses gebirgisches Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts, bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deswegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nötig; der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herflutenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den munterſten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Naturterrassen, der Weinstock zum allerbesten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirtshause, wo uns eine alte Wirtin wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigrierten aber besonders alles Böse gönnte. Sie habe, sagte sie, an ihrem Wirtstische gar oft mit Grauen gesehen, wie diese gottesvergessenen Menschen das liebe Brot kugel- und brockenweise sich an den Kopf geworfen, so daß sie und ihre Mägde es nachher mit Tränen zusammengekehrt.

Und so ging es mit gutem Glück und Mut immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandrische Flußgewinde, wie es sich gegen die Höhen von Montreal[1] herandrängt, verschlungen sahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach[2] erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward stockfinster; eingeengt wußten wir uns zwischen mehr oder weniger steilem Ufer, als ein Sturm, bisher schon ruckweise verkündigt, gewaltsam anhaltend hereinbrach; bald schwoll der

[1] Gemeint ist Montroyal, der sogenannte Trabener Berg auf der linken Seite der Mosel, auf dem Ludwig XIV. die starke Festung Montroyal 1686 hatte bauen lassen, die 1698 wieder geschleift wurde. — [2] Auf der rechten Seite der Mosel.

Strom im Gegenwinde, bald wechselten abprallende Windstöße niederstürzend mit wütendem Sausen; eine Welle nach der andern schlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeister barg nicht seine Verlegenheit; die Not schien immer größer, je länger sie dauerte, und der Drang war aufs höchste gestiegen, als der wackere Mann versicherte, er wisse weder, wo er sei, noch wohin er steuern solle.

Unser Begleiter verstummte, ich war still in mir gefaßt, wir schwebten in der tiefsten Finsternis, nur manchmal wollte mir scheinen, daß Massen über mir, doch noch etwas dunkler als der verfinsterte Himmel, sich dem Auge bemerklich machten; dies gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung, zwischen Land und Fels eingeschlossen zu sein, drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und her geworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung auftat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los gesteuert und gerudert, wobei sich Paul nach Kräften tätig erwies.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthofe Henne mit Reis alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann[1] aber, die Landung von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nötigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein in wohlgeschmückten Zimmern englische schwarze Kunstblätter, in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung gegen die kurz vorher erduldeten finsteren Gefährlichkeiten begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich, uns gütlich zu tun; wir genossen des köstlichsten Moselweins, an dem sich mein Gefährte, der eine Wiederherstellung freilich am nötigsten haben mochte, besonders erquickte.

Paul gestand, daß er schon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir scheitern sollten, uns durch Schwimmen zu erretten; wobei er sich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelabt, als es in mir schon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der

[1] Der Vater des berühmten Juristen Eduard Böcking.

freundliche Wirt wollte uns nicht entlassen, sondern verlangte vielmehr, wir sollten den morgenden Tag noch zugeben, versprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteste, schönste Aussicht über ein bedeutend Gelände und manches andere, was uns zur Erquickung und Zerstreuung hätte dienen können. Aber es ist wunderbar: wie sich der Mensch an ruhige Zustände gewöhnt und in denselben verharren mag, so gibt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nötigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff standen, nötigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigstens einige Bequemlichkeit hätten: die Frau gab solche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und schön, gar nicht zu verdenken war. Und so ereignet sich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine, bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gast mehr oder weniger wohl will.

Bis Koblenz schwammen wir ruhig hinunter, und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das schönste Naturbild gesehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moselbrücke zufuhren, stand uns dieses schwarze, mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogenöffnungen aber schauten die stattlichen Gebäude des Tals, über der Brückenlinie sodann das Schloß Ehrenbreitstein im blauen Dufte durch und hervor. Rechts bildete die Stadt, an die Brücke sich anschließend, einen tüchtigen Vorgrund; dieses Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß, denn wir landeten und schickten sogleich gewissenhaft die Matratzen unversehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand; die Armee rückte nach und nach heran; die Dienerschaft des fürstlichen Generals traf ein und konnte nicht genug von den Unbilden erzählen, die sie erleiden müssen. Wir segneten uns, die Wasserfahrt eingeschlagen zu haben, und die glücklich überstandene Windsbraut schien nur ein geringes Übel gegen eine stockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürst selbst war angekommen; um den König[1] versammelten sich viele Generale; ich aber, in einsamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen.

Ein französischer General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Obergewalt[2] auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräsentiert[3]; er entflieht, seine Armee, nicht stärker als dreiundzwanzigtausend Mann, bleibt ohne General und Oberoffiziere, desorganisiert, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem achtzigtausend Mann starken verbündeten Heere den Boden von Frankreich, zwei befestigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen, und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare alliierte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert über ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens zweitausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare grenzen, ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.

---

[1] Auf die Nachricht von Custines Einfall waren die Hessen, die vom 13. bis 30. September die Festen bewacht hatten, zu Hilfe geeilt. Sie rückten am 27. Oktober in Koblenz ein, Anfang November folgten dahin preußische Truppen; am 5. November der König. Frankfurt wurde am 2. Dezember durch die Hessen befreit. — [2] Er hatte drei ihm von der Nationalversammlung gesandte Abgeordnete (Antonelle, Kersaint, Peraldi) verhaften lassen. — [3] Die Nationalversammlung.

Vergegenwärtige man sich nun die vielen tausend Teilnehmer an solchem Mißgeschick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben schien, so wird man sich leicht vorstellen, daß nicht alles im stillen abgetan ward, und so sehr man sich auch vorzusehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und so begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen General saß und vom Vergangenen zu sprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir, zwar freundlich, aber mit gewisser Bestimmtheit antwortete: „Erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre, mich zu besuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig besprechen wollen." Ich schien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich, das gewohnte Stillschweigen sobald nicht wieder zu brechen.

Auf der Wasserfahrt sowie auch in Koblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vorteil meiner chromatischen Studien[1]; besonders war mir über die epoptischen Farben[2] ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch[3] zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte[4].

Des Herzogs Regiment war herangekommen und kantonierte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder einzelne durfte seine Not klagen, und soviel nur möglich ward abgestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotow, in der Stadt auf Kommando stehend und dem Wohltäter am nächsten, erwies sich tätig und hülfreich. Dem Hauptbedürfnis an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte und die im

---

[1] Zur „Farbenlehre". — [2] „Die Farben, die unter gewissen Bedingungen sich dergestalt fixieren, daß sie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erscheinung hervorbrachten, bestehen bleiben und also den Übergang von den physischen zu den chemischen Farben ausmachen." („Zur Farbenlehre". Didaktischer Teil, § 429.) — [3] Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes. — [4] Vgl. oben, S. 352.

Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Kollets gesäubert und gefärbt, und unsere Reiter trabten wieder ganz schmuck einher.

Meine Studien jedoch sowohl als die heitere Unterhaltung mit den Kanzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Moselsorte unserem Fürsten vom Stadtrate gereicht ward, und welchen wir, da der Fürst meist auswärts speiste, zu genießen die Erlaubnis hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern darüber ein Kompliment zu machen und dankbar anerkannten, daß sie sich bei solcher Gelegenheit um unsertwillen mancher guten Flasche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiderung: daß sie uns dies und noch viel mehr gönnten und nur die Fässer bedauerten, welche sie an die Emigrierten wenden müssen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt; besonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten[1] nicht rühmen, an dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt und gegen seinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten unheildrohenden Zeit war er auch nach Regensburg[2] abgereist, und ich schlich zu schöner heiterer Mittagsstunde an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb der Stadt, wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht betreten[3], aus der Erde gewachsen war[4]. Es stand einsam und als die allerneuste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine da, und ich hatte nicht den Mut, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend.

In der Absicht, mich übersetzen zu lassen, ging ich zur flie-

---

[1] Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzeslaus (1739—1812), Kurfürst seit 1768, ein eifriger Beschützer der Emigrierten. — [2] Vielmehr über Bonn und Münster in sein Bistum Augsburg. — [3] Im Jahre 1774, vgl. Bd. 13, S. 190. — [4] Das Schloß war unter der Regierung des genannten Kurfürsten erbaut worden.

genden Brücke, ward aber aufgehalten, oder hielt mich vielmehr selbst auf, in Beschauung eines östreichischen Wagentransportes, welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich ein Streit zwischen einem preußischen und östreichischen Unteroffizier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht setzte.

Vom Östreicher, der hieher postiert war, um die möglich schnelle Überfahrt der Wagenkolonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen und deshalb kein anderes Fuhrwerk dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagte der Östreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Östreicher womöglich gelassener; er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Kolonne, und der andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlug der Zudringliche an seinen Säbel und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige, verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Szene wohl von einem Charakterzeichner aufgefaßt: denn wie im Betragen, so auch in Gestalt unterschieden sich beide; der Gelassene war stämmig und stark, der Wütende, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Teil schon verstrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust, das sonst so geliebte Thal[1] zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange hinüberschauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum ferneren Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward.

[1] Thal oder Thalehrenbreitstein, wo Goethe im September 1772 geweilt hatte. Vgl. Bd. 18, S. 120 ff.

Des Herzogs Regiment rüstete sich, hinüberzuziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dies ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnsucht ins Weite, statt ins Enge. Ich stand; der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete so sanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden[1], mit denen ich, trotz manchem Wechseln und Wenden, immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so mietete ich nach erhaltenem Urlaub eilig einen Kahn[2] bis Düsseldorf; meine noch immer zurückbleibende Chaise Koblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte, sie mir hinabwärts zu spedieren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahinschwimmen sah, begleitet vom getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich und von allem Übel befreit.

Indessen standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir bei übereilt unternommener Fahrt nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab von Koblenz bis Düsseldorf der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen und, sein Fährgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch sehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer verlangte, ans Land gesetzt zu werden und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wandrer am vorteilhaftesten sei, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann ins Wasser und wurde nur mit Mühe

[1] Fritz Jacobi und die Seinen in Pempelfort. Vgl. unten, S. 392, Anm. 2–5. — [2] Am 4. November.

herausgezogen. Nun konnte er bei heller, klarer Nacht nicht mehr aushalten und bat dringend um die Erlaubnis, bei Bonn anfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schifferkneipe, ich aber beharrte, unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Diesmal aber entstand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte vorhersehen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt, denn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen und hatte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genötigt, aufzustehen, das Wirtshaus aufzusuchen und mich in Tabak schmauchender, Glühwein schlürfender Gesellschaft so gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig beschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so in der Erinnerung den Rhein hinunter schwimmen sehe, wüßt' ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückschauen wie auf einen bösen Traum, von dem ich mich soeben erwacht fände; ich überließ mich den heitersten Hoffnungen eines nächsten gemütlichen Zusammenseins.

Nun aber, wenn ich mitzuteilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte: denn wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren

entschiedenen Wert, und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene, indem sie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geselligen Zirkeln sich ereignet, kann nur aus einer sittlichen Folge der Äußerungen innerlicher Zustände begriffen werden; die Reflexion ist hier an ihrer Stelle, der Augenblick spricht nicht für sich selbst, Andenken an das Vergangene, spätere Betrachtungen müssen ihn dolmetschen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich besonders die letzten Jahre nicht übel befand, so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen. Der Vorteil, der daraus entsteht, ist groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöschen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen; der Nachteil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtsein in wichtigen Augenblicken nur herumtasten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergesehenen Zustand aus dem Stegreife zu finden wissen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Geistesstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieses Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, so muß doch bemerkt werden, daß sie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichsten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden[1] seit vielen Jahren[2] nicht zusammengekommen, sie hatten sich getreu an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Los beschieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Tuns und Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat.

[1] Fritz Jacobi und die Seinigen. — [2] Fritz Jacobi war mit seiner Halbschwester im September 1784 in Weimar gewesen.

Es würde schwer halten, auch in späteren Jahren, wo eine freiere Übersicht des Lebens gewonnen ist, sich genaue Rechenschaft von jenen Übergängen abzulegen, die bald als Vorschritt, bald als Rückschritt erscheinen, und doch alle dem gottgeführten Menschen zu Nutz und Frommen gereichen müssen. Ungeachtet solcher Schwierigkeiten aber will ich meinen Freunden zuliebe einige Andeutung versuchen.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur insofern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird; sie drückt Besitz und Wunsch zugleich aus, den Besitz eines zärtlichen Herzens und den Wunsch, ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichnis mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich erdreistete. In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, sie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet[1], möchten sie nun auch nächstens den längern Aufenthalt daselbst[2] mit Neigung teilen und von dort mich wieder zurückbegleiten[3], da sich alsdann manches Problem faßlicher auflösen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen.

Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller gibt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesin-

[1] Die „Italienische Reise", Teil I, war 1816, Teil II 1817 erschienen. — [2] Gemeint ist der zweite Aufenthalt in Rom vom Juni 1787 bis zum April 1788. Die Beschreibung dieses Aufenthalts erschien erst 1829. — [3] Die Schilderung der Rückreise von Rom hat Goethe nicht ausgeführt.

nungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfnis der Mitteilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber: er arbeitet einsam, für Genüsse, die er mit andern zu teilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden, und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer[1] wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt[2]. Die „Römischen Elegien", die „Venezianischen Epigramme"[3] fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden: denn der schlesischen, durch den Reichenbacher Kongreß[4] geschlichteten Kampagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmutige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen[5], indessen das Unheil der französischen Staatsumwälzung, sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das Unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzuteilen gewagt, männlich zu erdulden, so hätte alles, was noch Zartes und Herzliches sich ins Innerste zurückgezogen hatte, auslöschen und verschwinden mögen.

---

[1] Vgl. oben, S. 273, Z. 30 f. — [2] Die Liebe zu Christiane Vulpius, die Goethe im Juli 1788 kennen gelernt hat. Ende des Jahres 1789 nahm er sie in sein Haus auf. Vgl. auch den Schluß des Gedichts „Metamorphose der Pflanzen". — [3] Vgl. Bd. 1, S. 151 ff. und 203 ff. dieser Ausgabe. — [4] Am 27. Juli 1790 zwischen Österreich und Preußen. — [5] Goethes Aufenthalt in Schlesien vom 31. Juli bis Ende September 1790.

Fasse man dies alles zusammen, so wird der Zustand, wie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz rätselhaft erscheinen, welches ich um so mehr wünschen muß, da ich ungern dem Trieb widerstehe, diese vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter[1] nach gegenwärtiger Einsicht und Überzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, November 1792[2].

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete[3] und mich daher mit Laternen nach Pempelfort[4] bringen ließ, wo ich nach augenblicklicher Überraschung die freundlichste Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Hersprechen, wie ein solches Wiedersehen aufregt, nahm einen Teil der Nacht hinweg.

Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider genugsame Unterhaltung, niemand hatte sich den Ausgang so traurig gedacht. Aber auch aussprechen konnte niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweigens, die sich immer steigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das alliierte Heer von der Erde verschlungen worden, so wenig verlautete von demselben; jedermann, in eine gräßliche Leere hineinblickend, war von Furcht und Ängsten gepeinigt, und nun erwartete man mit Entsetzen die Kriegsläufte schon wieder in den Niederlanden[5], man sah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und literarische Verhandlungen, wobei mein Realismus zum Vorschein kommend, die Freunde nicht sonderlich erbaute.

Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk[6] begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mär-

[1] Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes. — [2] Vom 6. November oder genauer 5. abends bis 4. Dezember. — [3] Am 5. November. — [4] Dorf bei Düsseldorf, das jetzt zur Stadt gehört. Vgl. Bd. 13, S. 198 dieser Ausgabe. Über die Familie Jacobi vgl. S. 392. — [5] Am 6. November schlug Dumouriez die Österreicher bei Jemappes. — [6] „Reise der Söhne Megaprazons." Vgl. Bd. 10 dieser Ausgabe.

chenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichnis unsers eignen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuskript auf sich selbst beruhen[1].

Meine Freunde jedoch, die sich in so veränderte Gesinnung nicht gleich ergeben wollten, versuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir „Iphigenien" zur abendlichen Vorlesung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden, dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet, auch, von andern vorgetragen, war mir ein solcher Anklang lästig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, schien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte „Ödipus auf Kolonos", dessen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunst, Natur und Welt gewendeten, durch eine schreckliche Kampagne verhärteten Sinn ganz unerträglich schien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man sich denn wohl in die Gesinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an so mancherlei Anhaltepunkten des Gesprächs.

Aus den frühern Zeiten deutscher Literatur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zusammenhang, weil man Merkmale ungleicher Gesinnung vermeiden wollte.

Soll ich irgend etwas Allgemeines hier einschalten, so war es schon seit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Existenzen[2] zusammentrafen und Menschen von einer Seite sich aneinander schlossen, obgleich von der andern höchst verschieden[3]; jeder brachte einen hohen Begriff von sich

[1] Das Fragment wurde erst 1837 gedruckt. — [2] Gemeint sind insbesondere Goethe und Fritz Jacobi. Nach S. 385, Z. 4 ff., soll der Leser annehmen, daß dieser Teil der „Kampagne" ursprünglich 1792 aufgeschrieben ist. Danach würde die Zeitangabe „seit zwanzig Jahren" (Z. 16) in runder Summe sich auf das Jahr 1774 beziehen, in dem Goethe Jacobi kennen lernte. Auch das, was auf den folgenden Seiten erzählt wird, bezieht sich auf diese Zeit. Vgl. Bd. 13, S. 191 ff. dieser Ausgabe. — [3] Vgl. Bd. 13, S. 197, Z. 6 ff. dieser Ausgabe.

selbst zur Gesellschaft, und man ließ sich eine wechselseitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befestigte seinen erworbenen Besitz einer allgemeinen Achtung, durch gesellige Verbindungen[1] wußte man sich zu hegen und zu fördern, die errungenen Vorteile wurden nicht mehr durch Einzelne, sondern durch eine übereinstimmende Mehrheit erhalten. Daß hiebei eine Art Absichtlichkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; so gut wie andere Weltkinder verstanden sie eine gewisse Kunst in ihre Verhältnisse zu legen, man verzieh sich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage, und die wechselseitigen Mißverständnisse blieben lange verborgen.

Zwischen diesem allen hatte ich einen wunderlichen Stand, mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft, aber meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche gehässige Ungezogenheit[2] gegen irgend ein scheinbar falsches Streben; weswegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreises[3] zuzeiten überwarf, ganz oder halb versöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fortging. Dabei behielt ich etwas von der Ingenuität[4] des Voltaireschen Huronen[5] noch im späteren Alter, so daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig sein konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man sich mit mehr Freiheit und Übereinstimmung erging, war die westliche, um nicht zu sagen französische Literatur. Jacobi, indem er seinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntnis von allem Bedeutenden, und die Nachbarschaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literarisch, sondern auch persönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein sehr wohlgestalteter Mann, von den vor-

[1] Wie die Anakreontiker, der Göttinger Hainbund, die Stürmer und Dränger, der Einfluß, den Gleim auf die jungen Dichter ausübte: „wechselseitiges Schönetun, Geltenlassen, Heben und Tragen“ (vgl. Bd. 12, S. 438 ff. dieser Ausgabe), die Gründung von literarischen Zeitschriften, wie des „Deutschen Merkurs“ (von Wieland und den Brüdern Jacobi), der „Iris“ (von Johann Georg Jacobi und Heinse). — [2] Vgl. Bd. 13, S. 191, Zeile 20 ff., und S. 435 f. dieser Ausgabe. — [3] Insbesondere des Jacobischen Kreises. Über die Versöhnung vgl. Bd. 13, S. 192 dieser Ausgabe. — [4] Arglosigkeit, Harmlosigkeit, Naivetät. — [5] Voltaires „L'ingénu“ war 1764 erschienen. In diesem Roman ist der Huron die Hauptperson.

teilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen, aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebildeten Kreise zu glänzen.

Wundersam war jene Zeit, die man sich kaum wieder vergegenwärtigen könnte; Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menschheit aufgelöst, daher entstand in guten Köpfen eine Zweifelsucht an dem, was man sonst für würdig gehalten hatte. Wenn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung[1] dahin richtete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu schwächen und hauptsächlich Europa im Auge behielt, so erstreckte de Pauw[2] seinen Eroberungsgeist über fernere Weltteile; er wollte weder Chinesen noch Ägyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurteil auf sie gehäuft hatte. Als Kanonikus von Xanten Nachbar von Düsseldorf, unterhielt er ein freundschaftliches Verhältnis mit Jacobi; und wie mancher andere wäre nicht hier zu nennen?

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis[3] einführen, welcher, der Fürstin Gallitzin[4] ergeben, in dem benachbarten Münster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite mit Geistesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus, und neigte sich mit platonischen Gesinnungen der Religion zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch noch Diderots gedenken, des heftigen Dialektikers, der sich auch eine Zeitlang in Pempelfort[5] als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Freimütigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseaus auf Naturzustände gerichtete Aussichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere[6] Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten[7] schon angedeutet. Fremdes

---

[1] Vgl. Bd. 13, S. 44 dieser Ausgabe. — [2] Corneille de Pauw (1739—1799) in seinen Schriften „Recherches philosophiques, sur les Américains“ (1768), „sur les Égyptiens et les Chinois“ (1774), „sur les Grecs“ (1788). Vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 376. — [3] Franz Hemsterhuis (1721—90), aus Franeker in Friesland gebürtig, Philosoph und Ästhetiker, war im September 1785 in der Begleitung der Fürstin Gallitzin in Weimar gewesen. — [4] Vgl. unten, S. 414. — [5] Auf seiner Reise nach Petersburg (1773). — [6] Die ausländische, hier insbesondere die französische. — [7] Vgl. Bd. 13, S. 37 ff. dieser Ausgabe.

konnt' ich wohl in meinem Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen, deshalb ich mich denn über das Fremde mit andern ebensowenig zu verständigen vermochte. Ebenso wunderlich sah es mit der Produktion aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimnis blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Produkte sich zu befreunden, weil man denn doch etwas Ähnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen sieben Brüdern[1] übel angekommen, weil sie Schwester Iphigenien nicht im mindesten glichen, so merkt' ich wohl, daß ich die Freunde durch meinen „Groß-Cophta"[2], der längst gedruckt war, sogar verletzt hatte[3]; es war die Rede nicht davon, und ich hütete mich, sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neusten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Komponist, der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum besser glücken; die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte niemand begreifen, niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Irrtum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres tun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Sie glaubten sich hiezu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegenteil aussprach. Man kann sich keinen isolierten Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus[4], oder wie man es nennen will, dem ich anhing, und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glau-

[1] Vgl. oben, S. 385. — [2] In demselben Jahr (1792) erschienen. Vgl. Bd. 7 dieser Ausgabe. Goethe hatte am 16. April 1792 zwei Exemplare an Jacobi gesandt. — [3] Vgl. unten, S. 437 f. — [4] Die philosophische Richtung, die annimmt, daß die Materie an und für sich beseelt und belebt ist.

bensbekenntnis aufstellte[1]. Ich hatte mir aus Kants Naturwissenschaft[2] nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität[3] aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg[4] und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber als wie mit gotteslästerlichen Reden beiseite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und das taten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr[5] gedruckten „Metamorphose der Pflanzen" hatten sie wenig Kenntnis genommen, und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und, wie es mir schien, bis zur kräftigsten Überzeugung vortrug, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart: nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe[6]. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören: daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob: ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen? Die Einschachtelungslehre[7] schien so plausibel und die Natur mit Bonnet[8] zu kontemplieren[9] höchst erbaulich.

---

[1] Nach der Geist und Materie getrennt sind. — [2] Gemeint ist Kants Schrift „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (1786). — [3] Die „Dualität der Erscheinung als Gegensatz". Vgl. Goethes Aufsatz „Polarität". — [4] Franz Friedrich Wilhelm, Freiherr von Fürstenberg (1729—1810), leitete als Minister des Kurfürsten von Köln die Regierung des Bistums Münster. — [5] Sie war schon 1790 erschienen. — [6] Dem gegenüber Goethes Anschauung: „Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwankt." (Zur Morphologie. Jena 1807.) — [7] Linné untersuchte die Pflanzen nach Graden ihrer Verwandtschaft und stellte sie in Gruppen zusammen. — [8] Charles Bonnet (1720—93), schweizerischer Naturforscher. — [9] Gemeint ist Bonnets Werk „Contemplation de la nature" (1764—65, 2 Bde.), worin er die von ihm beobachteten Tatsachen in populärer Weise darstellte, ohne die Fragen, die Goethe bewegten, überhaupt zu berühren. Vgl. „Geschichte meines botanischen Studiums. Verfolg."

Von meinen Beiträgen zur Optik[1] hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten, die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz Neues vorzubringen nicht schwer fiel: denn alle Personen, so gebildet sie auch waren, hatten das gespaltene Licht[2] eingelernt und wollten leider das lebendige, woran sie sich erfreuten, auf jene tote Hypothese zurückgeführt wissen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeitlang gern gefallen, denn ich hielt niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten.

Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktisch und dogmatisch verfahren, eine eigentlich dialektische und konversierende Gabe war mir nicht verliehen. Oft aber trat auch eine böse Gewohnheit hervor, deren ich mich anklagen muß: da mir das Gespräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als beschränkte individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen, so pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden bornierten Streit durch gewaltsame Paradoxe aufzuregen und ans Äußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft meist verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das böse Prinzip spielen, und da die Menschen gut sein und auch mich gut haben wollten, so ließen sie es nicht durchgehen; als Ernst konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten sie mich einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich durch diese böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet[3], unvorsichtig gegangen; Aben-

---

[1] Aus den Jahren 1791 und 1792. In ihnen wollte Goethe „die Phänomene der Farben auf das einfachste Prinzip reduzieren". Sie enthalten die grundlegenden Gedanken der „Farbenlehre". Goethe hatte die „Beiträge" Jacobi zugesandt. — [2] Nach Newtons Lehre (die „tote Hypothese", Z. 7) ist das weiße Licht aus drei oder sieben Farben zusammengesetzt. — [3] Die Behauptung ist nicht ganz richtig. Sie ist zu verstehen in Vergleichung mit der großen systematischen Vorarbeit, die

teuer fehlten keineswegs, das Land selbst, seine Anmut und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt; mir war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtnis geschärft, ich konnte beschreiben, als wenn ich's vor mir sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünschenswert wäre nunmehr, daß man, um die Anmut des Pempelforter Aufenthalts[1] vollkommen darzustellen, auch die Örtlichkeit, worin dies alles vorging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher freier Umgebung genossen; abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Szene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerten Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirt[2] immer munter und aufregend, die Schwestern[3] wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter[4] wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter[5] und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt[6] mit ihr zugebracht hatte. Heinse[7], mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.

Goethe zu der geplanten dritten italienischen Reise gemacht hat. — [1] Vgl. Bd. 13, S. 198 dieser Ausgabe. — [2] Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), zuerst Kaufmann, war seit 1772 Rat bei der jülich-bergischen Hofkammer. — [3] Die beiden Halbschwestern Jacobis, Helene und Charlotte. — [4] Der jüngste Sohn, Max Jacobi, der bald darauf die Universität in Jena bezog, und seine Schwester Klara. — [5] Jacobis Gattin, Helene Elisabeth, geborne von Clermont, war im Februar 1784 gestorben. Vgl. über sie Bd. 13, S. 192 dieser Ausgabe. — [6] Im Sommer 1773. — [7] Johann Jakob Wilhelm Heinse (1749—1803), Schriftsteller und Dichter. Sein berühmter Roman „Ardinghello" war 1787 erschienen. Goethe hatte Heinse am 21. Juli 1774 in Elberfeld kennen gelernt.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreisten aller Häuser übrigblieben, wendete ich im stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Kampagne neben dem Tagebuch poetische Tagesbefehle, satirische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigieren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzsichtigem Dünkel manches falsch gesehen und unrichtig beurteilt habe, und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrtümer, es auch bedenklich schien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun insofern betrübe, als es mir jetzt viel wert zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber sein würde[1].

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden, die zu dem Pempelforter Zirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die italienische Schule[2] spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die niederländische[3]; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüter hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraustraten, hing die Himmelfahrt von Guido[4] gerade gegenüber, da rief einer begeistert aus: „Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!" An meinem Teil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten, ich fand mir Gewinn fürs ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen

---

[1] Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes. — [2] Es befand sich dort, wie Goethe an Meyer schreibt, „eine treffliche Sammlung Zeichnungen italienischer Meister, die der ehemalige Direktor Krahe in Rom gesammelt hatte, zu einer Zeit, wo noch etwas zu haben war". — [3] Vgl. Bd. 13, S. 198, Z. 17 ff. dieser Ausgabe. — [4] Guido Reni. Das Gemälde ist jetzt in München.

Stände verbreitet hatte; man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayettes[1] und Mirabeaus[2] Büste, von Houdon[3] sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren leider nach deutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte.

Die Not schien dringend: Emigrierte füllten Düsseldorf, selbst die Brüder des Königs kamen an; man eilte, sie zu sehen, ich traf sie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie sie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glorieux gesehen worden[4]. Herr von Grimm[5] und Frau von Bueil[6] erschienen gleichfalls. Bei Überfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalienkabinett diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und andres Getier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Korallen hinderten die Toilette, sich gehörig auszubreiten, und so war das Einquartierungsübel, das wir kaum erst nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt.

Frau von Coudenhoven[7], eine schöne, geistreiche Dame, sonst die Zierde des Mainzer Hofes, hatte sich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm[8] kamen von deutscher Seite heran, um von den Zuständen nähere Kenntnisse zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt, die Kriegsbewegungen hatten sich zwischen die Lahn und das Taunus-

---

[1] Vgl. oben, S. 376. — [2] Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau (1749—91), der Vertreter der Rechte des dritten Standes und des konstitutionellen Prinzips. — [3] Jean Antoine Houdon (1741—1828), französischer Bildhauer, berühmt durch seine Bildnisbüsten von Ludwig XVI., Voltaire, Katharina II. u. a. — [4] Vgl. oben, S. 287. — [5] Friedrich Melchior, Baron von Grimm (1723—1807). Vgl. Bd. 13, S. 39 dieser Ausgabe. — [6] Frau von Bueil, geborne Gräfin von Belsunce, Enkelin der Frau von Epinay. — [7] Sophie von Coudenhoven, geborne von Hatzfeldt (1747—1825), Witwe des kurmainzischen Generals von Coudenhoven. — [8] Christian Wilhelm von Dohm (1751—1820), preußischer Diplomat.

gebirge gezogen; bei täglich abwechselnden, bald sichern, bald unsichern Nachrichten war das Gespräch lebhaft und geistreich, aber wegen streitenden Interesses und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer so problematischen, durchaus ungewissen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernst abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtische der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward, sie sollten sich gegen Custine[1] männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Gesinnung, hieß es, steche gar sehr ab gegen die unerlaubte Weise, wie sich die Mainzer betragen und noch betrügen[2]. Frau von Coudenhoven, in dem Enthusiasmus, der sie sehr gut kleidete, rief aus, sie gäbe viel darum, eine Frankfurter Bürgerin zu sein. Ich erwiderte, das sei etwas Leichtes; ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimnis für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heiraten, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter! Und was kam nicht alles zur Sprache! Als einst von der unglücklichen Kampagne, besonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, versicherte Herr von Grimm, es sei von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer[3] an des Königs Tafel die Rede gewesen; wahrscheinlich hatten die Offiziere, denen ich damals begegnete, davon gesprochen; das Resultat ging darauf hinaus, daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sei, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt[4] nahm teil an unsern Halbsaturnalien[5], und ich dachte nicht in meinem Übermut,

[1] Auf seine Proklamation, in der er sich als Befreier der Armen von dem Druck der Reichen aufspielte, erklärten die Zünfte, daß sie mit der Regierung zufrieden wären. Die Kontribution von 2,181,000 Franks wurde durch freiwillige Einzahlung der Bürger aller Stände aufgebracht. — [2] Vgl. oben, S. 363. Die Mainzer hatten sogar beim Konvent ihre Vereinigung mit der französischen Republik beantragt. — [3] Vgl. oben, S. 303 f. — [4] Wahrscheinlich Hofrat Dr. Abel. — [5] Wegen des heitern und lustigen Tons bei den Zusammenkünften. Die Saturnalien waren ein römisches Fest (17. Dezember) zu Ehren des Saturnus, bei dem allgemeiner Jubel und große Ausgelassenheit herrschte.

daß ich seiner so bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Ärger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Übel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schüler des Geheimerat Hofmann[1], dessen tüchtige Wunderlichkeiten von Mainz und dem kurfürstlichen Hofe aus bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampfer, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampfer bestreut, ward äußerlich, Kampfer gleichfalls in kleinen Dosen innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen, die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden; das Fortschreiten der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert, man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte jeder glauben müssen, dort lästig zu sein; auch hatte sich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und stündlich meine böhmische Chaise[2], die ich nicht gern zurücklassen wollte; sie war von Trier schon in Koblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herab spediert werden; da sie jedoch ausblieb, vermehrte sich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren Reisewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Westfalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufschlagen.

Und so schied[3] ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich soeben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.

[1] Christoph Ludwig Hofmann (1721—1807), Direktor des medizinischen Kollegiums in Mainz. — [2] Vgl. oben, S. 372. — [3] Am 4. Dezember.

Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Gallitzin[1] nicht umgehen durfte.

Duisburg. November.[2]

Und so fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen[3], zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unseres ersten Unheils, doch wieder in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrierten, die nun, jenseits entschieden vertrieben, diesseits nach Deutschland strömten, ohne Hülfe und ohne Rat.

Zu Mittag in dem Gasthof etwas spät angekommen, saß ich am Ende der langen Tafel; Wirt und Wirtin, die mir als einem Deutschen den Widerwillen gegen die Franzosen schon ausgesprochen hatten, entschuldigten, daß alle guten Plätze von diesen unwillkommenen Gästen besetzt seien. Hiebei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armut, noch immer dieselbe Rangsucht und Unbescheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf sah, erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der ersten Stelle einen alten, kleinen, wohlgestalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Betragen. Er mußte vornehm sein, denn zwei Nebensitzende erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit, wählten die ersten und besten Bissen ihm vorzulegen, und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm solche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er vor Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeizuspiegeln trachteten.

Ich beschaute mir die übrigen; das bedenklichste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen, Soldaten, Kommissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; alle waren still, denn jeder hatte seine eigene Not zu übertragen, sie sahen ein grenzenloses Elend vor sich.

[1] Vgl. unten, S. 414. — [2] Am 4. Dezember mittags kam Goethe in Duisburg an, am 6. reiste er nach Münster. — [3] Vgl. oben, S. 385, Anmerkung 2.

Etwa in der Hälfte des Mittagsmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt oder irgend ein Abzeichen; man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirt um ein Kuvert begrüßt hatte, und speiste, was man ihm nachholte und vorsetzte, mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirt, der mir ins Ohr sagte: „Ihr Nachbar soll seine Zeche nicht teuer bezahlen!" Ich begriff nichts von diesen Worten; aber als der junge Mann sich näherte und fragte, was er schuldig sei, erwiderte der Wirt, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgeschaut, die Zeche sei ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte, das sei wohl ein Irrtum, denn er habe nicht allein ein gutes Mittagsessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirt antwortete darauf ganz ernsthaft, er pflege seine Rechnung selbst zu machen, und die Gäste erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber löste mir der Wirt das Rätsel. „Dies ist der erste von diesem vermaledeiten Volke", rief er aus, „der Schwarzbrot gegessen hat; das mußte ihm zu Gute kommen."

In Duisburg wußte ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte; Professor Plessing[1] war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältnis anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mitteilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

„Werther" bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jungen Gemütern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden, innerhalb der Nationalsprache, auf das schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und

[1] Friedrich Viktor Leberecht Plessing (1752—1806), Sohn des Superintendenten in Wernigerode, seit 1788 Professor der Philosophie an der Universität in Duisburg. Die 1655 begründete Universität wurde 1818 aufgehoben.

Fortgang man den Einfluß von Yorik-Sterne[1] nicht verkennen darf. Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so teilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich-leidenschaftlicher Asketik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte.[2] Ich hatte mich persönlich von diesem Übel zu befreien gesucht und trachtete nach meiner Überzeugung andern hülfreich zu sein; das aber war schwerer, als man denken konnte, denn eigentlich kam es drauf an, einem jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hülfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sei Erkenntnis, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht sein konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Tätigkeiten stillschweigend übergehen, aber zu unseren Zwecken macht sich nötig, eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavaters „Physiognomik“[3] hatte dem sittlich geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraktion methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle, und also am Individuum.

Heinrich Lips[4], ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Porträt, schloß sich fest an ihn, und sowohl zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise[5] kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, teils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, teils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die, nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und Tat ausgezeichnet, ihm begegneten.

---

[1] Lorenz Sterne (1713—68), englischer Humorist, der auch unter dem Pseudonym Yorik schrieb. — [2] Vgl. Bd. 13, S. 145 ff. dieser Ausgabe. — [3] Vgl. Bd. 13, S. 175 f. und 307 ff. — [4] Vgl. Bd. 13, S. 182. — [5] Im Jahre 1774. Vgl. Bd. 13, S. 187 ff. Nicht Lips, sondern der Maler Schmoll begleitete Lavater.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz, es ward etwas mehr wert, aufgenommen in einen so edlen Kreis, seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben, man glaubte sich einander näher zu kennen; und so ergab sich's aufs sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Wert entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen.

Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst, als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen, das Beste zu denken, und in seiner Einzelnheit vollständig gekräftigt, hielt er sich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Torheiten und Fehler in den Komplex seines werten Daseins mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte sich um so leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die besondere individuelle Natur allein, ohne Rücksicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrschen soll, zur Sprache kam; dagegen war das religiose Element, worin Lavater schwebte, nicht hinreichend, eine sich immer mehr entscheidende Selbstgefälligkeit zu mildern, ja es entstand bei Frommgesinnten daraus eher ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvortat.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen untereinander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht persönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann sich nur einigermaßen bedeutend hervortun, so war alsbald der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft rege, in deren Ermangelung man sich mit seinem Porträt begnügte; wobei denn die mit Sorgfalt und gutem Geschick aufs genaueste gezogenen Schattenrisse willkommene Dienste leisteten. Jedermann war darin geübt[1], und kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte; die Storchschnäbel[2] durften nicht rasten.

[1] Das in Frankreich erfundene Silhouettieren war Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland bekannt geworden. — [2] Instrument zum Übertragen einer Zeichnung in eine andere Größe.

Menschenkenntnis und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren versprochen[1], wechselseitige Teilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Kennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht entfalten; zu beiden Zwecken jedoch war die Tätigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürsten[2], von seiner wohlgesinnten, geistreich lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Fördernis nah' und fern gewirkt ward, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheimzugeben. Vielleicht sahen die Kotyledonen[3] jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Anteil freudig dahinnahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer Vorgesagtes in Gedanken festhält und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Teilnehmende unter dem Abendessen[4] vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahres 1776[5] von Wernigerode datiert, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämtlich Gelerntes zu eigener, innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Anteil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser

[1] Der Titel des Werkes lautet: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" von Johann Kaspar Lavater (Leipzig und Winterthur 1775—78). — [2] Karl August. — [3] Die Keimblätter, die ersten Anfänge, mit Beziehung auf die ersten stürmischen Jahre in Weimar. — [4] Am 4. oder 5. Dezember. — [5] Wohl im Jahre 1777. Sicher hat die unten geschilderte Jagdpartie und die Reise im November und Dezember 1777 stattgefunden. Nach S. 408, Z. 9, war der Brief einige Monate vorher geschrieben. Vgl. auch Bd. 1, S. 396 dieser Ausgabe.

Anteil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern[1] aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren, höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers[2] eine Jagdpartie auf wilde Schweine, notgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast[3], auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinem Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderlichen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen teilnehmenden Weimarern, öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Berg-

[1] Goethe denkt wohl an Lenz und Klinger, die ihm nach Weimar gefolgt waren und dort Verlegenheiten bereitet hatten. — [2] Am 27. November 1777. — [3] Goethe war jedoch bereits seit Juni 1776 ordentliches Mitglied des Konseils in Weimar.

werk[1] wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe von Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Anteil verlangt[2], aber diesen konnt' ich an irgend einem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen, denn alsdann nur konnt' ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt' ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin[3] begaben, ritt[4] ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so lange als Rätsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden[5]. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir[6]. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen[7] und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet[8], es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der

[1] Das Silberbergwerk war schon vor über 30 Jahren eingestellt worden. — [2] Vielmehr gehört er zu der Bergbaukommission, die nach der Besichtigung am 18. Juli 1776 die Wiederaufnahme des Werkes beschloß. — [3] Nach Markfuhl bei Eisenach. — [4] Am 29. November. — [5] Vgl. Bd. 1, S. 292 ff. Eine Erläuterung des Gedichtes hat Goethe selbst (1821) gegeben; vgl. Bd. 1, S. 395 ff. dieser Ausgabe. — [6] Vgl. die ersten Verse des Gedichts: „Dem Geier gleich u. s. w." — [7] Vielmehr in Greußen. — [8] Im Tagebuch ist angegeben: „Fand keine Stube leer. Sitze im Kämmerchen neben der Wirtsstube."

Wirt mich gar nicht aufnehmen: die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirtsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuüberziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirtszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirte selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räte, andere Teilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes, beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller tätig Teilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel[1] mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurteilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als seh' ich in einer Berghöhle wohlgemute Geister sich erlustigen.

Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe[2], von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu, ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereignis

[1] Anspielung auf „Le diable boiteux" von Lesage (1707). Vgl. Bd. 12, S. 29 dieser Ausgabe. — [2] Am 1. Dezember.

ganz genau. Schwarze Marmormassen aufgelöst, zu weißen krystallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die notwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten[1] erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

„Aber abseits wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

„Ach! wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Wert
In ung'nügender Selbstsucht.

„Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

[1] Im Dezember 1820 war eine „Einladungsschrift" von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau, mit einem Aufsatz über Goethes „Harzreise im Winter" erschienen. Goethe antwortete darauf mit einer Erläuterung des Gedichts. Vgl. Bd. 1, S. 395 ff.

Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste."

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen[1], ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein, ich fand ihn als einen sinnigen[2] Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt' ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner: es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfes, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermuteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen, er glich seinem Briefe völlig, und so wie jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familienangelegen-

[1] Am 8. Dezember 1777. Die folgende Erzählung ist dichterisch ausgeschmückt. Das Tagebuch meldet: „Nach Wernigerode, mit Plessing spazieren auf die Berge." — [2] Mit offenem, hellem Sinn

heiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben.“ Dieses bejaht' ich ganz einfach und fing an, von Rat Kraus[1], von der Zeichenschule, von Legationsrat Bertuch[2] und dessen unermüdeter Tätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus[3] noch Jagemann[4], Kapellmeister Wolf[5] und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiderte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er teils allein, teils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität[6] eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensjagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.

Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum

---

[1] Georg Melchior Kraus (1733—1806), Direktor der Zeichenschule in Weimar. Vgl. Bd. 13, S. 346 dieser Ausgabe. Rat wurde er erst 1778. — [2] Friedrich Justin Bertuch (1747—1822), Schriftsteller und buchhändlerischer Unternehmer, seit 1775 Schatullier des Herzogs, Legationsrat erst 1778. — [3] Johann Karl August Musäus (1735—87), Schriftsteller und Lehrer am Gymnasium in Weimar. — [4] Christian Joseph Jagemann (1735—1804), seit 1775 Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia. — [5] Ernst Wilhelm Wolf (1735—92), Komponist und Musiklehrer in Jena, von dort als Lehrer der Prinzen und Kapellmeister nach Weimar berufen. — [6] Harmlosigkeit, Offenheit.

hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen; ich habe ihm einen ausführlichen herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu raten, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wohl verdient."

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne, so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen", sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urteilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiderung verdiente."

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten[1] überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas[2] erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigentümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart; man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Teilnahme, die mich denn auch auf einen so wun-

[1] Die aus dem Äußern des Menschen sein Inneres erklären wollen. — [2] Das Individuum; eigentlich die Einheit.

derlichen Weg geführt hatte: denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmut, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit tat sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage, und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntnis genommen, dagegen sich durch Lektüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben, denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören, man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der

sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir, als Landschaftsmaler", sagte ich, „mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet." Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese notgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie, und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Turm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Wert einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Ebensowenig war ich verwundert, als er auf meine Frage, wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber

mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen, durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich; seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend, fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wieder zu sehen; in Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar[1], wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich

[1] Der Bericht stimmt nicht genau mit den Angaben des Tagebuches überein. Vgl. die Anmerkungen am Schlusse des Bandes.

mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.[1]

Ich wüßte nicht, wieviel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete[2]; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb, hereintretend, ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden, die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reisenden abermals hier zu finden[3]."

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete, und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine inneren Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältnis; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste[4] zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, sowie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Teilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzuteilen. Ihm war geglückt, im

[1] Diese Absicht hat Goethe nicht ausgeführt. — [2] Ein Besuch Plessings bei Goethe ist sonst nicht bekannt. Als jener im Jahre 1779 in Weimar war, befand sich Goethe in der Schweiz. — [3] Der erhaltene Brief Goethes an Plessing vom 26. Juli 1782 beginnt: „Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für Tugend ausgeben, notwendig war es. Hätten Sie damals gedacht, wie Sie jetzt denken, so wären wir näher." Plessing wird also erfahren haben, wer ihn in Wernigerode besucht hatte, und Goethe in einem Briefe wegen dieses Inkognitobesuches einen Vorwurf gemacht haben. — [4] Unter anderem hatte Goethe ihm 60 Taler geliehen, die Plessing 1787 zurückzahlte.

Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimnis neigt, woraus er denn die Anfänge und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher[1], die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessierte.

Seine gegenwärtigen Zustände[2] fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er, so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wütender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein physisches zerrüttet; zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mitteilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu sein, konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem[3] besuchte ich gleichfalls, dessen schöne naturhistorische Kenntnisse alsbald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, schenkte mir sein Werk über die Schlangen[4], und so ward ich aufmerksam auf seinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das ist der höchst erfreuliche Vorteil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Lokalitäten unsern Anteil zeitlebens nicht loslassen.

---

[1] „Osiris und Sokrates" (1782), „Memnonium" (1786), „Versuche über die Philosophie des ältesten Altertums" (1788 und 1789). — [2] In Duisburg 1792. — [3] Blasius Merrem (1761—1824), aus Bremen, später Professor der Naturgeschichte in Marburg. — [4] „Beiträge zur Geschichte der Amphibien" (1790).

Münster, November 1792.[1]

Der Fürstin[2] angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand; allein ich sollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden: denn auf der Fahrt von mancherlei Hindernissen aufgehalten, gelangte ich erst tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für schicklich, durch einen solchen Überfall gleich beim Eintritt die Gastfreundschaft in diesem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gasthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus versagt wurde; die Emigrierten hatten sich in Masse auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter diesen Umständen bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirtsstube hin, immer noch bequemer als vor kurzem, da beim dichtesten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf diese geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das Allerbeste. Die Fürstin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hause zu meiner Aufnahme alles vorbereitet. Das Verhältnis von meiner Seite war rein, ich kannte die Glieder des Zirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in einen frommen sittlichen[3] Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend.

Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht[4] mit von Fürstenberg und Hemsterhuis; auch ihre Kinder waren von der Gesellschaft; damals verglich man sich schon über gewisse Punkte und schied, einiges zugebend, anderes duldend, im besten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurteilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung sowie im Konflikt mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuis,

[1] Am 6. Dezember abends gelangte Goethe nach Münster und blieb dort bis zum 11. Dezember. — [2] Amalie, Fürstin Gallitzin (1748—1806), Tochter des preußischen Generals Grafen von Schmettau, Gemahlin des Fürsten Dmitrij Alexejewitsch Goltzyn, von dem sie getrennt lebte. Schon im August 1783 sprach Goethe Jacobi gegenüber den Wunsch aus, „diese seltene Person kennen zu lernen". — [3] An Jacobi schrieb Goethe einige Jahre vorher: „Die Fürstin ist eine kostbare Seele, und es gibt mich nicht Wunder, daß sie die Menschen so anzieht." — [4] Im Sommer 1785. Vgl. oben, S. 390.

zwei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute sowie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben, jener nunmehr um soviel Jahre älter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürstenthron zu besteigen[1].

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche Andenken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf Hamann[2], dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen schien.

Seine großen unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen; der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise[3] so bedeutend und erfreulich gewesen, war im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbnis entscheiden, wie man wollte, so war es außer der Regel[4].

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauscher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren[5], Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal

[1] Fürstenberg hatte 1780 Aussicht gehabt, zum Koadjutor in Köln gewählt zu werden. — [2] Johann Georg Hamann (1730—88; vgl. Bd. 12, S. 448, und Bd. 13, S. 73 ff. dieser Ausgabe), der bedeutendste Gegner der Aufklärungsphilosophie und deshalb von der Fürstin hoch geschätzt, war im Jahre 1787, einer Einladung folgend, von Königsberg nach Pempelfort und Münster gekommen und dort am 21. Juni 1788 gestorben. — [3] Er hatte nach einem vielbewegten Leben in Königsberg eine subalterne Stellung erhalten, in der er sich unglücklich fühlte. Der Versuch des Präsidenten von Moser, ihm (1764) in Darmstadt eine bessere Stellung zu verschaffen, war infolge seines wunderlichen Benehmens nicht gelungen. Vgl. Bd. 13, S. 74 und S. 428 dieser Ausgabe. — [4] Als Protestant hatte er nicht auf dem katholischen Friedhof beerdigt werden dürfen. — [5] Vgl. Bd. 12, S. 365 dieser Ausgabe.

hätte ich die Tochter[1] kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden, ich fand sie verständig, liebenswert, haushälterisch, dem halb klösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion[2] gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig beteuernd zusagt und verspricht.

Aber als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohltätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Asketik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohltun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfnis ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrat und alles, dessen man sonst benötigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miete wohne. Eben dies galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er[3] seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Äußere verschmähend, so wie die Fürstin auch. Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Prinzipien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Übereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis[4], Niederländer, fein gesinnt, zu den Alten[5] von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet sowie seine Schriften[6], die durchaus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstlichste Zeugnis ablegen.

---

[1] Marianne Dorothea. In einem Briefe an Jacobi aus Weimar schreibt Goethe über die Prinzessin: „Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor, wie dieser schönen Seele ..... Ihr kurzer Umgang ist mir sehr wohltätig geworden und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen." — [2] Die Fürstin war zur katholischen Konfession übergetreten. — [3] Als Geistlicher. — [4] In den Jahren 1774—79 war Hemsterhuis der Erzieher der Kinder der Fürstin. Als diese von Haag nach Münster übersiedelte, war Hemsterhuis jedes Jahr Gast in ihrem Hause. — [5] Durch seinen Vater, den holländischen Philologen Tiberius Hemsterhuis (1685—1766). — [6] Gemeint ist insbesondere die „Lettre de Diocles à Diotime sur l'athéisme", in der unter Diotima die Fürstin gemeint ist (1787 verfaßt).

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerte Mann dem Geistig-Sittlichen sowie dem Sinnlich-Ästhetischen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchdringen, so soll man von diesem immer umgeben sein; daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswert; ihn begleitet überall das Erfreulichste, ein belehrendes Kostbares ohne Belästigung, und er genießt ununterbrochen des edelsten Besitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, ist nicht genug, daß man wolle; zum Vollbringen gehört außer dem Vermögen vor allen Dingen Gelegenheit. Unser Freund entbehrte dieser nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend[1], die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin- und herwogenden Kunstschätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauschversuche zu einer schönen Sammlung von etwa siebenzig Stücken, wobei ihm Rat und Belehrung des trefflichen Steinschneiders Natter[2] für die sicherste Beihülfe galt.

Diese Sammlung hatte die Fürstin zum größten Teile entstehen sehen, Einsicht, Geschmack und Liebe daran gewonnen, und besaß sie nun als Nachlaß eines abgeschiedenen[3] Freundes, der in diesen Schätzen immer als gegenwärtig erschien.

Hemsterhuis' Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, so sprach er sich aus[4], wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Moment bequem erblicken und fassen; ich aber mußte sagen: das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Tätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Tätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet, ist eins und ebendasselbe gesagt, nur von ver-

[1] Er lebte im Haag. — [2] Johann Lorenz Natter (1705—63) war auf seinen vielen Reisen auch eine Zeitlang in Holland. — [3] Er war 1790 im Haag gestorben. — [4] In der Abhandlung: „Lettre sur la sculpture" (Amsterdam 1769): „Schön ist das, was uns die größte Menge von Ideen in kürzester Zeit gewährt."

schiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich, mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche, aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Skulptur[1] hiernach, meinem Sinne gemäß, zu deuten; ferner schien mir das Büchlein über das Begehren[2] auf diesem Wege klar: denn wenn das heftig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so hält es nicht immer im einzelnen, was es im ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige, was uns als Ganzes aufregte, im einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Diese Betrachtungen waren um so bedeutender, als die Fürstin ihren Freund heftig nach Kunstwerken verlangen, aber im Besitz erkalten gesehen, was er so scharfsinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterschied zu bedenken, ob der Gegenstand des für ihn empfundenen Enthusiasmus würdig sei; ist er es, so muß Freude und Bewunderung immer daran wachsen, sich stets erneuen; ist er es nicht ganz, so geht das Thermometer um einige Grade zurück, und man gewinnt an Einsicht, was man an Vorurteil verlor. Deshalb es wohl ganz richtig ist, daß man Kunstwerke kaufen müsse, um sie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Wert festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsierenden Leben miteinander abwechseln, sich gegenseitig ergreifen und loslassen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Sozietät, in der ich mich befand, für solche Gespräche sein mochte, wird derjenige am besten beurteilen, der von Hemsterhuis' Werken Kenntnis genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren, war mehrmals höchst erfreulich; und man mußte dies gewiß als einen der sonderbarsten Fälle ansehen, daß gerade die Blüte des Heidentums in einem christlichen Hause verwahrt und hochge-

[1] Es ist die eben erwähnte Abhandlung gemeint. — [2] „Lettre sur les désirs" (Paris 1770), eine Fortsetzung des Briefes über die Skulptur.

schätzt werden sollte. Ich versäumte nicht, die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegensprangen. Auch hier durfte man sich nicht verleugnen, daß Nachahmung großer würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden, und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Herkules, mit Efeu bekränzt, durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verleugnen; ein ernstes Meduſenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im mediceischen Kabinett verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu allem diesem die schätzbarsten Porträte von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus solchen Gesprächen, die, ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe, nicht Gefahr liefen, sich ins Abstruse zu verlieren, schien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiosen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht[1] augenblicklich nieder:

„Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach, und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt;
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst."

Mit diesem allegorischen Glaubensbekenntnis schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Teile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen

[1] „Der neue Amor." Vgl. Bd. 1, S. 339 und 406 dieser Ausgabe.

und Überzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geschnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeschoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetische schätzen, das Motiv selbst, Komposition, Darstellung überhaupt beurteilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzustellen gewohnt waren. Denn es ist für den Liebhaber, der solche Kleinodien anschaffen, den Besitz zu einer würdigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich daran ergötze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die für den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache ist, höchst schwierig sein möchten. Hemsterhuis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber korrespondiert, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache, in welcher gearbeitet worden, indem man sich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine größere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, sowie flüchtige Arbeit bald auf Geist, teils auf Unfähigkeit, teils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Wert auf die Politur vertiefter Stellen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugnis der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sei, darüber wagte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Beistimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punkt zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerate, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedaure, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowohl als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach: sie sei ge-

neigt, mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studieren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten umsehen und bestärken möchte. Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Kompliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab; und ich gestehe, daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, nebeneinander gesteckt; es war unmöglich, beim Vorzeigen am Ende zu bemerken, ob wohl einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Herkules abhanden gekommen, den man erst späterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug, in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Wert zu beschweren und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundlichsten Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, insofern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genötigt, einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden aussah, hie und da gehört habe, wie ich der Physiognomik[1] wegen die allgemeine Knochenlehre studiere, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurteilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun mocht' ich wohl bei einigen Freunden, das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sei, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavaters „Physiognomik" in dieses

[1] Lavaters „Physiognomische Fragmente". Vgl. oben, S. 399. 22 Fragmente sind von Goethe geschrieben, darunter der Eingang des zweiten Abschnittes des 2. Bandes: „Über Schädel" und das dreizehnte Fragment desselben Bandes: „Tierschädel". Vgl. Bd. 17 dieser Ausgabe.

Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren[1] darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisierter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Tierschädel in sein Werk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen Kommentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hievon wiederholen oder in demselben Sinne zu gunsten meines Verfahrens aufbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund allzuweit ablag und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, nur den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ohne zu bedenken, daß hier nicht etwa bloß ein regelloser Schein wirken könne, sondern daß das Äußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges, bedeutendes Resultat eines innern entschiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Vorträgen war ich in Unterhaltung größerer Gesellschaft; geistliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung vielversprechend, waren gegenwärtig. Hier wählte ich unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Karwoche und Ostern, Fronleichnam und Peter Paul; sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe[2], woran auch andere Haus- und Hoftiere teilnehmen. Diese Feste waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein „Römisches Jahr" zu schreiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Öffentlichkeiten[3]; daher ich denn auch sogleich, jene Feste nach einem reinen direkten Eindruck darzustellen im stande, meinen katholischen frommen Zirkel mit meinen vorgeführten Bildern ebenso zufrieden sah als die Weltkinder mit dem Karneval. Ja einer von den Gegenwärtigen, mit den Gesamtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im stillen gefragt: ob

[1] In Straßburg. Vgl. Bd. 12, S. 399. — [2] Am 17. Januar. Vgl. Bd. 14, S. 185 dieser Ausgabe. — [3] Diese Absicht ist nicht ausgeführt worden.

ich denn wirklich katholisch sei[1]? Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete[2] sie mir noch ein anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in acht nehmen[3], ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religios, ja für katholisch halten könne.

„Geben Sie mir zu, verehrte Freundin", rief ich aus, „ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fällt nicht schwer, mit einem klaren, unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigentümlichkeit erkennen; da zeigt sich denn meist, daß die andern ebenso recht haben, nach ihrer eigentümlichen Art und Weise zu existieren, als ich nach der meinigen." Hiedurch war man denn auch wegen dieses Punkts aufgeklärt, und eine freilich keineswegs zu lobende heimliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegenteil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein, im Gegenteil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer so edlen, guten, sittlich frohen Gesellschaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich selbst weiß, wie es zugegangen ist. Ich war wegen eines glücklichen, freien, bedeutenden Vorlesens berühmt, man wünschte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die „Louise" von Voß, wie sie im November-

---

[1] Nach einem Bericht Jacobis geschah das bei einer Erzählung Goethes vom römischen Fronleichnamsfest. — [2] In Wirklichkeit geschah das erst brieflich im Jahre 1795. — [3] Fritz Jacobi hatte die Fürstin „entweder aus leichtsinnigem Scherze oder aus Vorsatz" vor Goethes sogenannten Heucheleien gewarnt. Die Fürstin schrieb jedoch an Goethe, daß sie in seinem Betragen nur zarte Schonung gesehen hätte, die sie nicht Heuchelei nennen möchte.

heft des „Merkur" 1784[1] erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an, ohne zudringlich zu sein; man legte das „Merkur"-Stück unter den Spiegel und ließ mich gewähren. Und nun wüßt' ich nicht zu sagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe versiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entschließen, eine Pause des Gesprächs zu meiner und der andern Freude zu nutzen; die Zeit ging hin, und ich wundere mich noch über diese unerklärliche Verstocktheit.

Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. „Nun", sagte die Fürstin, „hier gilt keine Widerrede, Sie müssen die geschnittenen Steine[2] mitnehmen, ich verlange es." Als ich aber meine Weigerung auf das höflichste und freundlichste fortbehauptete, sagte sie zuletzt: „So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgeraten, Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und ebendeswegen will ich, muß ich es tun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auch in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu sein. Darauf habe ich", fuhr sie fort, „erwidert: ‚Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen.'" Ich konnte nun weiter nichts erwidern, indem sie durch eine solche Äußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte[3]. Jedes übrige Hindernis räumte sie weg; vorhandene Schwefelabgüsse, katalogiert, waren zur Kontrolle, sollte sie nötig befunden werden, in einem sauberen Kästchen mit den Originalen eingepackt, und ein sehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze[4].

So nahmen wir treulichen Abschied[5], ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige

[1] Nur die dritte Idylle. Das ganze Gedicht erschien erst 1795. — [2] Vgl. oben, S. 417 ff. — [3] Es scheint jedoch schon damals die Absicht der Fürstin gewesen zu sein, die Sammlung zu verkaufen. — [4] Über das weitere Schicksal der Sammlung vgl. Goethes Aufsätze: „Hemsterhuis-Galitzinische Gemmensammlung" (1823) und „Notice sur le Cabinet des Médailles et de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas" (1824). Sie kam zuletzt in den Besitz des Königs der Niederlande. — [5] Am 11. Dezember.

folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Kredo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.

Diese Abschiedsformel wohldenkender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider, ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern und sonst meist von wohlwollenden, mir freundlichst zugetanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Überzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Durch Vorsorge, auf Anregung der edlen Freundin, ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst notwendig war. Denn ich hatte bei schöner freundschaftlicher friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegesflucht mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schar der Emigrierten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte, und gegen welche die Postillone ebensowenig als am Rhein günstig gesinnt waren. Gar oft kein gebahnter Weg, man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen, eins so unbequem und unerfreulich wie das andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab und zu Hülfe; er glaubte, die schönen Französinnen[1], die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wiederangetroffen, seien abermals im Falle, seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wiedergefunden und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgerissen und geängstigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte ehr-

[1] Vgl. oben, S. 257 ff.

würdige Damen forderten unsere Teilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hülfe kommen sollte, weigerte er sich trotzig und sagte: wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Gold genugsam beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, so ständ' er doch in dieser Wüstenei für nichts.

Glücklicherweise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl westfälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das schwerste, und der kostbare Schatz, den wir mit uns führten, so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünscht' ich mir mein böhmisches Wägelchen herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurteil, welches wichtige Schätze bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt, daß ein Postillon dem andern die Notiz von Überschwere des Wagens und die Vermutung von Geld und Kostbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des schlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in düsterer Nacht schwur, er könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag[1], selbst der grau'ste, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem so trauliche Stunden zugebracht; man musterte sie mit Achtung und Liebe, belehrte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder, von allen Sorgen umstrickt, in einem kummervollen Zustand. Wie düster aber auch in der letzten und schwärzesten aller

[1] Der 12. Dezember.

Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aberhundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr[1]. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vorteile eines bürgerlich-städtischen Zusammenseins, die Wohlhäbigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anstalten zu Aufnahme der Fremden. Diese Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit gestört, als ich auf dem prächtigen tageshellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe anfuhr; der anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung: es sei kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in schönen französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sei, mich aufzunehmen. Ich erwiderte darauf in gutem Deutsch: wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. „Sie sind ein Deutscher", rief er aus, „das ist ein anderes!" und sogleich ließ er den Postillon in das Hoftor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen, versetzte er: er sei fest entschlossen, keinen Emigrierten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sei höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wüßten, wo sie sich hinwenden sollten, betrügen sie sich noch immer, als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich[2] nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gäste.

Meine Ankunft in Weimar[3] sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienszene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsternis erhellen und erheitern würde[4].

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar[5], ohne

---

[1] Am 13. Dezember. — [2] Am 14. Dezember. — [3] Am 16. Dezember. — [4] „Man mußte", schreibt Riemer in seinen „Mitteilungen über Goethe", „ihn selbst diese Szene erzählen hören, um seine Bemerkung wahr zu finden." — [5] Am Frauenplan. Vgl. oben, S. 323, und die Anmerkung dazu am Schlusse des Bandes.

daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen[1] entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, kontrastierte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten[2] genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Not zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte[3] und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen kräftigen Anteil nahm.

Das weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791[4]; es hatte sowohl den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt[5] zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer, meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomoschen Gesellschaft[6], also schon aneinander gewöhnter Personen, gab den Grund, andere teils schon brauchbare, teils vielversprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke[7].

Man kann sagen, daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt, sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war, für die Recitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen[8]; und so konnte das Publikum für den Anfang gar wohl zufrieden sein. Da ich teil an der Direktion genom-

---

[1] Christiane und August. — [2] Vgl. oben, S. 279. — [3] Seit November 1791 war er Goethes Hausgenosse. — [4] Das Hoftheater wurde am 7. Mai 1791 eröffnet. — [5] Das Theater wurde finanziell dadurch sichergestellt, daß im Sommer in dem Badeort Lauchstädt (bei Merseburg) und in Erfurt, später auch in Rudolstadt, Naumburg, Leipzig und Halle Gesamtgastspiele gegeben wurden. Im Jahre 1791 wurde in Lauchstädt vom 13. Juni bis 14. August, im Jahre 1792 vom 17. Juni bis 19. August gespielt. — [6] Joseph Bellomo gab von 1784 an mit seiner Gesellschaft Vorstellungen in Weimar. Aus dieser Gesellschaft gingen an das Hoftheater über die Schauspieler Einer, Malcolmi mit zwei Töchtern, Domaratius und Christiane Neumann. — [7] Vgl. Bd. 13, S. 382 ff. dieser Ausgabe. — [8] Die Niederdeutschen sprechen das Hochdeutsche, weil es nicht ihre Muttersprache ist, ohne dialektische Beimischung. Zu Eckermann sprach sich Goethe dahin aus: „Die Aussprache der Norddeutschen ließ im ganzen wenig zu wünschen übrig .... Dagegen habe ich mit gebornen Schwaben, Österreichern und Sachsen oft meine Not gehabt.“ Vgl. auch Goethes Aufsatz: „Regeln für Schauspieler“.

men[1], so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung, gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weitergeführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern und Routine hervorgehen konnte, allein es fehlte durchaus an dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie[2] gelangen kann. Da ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke[3] und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel: daß ich eben jene Technik, welche sich alles aus Überlieferung aneignet, zu studieren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte und das, was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu statten kam, war der damals überhandnehmende Natur- und Konversationston, der zwar höchst lobenswert und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein jeder glaubt, nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden sein konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervortat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegenführen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was getan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervortaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue[4] blühten in ihrer besten Zeit, ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen[5] ein bürgerlich rechtliches Behagen, die

[1] Vielmehr lag die ganze künstlerische Leitung in seinen Händen. In geschäftlichen Angelegenheiten stand ihm Landkammerrat Franz Kirms zur Seite. — [2] In Anlehnung an das sogenannte Trivium der Alten (Grammatik, Dialektik und Rhetorik). — [3] Vgl. Goethes Aufsatz: „Regeln für Schauspieler" und „Tag- und Jahreshefte", wo es, allerdings erst vom Jahre 1803, heißt: „Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern, einiges davon ist schriftlich übriggeblieben." — [4] Vgl. Goethes Aufsätze: „Besuch von Iffland" und „Kotzebue", Bd. 13, S. 381 f. und 408 ff. — [5] Gemeint ist: Einem bürgerlich rechtlichen Behagen ..... zugewendet.

andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Teilnahme; mehrere, noch als Manuskript, ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder[1], Babo[2], Ziegler[3], glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner[4] und Jünger[5], ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann[6] und Hagemeister[7], Talente, die sich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geschaut und willkommen[8]. Diese lebendige, sich im Zirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller[9] geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächsten Verlust einzustudieren, man war sorgfältig in der Wahl und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war F. J. Fischer[10], ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag[11] mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete[12].

Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorfischen[13] Arbeiten auf das beste zu statten. Er hatte mit glücklichem Na-

---

[1] Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), der große Schauspieler, schrieb eine Reihe von bürgerlichen Schauspielen, meist nach älteren englischen Dramen. — [2] Joseph Marius Babo (1756—1822). — [3] Friedrich Julius Wilhelm Ziegler (1759—1827). — [4] Christoph Bretzner (1748—1807). — [5] Johann Friedrich Jünger (1759—97). — [6] Gustav Hagemann (1760—1820). — [7] Johann Gottfried Lukas Hagemeister (1762—1806). — [8] Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [9] In den Jahren 1791 und 1792 wurden aufgeführt von Shakespeare: „Hamlet", „König Johann", „Heinrich IV.", erster und zweiter Teil; ferner: „Die glücklichen Bettler" nach Gozzi und „Juliane von Lindorat" nach Gozzi von Schröder und Gotter; von Schiller: „Don Carlos", „Die Räuber". — [10] J. Franz Fischer aus Prag; der erste Regisseur. Auswärts hatte er die Leitung des Ganzen. Er verließ schon Ostern 1793 Weimar. — [11] Unter andern Anton Genast. — [12] Aus den Akten ergibt sich, daß das Urteil zu günstig ist. — [13] Karl Ditters von Dittersdorf (1739—99), aus Wien, Kapellmeister des Bischofs von Großwardein, später des Fürstbischofs von Breslau.

turell und Humor für ein fürstliches Privattheater gearbeitet, wodurch seinen Produktionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu teil ward, die auch uns zu gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text im rhythmischen und prosaischen Sinne wendete man viel Mühe, um ihn dem obersächsischen Geschmack mehr anzueignen; und so gewann diese leichte Ware Beifall und Abgang[1].

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde[2] bemühten sich, die leichteren italienischen Opern jener Zeit, von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi[3] und andern, herüberzuführen, wo denn zuletzt auch Mozarts[4] Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen, daß die Anfänge des weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vorteile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus sich selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmensammlung[5] vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkästchen verfertigen, worin die Steine, mit einem Blick übersehbar, nebeneinander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gipsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rate gezogen. Wir bemerkten wohl, daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sei; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sei deshalb hier

---

[1] Von Dittersdorf wurden 1791 und 1792 aufgeführt: „Das rote Käppchen", „Der Apotheker und der Doktor", „Hieronymus Knicker", „Betrug durch Aberglauben", „Der gefoppte und betrogene Bräutigam". — [2] Die Herzogin Anna Amalia und der Kammerherr von Einsiedel. Die Herzogin zeigte in Rom und Neapel großes Interesse für die italienische Oper. Einsiedel und Vulpius sorgten für die deutschen Texte zu den italienischen Opern. — [3] Von Paisiello wurden 1791 und 1792 aufgeführt: „Die eingebildeten Philosophen" und „Die Zigeunerin"; von Cimarosa: „Die theatralischen Abenteuer" und von Guglielmi „Die Fischerin". — [4] Von Mozart wurden gegeben: „Die Entführung aus dem Serail" und „Don Juan". — [5] Vgl. oben, S. 424.

eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Aufmerksamkeit so bald wieder auf diesen Punkt wenden dürften[1].

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für echt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter, welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelpasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deswegen immer noch für echt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Kopien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für Original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen Künstlernamen, worauf man seit Jahren großen Wert gelegt hatte. Eine solche Zutat ist wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt sie meist problematisch: denn es ist möglich, daß der Stein alt und der Name neu eingeschnitten sei, um dem Vortrefflichen noch einen Beiwert zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier, wie billig, alles Katalogierens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff gibt, so unterlassen wir doch nicht, von den vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben[2].

Kopf des Herkules. Bewundernswürdig in Betracht des edeln freien Geschmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinsicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem

[1] Vgl. jedoch oben, S. 424, Anm. 4. — [2] Das Folgende (bis S. 435, Z. 18) ist ein fast wortgetreuer Auszug aus einem im Jahre 1807 in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" erschienenen, mit „W. K. F." (d. h. „Weimarische Kunstfreunde") unterzeichneten Aufsatz: „Nachrichten von einer Sammlung meistens antiker geschnittener Steine".

der bekannten Herkulesköpfe ganz genau übereinkommen und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses köstlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Brustbild des Bacchus. Arbeit, wie auf den Stein gehaucht, und in Hinsicht auf die idealen Formen eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, sowohl hoch als tief geschnitten; doch ist uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Komposition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgestürzte Leier, deren Hörner zwei Delphine darstellen, der Körper oder, wenn man will, der Fuß, Amors Haupt mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppiert. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Efeuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten sein, und ebenso schätzbar ist auch

Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten; ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pastensammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voßschen Programm zu der „Jenaischen A. L.-Z."[1] 1804, IV. Band.

[1] „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung."

Behelmter Kopf in Profil, mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Karikaturartiges, sondern ein gedrungenes heldenmäßiges Angesicht und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer als Herme, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von seiten der Kunst, sondern auch des Gegenstandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden) das Bildnis des Aristophanes sein soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer Sammlung anzutreffen und in der Tat eins der besten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten ist vermutlich über den Augenbraunen abgebrochen gefunden und in neuerer Zeit wieder zum Ringstein zugeschliffen worden. Großartiger und lebenvoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall, wo der Künstler ein so unbeschränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt ist auch.

Der ebenfalls unbekannte Porträtkopf mit übergezogener Löwenhaut; derselbe war auch so wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem, kräftigem Charakter mit kurzgeschornen Haaren. Außerordentlich geistreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Brustbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher, kräftiger Ausdruck in diesem Werk, und Züge, wie man gewohnt ist, dem Julius Cäsar zuzuschreiben.

Männlicher Kopf, ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordent-

lich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht und kein Zweifel, daß die Arbeit echt alt und aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser sei.

Brustbild einer römischen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

Kleiner behelmter Kopf mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Meduse in dem herrlichsten Karneol. Es ist solches der bekannten Meduse des Sosikles[1] vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke: denn für eine solche möchte er unerachtet seiner großen Verdienste doch zu halten sein, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat und überdies ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wohl auf eine Arbeit von Natter[2] selbst schließen läßt.

An diesem Wenigen werden wahre Kunstkenner den hohen Wert der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwärtig befindet, ist uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunstfreund wohl anreizen könnte, diesen Schatz, wenn er verkäuflich ist, sich zuzueignen[3].

Die weimarischen Kunstfreunde[4] zogen, solange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vorteil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte[5]. Doch ergötzte sie sich kurz vor ihrem Ende[6] noch an der schönen anschaulichen Ordnung,

---

[1] Einen griechischen Künstler dieses Namens gibt es nicht. In dem Aufsatz der „Jenaischen Literaturzeitung" (vgl. oben, S. 432, Anmerkung 2) steht „Sofokles". Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Vgl. oben, S. 417. — [3] Vgl. oben, S. 424. — [4] Goethe und H. Meyer. — [5] Im Februar 1797 sandte Goethe die Sammlung zurück. — [6] Sie starb jedoch erst 1806.

worin sie die Ringe in zwei Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig gereiht wieder erblickte und also des geschenkten großen Vertrauens sich edelmütig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet und sah die Hoffnung, auch endlich ihre Kunstharmonie, welche zu suchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Kompositionen[1], wo man sie teils in einer Reihe, teils im Gegensatz zu Prüfung und Beurteilung aufgestellt sah.

Am klarsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrote, der Schattenseite das Blau und Blaurote zugeteit werden mußte, aber wegen Mannigfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durchs Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Überlieferung greift, sich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird[2].

Von solchen Studien bildender Kunst fühle ich mich denn doch gedrungen, wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältnis an demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sei die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das deutsche überhaupt als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten: denn genau besehen lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Produktionen[3] noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgefüllt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner ersten

---

[1] Drei Kopien von farbigen Zeichnungen Meyers, „in denen dieser Goethes Farbenspekulationen in Praxin zu setzen anfing", sandte Goethe im April 1793 an Fritz Jacobi. — [2] Vgl. „Farbenlehre". Didaktischer Teil, § 875 ff. — [3] Vgl. oben, S. 429 f.

dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen, um bühnenhaft zu sein[1]; meine letzten[2], dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit[3] wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandsgeschichte[4] wie das Haupt der Gorgone[5]. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück[6]. Glücklicherweise ward mein „Tasso" noch abgeschlossen[7], aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer[8] zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die direkten und indirekten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen[9] gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper[10], die sich mir schon seit län-

---

[1] Kann sich nur auf den „Götz" beziehen. Der „Götz" war ursprünglich überhaupt nicht für die Bühne geschrieben. Vgl. Bd. 13, S. 135 dieser Ausgabe. — [2] „Iphigenie" und „Tasso". — [3] Die geschlossene einheitliche Form. — [4] Vgl. oben, S. 342. — [5] Medusa. — [6] Vgl. Bd. 14, S. 286 ff. dieser Ausgabe. — [7] Im Juli 1789. — [8] Wie der Genie- und Kraftapostel Christoph Kaufmann, der Teufelsbanner Johann Joseph Gaßner. — [9] Gemeint ist Cagliostros Anteil an der „Halsbandgeschichte". Vgl. Bd. 7, S. 359 f. dieser Ausgabe. Zugleich mit dem „Groß-Cophta" ließ Goethe seinen Aufsatz abdrucken: „Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum u. s. w." — [10] Der Opera buffa der Italiener, für die Goethes Interesse zuerst durch die Aufführungen der Bellomoschen Truppe in Weimar (seit 1784)

gerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernstern Gegenständen nicht fremd, wie an „König Theodor“[1] zu sehen gewesen. Und so wurde denn jener Gegenstand[2] rhythmisch bearbeitet, die Komposition mit Reichardt[3] verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baßarien bekannt[4] geworden; andere Musikstücke, die außer dem Kontext keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle, von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu stande. Das Geistersehen in der Kristallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophta[5] sollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es geriet in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück[6], zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung[7] das Ihrige leisteten.

Aber ebendeswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern[8] Effekt. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes[9] ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Teil des Publikums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

---

gewonnen wurde. Goethes Operette „Scherz, List und Rache“, zu der sein Freund und Landsmann Philipp Christoph Kayser die Musik schrieb, ist eine Nachahmung der Opera buffa. — [1] „Re Teodoro“, Oper von Giovanni Paesiello (1741—1816). — [2] Die Halsbandgeschichte. — [3] Die von Goethe beabsichtigte Oper „Die Mystifizierten“, von der der erste Entwurf noch erhalten ist, sollte von Kayser komponiert werden (1787). Doch kam Kaysers Komposition nicht zu Stande. Darauf (1789) wandte sich Goethe an den Komponisten und Musikschriftsteller Johann Friedrich Reichardt (1752—1814) wegen Komposition der Oper, die er nun „Der Konte“ nennt. — [4] Vgl. Bd. 1, S. 81 f. dieser Ausgabe. — [5] Vgl. „Groß-Cophta“, 3. Akt, 9. Auftritt. — [6] In der Hauptsache eine Auflösung der Verse des Operntextes. Im September 1791 wurde für das Lustspiel der Titel: „Der Groß-Cophta“ bestimmt. — [7] Die erste Aufführung fand am 17. Dezember 1791 in Weimar statt. — [8] Das Wort wird von Goethe mehrfach in dem Sinne von „Widerspruch erregend“ gebraucht. Vgl. Z. 20: „Kein Herz klang an.“ — [9] Cagliostro lebte damals noch. Er wurde 1791 zu lebenslänglicher Haft auf dem Fort San Leone bei Urbino verurteilt und starb dort am 26. August 1795.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Teilnahme fand; ja ich ergötzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereignis zog ich mir jedoch keine Lehre; das, was mich innerlich beschäftigte, erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandsgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dies alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüter, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjekte bittern Unmut zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugnis meines ärgerlich guten Humors ließ ich den Bürgergeneral[1] auftreten, wozu mich ein Schauspieler verführte, Namens Beck[2], welcher den Schnaps in den beiden Billets[3] nach Florian mit ganz individueller Vortrefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu statten kamen. Da ihm nun diese Maske so gar wohl anstand, brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels[4] erste Fortsetzung, den Stammbaum von Anton Wall, hervor[5], und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte nicht fehlen,

---

[1] Vgl. Bd. 7, S. 451 ff. dieser Ausgabe. Zuerst aufgeführt am 2. Mai 1793. — [2] Johann Christoph Beck wirkte als Schauspieler in Weimar 1793—1800. — [3] Lustspiel von A. Wall nach dem gleichnamigen französischen Drama von Florian. Zuerst aufgeführt am 9. Juli 1791, zugleich mit dem unten erwähnten „Stammbaum". Die Aufführung, in der der Schauspieler Beck zuerst auftrat, fand im April 1793 statt. Die Aufführung des „Stammbaum" folgte. — [4] „Die beiden Billets" wurden gewöhnlich hinter größeren Lustspielen gegeben. — [5] „Der Stammbaum" war seit dem 8. November 1792 nicht wieder gegeben worden.

daß ich mich von diesem närrischen Schnaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte, ihn nochmals zu produzieren. Dies geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit[1]; wie denn das gehaltreiche Mantelsäckchen[2] ein wirklich französisches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte[3]. In der Hauptszene erwies sich Malkolmi[4] als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine gesteigerte Unverschämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens, das Stück brachte die widerwärtigste[5] Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern[6], die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten: ich sei der Verfasser nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produktion zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Äußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemütlich tröstlichem Geschäft. Die „Unterhaltungen der Ausgewanderten“[7], fragmentarischer Versuch[8], das unvollendete Stück „Die Aufgeregten“[9] sind ebensoviel Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin[10] „Hermann und Dorothea“ noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah[11].

---

[1] An Herder schrieb Goethe: „Von dem Momente, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig.“ — [2] Im 6. Auftritt. — [3] Auf dem Rückzug. Im Jahre 1828 erzählte Goethe, daß er das Felleisen an der französischen Grenze gefunden hätte. — [4] Vgl. oben, S. 428, Anm. 6. Er spielte den Märten. — [5] Vgl. oben, S. 438. — [6] Doch sprachen sich Jacobi und Herder lobend darüber aus. — [7] Vgl. Bd. 10 dieser Ausgabe. Sie sind übrigens erst in den Jahren 1794 und 1795 entstanden. — [8] Im Jahre 1798 schrieb Goethe an Schiller von seiner Absicht, einen zweiten Teil der „Unterhaltungen“ zu schreiben, und „dem Ganzen noch auf ein gewisses Fleck zu helfen“. — [9] Vgl. Bd. 18 dieser Ausgabe. Das „politische Drama“ ist im Jahre 1793 entworfen worden. Von der Grafen in dem „Aufgeregten“ sagte Goethe später zu Eckermann: „Ich dächte, ihre Gesinnung ist durchaus respektabel. Sie war damals die meinige und ist es noch jetzt.“ — [10] Im Jahre 1796. — [11] Durch das Auftreten Napoleons.

Unter solchen Konstellationen war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für Tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königtum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung „Reineke Fuchs“[1] in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung[2]; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstocks Einleitung[3] sehr läßliche Hexameter; Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publikum gut aufgenommenen Arbeiten und Übersetzungen nicht. Ich hätte das[4] gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte

---

[1] In der Gottschedschen prosaischen Übertragung (1752) des niederdeutschen Originals (1498). Das Gedicht war ihm wohl schon seit seiner Jugendzeit bekannt. — [2] Januar 1793. Schon am 1. Februar berichtet Knebel von einer Vorlesung aus Goethes „Reineke Fuchs“. — [3] D. h. Vorgange, in seinem „Messias“ nämlich. — [4] Voß und ebenso Friedrich August Wolf waren bestrebt, den deutschen Hexameter so viel als möglich nach dem Muster des antiken zu bauen. Voß war sich dessen zu wenig bewußt, daß im Deutschen der Wortakzent, nicht die Quantität zu gelten habe, bildete gegen den Geist der deutschen Sprache künstlich Spondeen und Daktylen und bestimmte willkürlich Länge und Kürze der Silben.

Latitudinarier[1], und man durfte der Voßschen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung tun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Voßschen früheren Arbeiten als geläufiger über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre in jüngeren Tagen oder anderen Verhältnissen wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimnis zu erfahren[2]; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, solange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen: daß man in der deutschen Rhythmik eine striktere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den „Georgiken“[3] abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vorteils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktisch sein könne, so ergriff ich die Gelegenheit, ein paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Wert verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln sei, werde sich, dacht' ich, am Ende schon finden; und so wendete ich jede Stunde, die mir sonst übrigblieb[4], an eine solche schon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwischen und möblierte fort, ohne zu denken, was weiter mit mir sich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl voraussehen konnte.

So weit wir auch ostwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vor-

[1] Weitherzig, nicht so pedantisch und rigoros wie Voß. Herder, Wieland, Schiller fanden gerade die Hexameter im „Reineke Fuchs“ glücklich, Knebel hielt das Gedicht „für das beste und der Sprache eigentümlichste Werk deutscher Prosodie“. — [2] Voß besuchte Goethen im Juni 1794. Er äußerte sich seiner Gattin gegenüber: „Goethe hat mich, ihm die schlechten Hexameter anzumerken; ich muß sie ihm alle nennen, wenn ich aufrichtig sein will.“ — [3] Vossens Übersetzung von Virgils Gedicht: „Über den Landbau“, die 1789 erschien. In der Vorrede zeigt Voß unter anderm den Unterschied des Klopstockschen Hexameters von dem antiken. — [4] Am 2. Mai war der erste Entwurf fertig. Doch nahm Goethe die Dichtung zu erneuter Bearbeitung und Korrektur nach Mainz mit. Vgl. unten, S. 455. Im November 1793 begann der Druck. Im Frühjahr darauf erschien der „Reineke Fuchs“ im Buchhandel.

läufer unserer ausgetriebenen westlichen Nachbarn; es war, als wenn sie sich umsähen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständiges Betragen, duldsam zufriedenes Wesen, durch Bereitwilligkeit, sich ihrem Schicksal zu fügen, und durch irgend eine Tätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse ausgelöscht und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dies kam denn freilich ihren Nachfahrern zu gute, die sich späterhin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Mounier[1] und Camille Jordan[2] zu nennen brauche, um ein Vorurteil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Kolonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den Genannten gleich, doch derselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Übrigens läßt sich hiebei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignorieren sie, lehnen's ab, oder legen's wohl gar zu ihrem Vorteil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfender Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. Und mit welchem Zyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Karl I.[3] geschaudert und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Szenen der Parteiwut sich nicht abermals ereignen könnten. Nun aber wiederholte sich das alles greulicher und grimmiger bei dem gebildetsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen; Tag für Tag,

[1] Johann Joseph Mounier (1751—1806), Präsident der Nationalversammlung 1789, verließ als Gegner der Radikalen noch in demselben Jahre Frankreich und hielt sich in der Schweiz und England und darauf bis zum Jahre 1799 in Weimar auf, wo er auf dem Schlosse Belvedere eine Unterrichtsanstalt gründete. — [2] Camille Jordan (1771—1821) hatte als Gegner der Jakobinerpartei 1797 Frankreich verlassen müssen. — [3] Karl I., König von England (1625—49), wurde am 30. Januar 1649 enthauptet.

Schritt vor Schritt. Man denke sich, welchen Dezember und Januar[1] diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in seinen Prozeß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurteils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in deutschen Händen[2], die möglichsten Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern, wurden eifrigst besorgt. Man hatte sich Mainz genähert und Hochheim besetzt[3]: Königstein mußte sich ergeben[4]. Nun aber war vor allen Dingen nötig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer sich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idstein über das Benediktinerkloster Schönau nach Kaub, sodann über eine wohlerrichtete Schiffbrücke nach Bacharach[5]; von da an gab es fast ununterbrochene Vorpostengefechte, welche den Feind zum Rückzug nötigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neuwinger gefangen wurde[6]. Man gewann Kreuznach und reinigte den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein: und so bewegte man sich mit Sicherheit gegen diesen Fluß. Die Kaiserlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen[7], und man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abschließen, wenigstens vorerst die Einwohner mit Mangel, als dem Vorläufer größerer Not, in Angst setzen.

Diese Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung, mich an Ort und Stelle zu zeigen[8], um, wie früher an einem beweglichen Übel, so nun an einem stationären teilzunehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeuge sich, wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radierte Tafel in die Hand nimmt[9]. Sie ist einem sehr genauen Feder-

---

[1] Am 11. und 26. Dezember 1792 erschien der König Ludwig XVI. vor dem Konvent. Am 17. Januar 1793 wurde das Todesurteil ausgesprochen, am 21. Januar vollstreckt. — [2] Seit dem 2. Dezember 1792. — [3] Am 6. März 1793. — [4] Am 7. März. — [5] Am 24. März. — [6] Am 27. März vom Erbprinzen von Hohenlohe. — [7] Am 1. April. — [8] Am 17. April 1793 schrieb Goethe an Fritz Jacobi, er sei schon wieder reisefertig und werde, wenn Mainz sich nicht kurz resolviere, der Blockade oder Belagerung beiwohnen. Die Einladung hatte Karl August schon am 18. Februar an Goethe ergehen lassen. — [9] Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe: „Zu meinen Handzeichnungen".

umriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen[1]:

„Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür' zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke."

[1] Sie sind jedoch erst 1821 gedichtet worden.

Belagerung von Mainz.

Montag, den 26. Mai 1793 von Frankfurt[1] nach Höchst und Flörsheim[2]; hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim[3]; in Ginsheim[4] ward gefüttert, der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue[5], wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Teil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim[6] und Oberolm[7], wo ich mich kantonierungsmäßig einrichtete und sogleich mit Hauptmann Vent[8] nach dem rechten Flügel über Hechtsheim[9] ritt, mir die Lage besah von Mainz, Kastel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Mainspitze und den Rheininseln[10]. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief nachts in Oberolm.

Dienstag, den 27. Mai eilte ich, meinen Fürsten im Lager bei Marienborn[11] zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian[12] von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten; vertauschte dann sogleich gegen ein

[1] Über die Reise von Weimar nach Frankfurt und die Vorbereitungen zur Belagerung von Mainz vgl. die Einleitung, S. 251 ff. — [2] Marktflecken, 22 Kilometer südwestlich von Frankfurt. — [3] Eine Viertelstunde von Flörsheim. — [4] Vgl. die Einleitung, S. 252. — [5] Der Rhein wird durch die Nonnenaue in zwei sehr ungleiche Teile geteilt. — [6] Unweit des Rheins, am linken Ufer. — [7] Westlich von Bodenheim. — [8] Vgl. oben, S. 339. — [9] Nordöstlich von Oberolm zwischen Laubenheim und Marienborn. — [10] Kostheim und Hochheim auf der rechten Rheinseite, Weißenau auf der linken. Der Rheinspitze gegenüber lagen damals die Inseln: Der „Kopf", Drei Mülleraue, Mainspitze und Bleiaue. — [11] Südlich von Mainz. Das von Karl August geführte 6. preußische Kürassierregiment stand rechts von der über Marienborn hinausführenden Landstraße. — [12] Maximilian Joseph (1756—1825), Kurfürst von Bayern seit 1799, König seit 1805.

geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Kantonierungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blockadehalbkreises[1] kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, übersah die Lage der Stadt, die neue französische Schanze bei Zahlbach[2] und das merkwürdig gefährliche Verhältnis des Dorfes Bretzenheim[3]. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht, einige genaue Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimieren.

Ich wartete dem General Grafen Kalckreuth[4] in Marienborn auf und war abends bei demselben; da denn viel über eine Märe gesprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Lärm entstanden, als sei ein deutscher General zu den Franzosen übergegangen, worüber sogar das Feldgeschrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man sich über das Detail der Lage überhaupt, über Blockade und künftige Belagerung. Viel ward gesprochen über Persönlichkeiten und deren Verhältnisse, die gar mancherlei wirken, ohne daß sie zur Sprache kommen[5]. Man zeigte daraus, wie unzuverlässig die Geschichte sei, weil kein Mensch eigentlich wisse, warum oder woher dieses und jenes geschehe.

Mittwoch, den 28. Mai bei Obrist von Stein[6] auf dem Forsthause, das äußerst schön liegt; ein höchst angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es gewesen, Landjägermeister eines Kurfürsten von Mainz zu sein. Von da übersieht man den großen landschaftlichen Kessel, der sich bis Hochheim hinüber erstreckt, wo in der Urzeit Rhein nnd Main sich wirbelnd drehten und restagnierend die besten Äcker vorbereiteten, ehe sie bei Biberich westwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich speiste im Hauptquartier[7]; der Rückzug aus der Cham-

---

[1] Vgl. die Einleitung, S. 252. — [2] Südlich von Mainz. Hier hatten sich die Franzosen, während die Umschließung schon begonnen, verschanzt. Vgl. unten, S. 451, Z. 32. — [3] Südwestlich von Zahlbach. — [4] Vgl. oben, S. 308. Er führte das Kommando über die ganze Belagerungsarmee. — [5] Vgl. die Einleitung, S. 252. — [6] Vgl. oben, S. 255. — [7] Damals in Bodenheim, später in Marienborn. Vgl. unten, S. 449,

pagne ward besprochen; Graf Kalckreuth ließ seiner Laune gegen die Theoristen freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geistlicher hereingebracht, als revolutionärer Gesinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll, oder wollte so scheinen; er glaubte Turenne[1] und Condé[2] gewesen und nie von einem Weibe geboren zu sein. Durch das Wort werde alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in seiner Tollheit viel Konsequenz und Gegenwart des Geistes.

Ich suchte mir die Erlaubnis, Lieutenant von Itzenplitz[3] zu besuchen, welcher am 9. Mai in einer Affäre vor Mainz[4] mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherseits betrug man sich auf das schonendste gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden[5], der manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden sich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas mutiger herging als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein und zwar im Trocknen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung[6] ward auch gedacht; sie wiederholten meine Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen[7] an datieren.

Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt und die Intervalle

---

S. 23, und S. 456, Z. 5 f. Es kann jedoch auch das Hauptquartier Kalckreuths gemeint sein, das sich in der Nähe von Marienborn befand. — [1] Henri, Vicomte de Turenne (1611—75), der durch die Verwüstung der Pfalz berüchtigte französische Feldherr. — [2] Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé (1621—86), wegen seines kriegerischen Talents der große Condé genannt. — [3] Friedrich von Itzenplitz, Unterleutnant im Regiment Karl August, damals 23 Jahre alt. Er hatte den Prinzen Louis Ferdinand aus dem Gedränge der Feinde herausgehauen, hatte dabei sechs Wunden erhalten und war zu Boden geschlagen worden. — [4] In den Kämpfen um Zahlbach und Bretzenheim. — [5] Vom Jahre vorher. — [6] Vgl. oben, S. 305, Z. 24 ff. — [7] Vom 22. September. Der französisch-republikanische Kalender wurde jedoch erst am 5. Oktober 1793 eingeführt.

zwischen Gefahr, Not und Verdruß mit Vergnügen und Lustbarkeit auszufüllen sucht: so ging es auch hier; die Hautboisten von Thadden[1] spielten Ça ira[2] und den Marseiller Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonierte man stark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag, den 29. Mai, früh 9 Uhr. Viktoria wegen des Siegs der Östreicher bei Famars[3]. Dieses allgemeine Abfeuern nützte mir, die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen; zugleich war ein ernstlicher Handel bei Bretzenheim, denn freilich hatten die Franzosen alle Ursache, uns aus diesem so nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwischen erfuhr man, woher das Märchen der gestrigen Desertion entstanden: durch seltsam zufällige Kombinationen, so abgeschmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigsten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmstadt[4] auf, dessen Lager[5] besonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, dessen Zelt jedoch alles, was ich je in dieser Art gesehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet: die Prinzessinnen von Mecklenburg[6] hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.

---

[1] Des preußischen Regiments von Thadden. — [2] Der Jakobinergesang. — [3] In den Niederlanden am 23. Mai. — [4] Ludwig X. (1753—1830), seit 1790 Landgraf, seit 1806 Großherzog Ludwig I. Er war der Schwager Karl Augusts. — [5] Bei dem Orte Finthen, südwestlich von Mainz, seit 1858 durch einen Erinnerungsstein bezeichnet. — [6] Prinzessin Luise, die spätere Königin von Preußen, und Prinzessin Friederike, die spätere Königin von Hannover. Kurz vorher hatte sich die erstere mit dem preußischen Kronprinzen, Prinzessin Friederike mit dem Prinzen Friedrich Ludwig Karl von Preußen verlobt. Beide hatten im Jahre 1790 bei Goethes Mutter gewohnt.

Freitag, den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehension gab; dies klärte sich dahin auf, daß die Bauern den Fronleichnam gefeiert. Ferner ward Viktoria geschossen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen; dazwischen scharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländische Artillerieflottille ist angekommen, liegt bei Erbenheim[1].

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai schlief ich, wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt schien. Ich sprang auf und heraus und fand schon alles in Bewegung; es war offenbar, daß Marienborn überfallen sei. Bald darauf feuerten unsere Kanonen von der Batterie vor dem Chausseehaus, dies mußte also einem herandringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chausseehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unserer Batterien, dauerte fort, und unsere Batterien schossen auch. Ich setzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntnis, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurteilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick, Marienborn in Flammen zu sehen und ritt zu unseren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beschäftigt fand, ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und besprach unsern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu; dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war, doch wollt' ich den Erfolg erst abwarten und mich nicht eher entfernen, bis das Dorf brennte und der Streit sich hinter demselben weiter heraufzöge.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu, aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen, und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und

[1] Es ist wahrscheinlich Ellfeld gemeint. Vgl. unten, S. 459, Z. 9.

die Opfer der Nacht lagen nebeneinander. Unsere riesenhaften wohlgekleideten Kürassiere machten einen wunderlichen Kontrast mit den zwergenhaften, schneiderischen, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht. Unser guter Rittmeister[1] La Viere war unter den ersten geblieben, Rittmeister von Voß[2], Adjutant des Grafen Kalckreuth, durch die Brust geschossen, man erwartete seinen Tod. Ich war veranlaßt[3], eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzusetzen, welche ich hier einschalte und sodann noch einige Partikularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Kapelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blockade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuten, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu geraten, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dahlheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der sich nach der Stadt zieht, immer aneinander, und man behauptete Bretzenheim diesseits um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach[4], einem Kloster nahe bei Dahlheim, eine

[1] Vielmehr Major. Vgl. unten, S. 453, Z. 16. — [2] Für die beiden gefallenen Offiziere planten Karl August und Goethe die Errichtung eines Denkmals. Doch ist es infolge der späteren kriegerischen Ereignisse nicht dazu gekommen. Die von Goethe verfaßte Inschrift ist erhalten. — [3] Wahrscheinlich durch Karl August am Tage nach dem Gefecht. Das Originalkonzept, von Goethe selbst geschrieben, ist erhalten. — [4] Vgl. oben, S. 447, Z. 5.

Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten, so ist man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalckreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig[1], Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause einige hundert Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder tot zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30sten zum 31sten, zogen sich, vielleicht 3000 Mann[2], aus dem Zahlbacher Grunde schlängelnd, über die Chaussee und durch einige Gründe bis wieder an die Chaussee, passierten sie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt[3] und nahmen ihren Weg zwischen den östreichischen und preußischen Patrouillen durch, die leider wegen geringen Wechsels von Höhen und Tiefen nicht aneinander stießen. Auch kam ihnen noch ein Umstand zu Hülfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in dieser Nacht abzumähen; als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man sie bemerkte und auf sie schoß, drangen sie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen 1 Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloster, in welchem der General[4] lag. Die Verwirrung war groß, die Batterien schossen, das Infanterieregiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der

[1] Gemeint ist Prinz Louis Ferdinand, der Sohn des Prinzen Ferdinand, des Bruders des Königs. Vgl. oben, S. 280, Anm. 3. — [2] Mit den Reserven waren es im ganzen 4800 Mann. Der angreifenden Kolonne folgten zwei Reserven. — [3] Von zwei Spionen, Bewohnern von Oberolm. Vgl. S. 454, Z. 18. Die Franzosen hatten auch das Feldgeschrei der Deutschen erfahren. — [4] Kalckreuth entkam nur mit Mühe und Not der Gefangenschaft. Karl August sah die Hauptschuld an dem Unglück darin, daß das Hauptquartier zu exponiert lag. Die Sorglosigkeit Kalckreuths erklärte sich daher, daß er auf eine freiwillige Übergabe der Festung hoffte.

Hand, die sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis des blockierenden Lagers das Feuern von falschen Attacken[1], jeder wurde auf sich aufmerksam gemacht, und niemand wagte, dem andern zu Hülfe zu eilen.

Der abnehmende Mond stand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Teil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu, Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden, und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Toten und Blessierten ließen sie 30 Mann zurück, was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Toten und Blessierten mag 90 Mann sein. Major La Viere von Weimar ist tot; Rittmeister und Adjutant von Voß tödlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesseitigen Verlust: denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze und mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; sie hatten die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden. Man erfuhr, daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Mainspitze, in die sie sich seit einiger Zeit genistet, auf die nächste Insel zu schlagen, wahrscheinlich in der Absicht, gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen, und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß, daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden sein, die Franzosen seien in drei Kolonnen ausgezogen.

[1] Scheinangriffen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung, und man traf verschiedene Verteidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem einer gegen viele hartnäckig behauptet: Marienborn als Hauptquartier liege viel zu nahe an der blockierten und zu belagernden Stadt, man habe sich gar wohl eines Überfalls zu versehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen alles, was von obenherein befohlen und veranstaltet war, zur Tagesordnung gehörte, so ging man drüber hinaus und ließ diese Warnung sowie manche andere verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Oberolm[1] gehenkt, der beim Überfall die Franzosen angeführt hatte: denn ohne die genauste Kenntnis des Terrains wäre das schlängelnde Heranziehen nicht denkbar gewesen; zum Unglück für ihn wußte er nicht ebensogut mit den Rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgesandten Patrouillen, die alles auf das sorgfältigste durchsuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militärischen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeister von Voß. Waren Prinz Ludwig, General Kalckreuth und mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinspitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhause; herrliches Wetter, unschätzbare Aussicht, ländlicher Genuß, durch Szenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeister von Voß neben La Viere niedergesenkt.

Den 5. Juni. Man fährt fort, an der Verschanzung des Lagers ernstlich zu arbeiten.

Große Attacke und Kanonade an der Mainspitze.

[1] Vielmehr Gerichtsschreiber Lutz aus Oberolm.

Den 6. Juni war die preußische und östreichische Generalität bei Serenissimo zu Tafel, in einem großen, von Zimmerwerk zu solchen Festen auferbauten Saale. Ein Obristlieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewissermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni[1] schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier schwadronierte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher[2].

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obristlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden keine sonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erschien keine Kerze. Selterswasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb, daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück, um uns zu entschuldigen, jener aber versetzte zutraulich, es habe gar nichts zu sagen: denn gestern bei Tafel habe er schon an meinen Gesichtszügen gesehen, daß ich gar der Mann nicht sei, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an „Reineke Fuchs“[3] fleißig fort, ritt mit Durchlauchtigstem Herzog nach dem darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken[4] mit Obrist von Stein zu Serenissimo; da ward manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimnis[5] der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz; es gelang ihnen, Kirche und Dorf unmittelbar vor den östreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich nicht ohne Verlust hierauf zurückzuziehen.

---

[1] Erhalten sind die an Christiane, Fr. Jacobi und Herder. — [2] Weil man noch immer nicht mit der Belagerung Ernst gemacht hatte. An demselben Tage schrieb Goethe an Herder: „An Übergabe der Stadt wie an Belagerung ist noch so bald nicht zu denken.“ — [3] Vgl. oben, S. 441. — [4] Vgl. oben, S. 446. — [5] Vgl. unten, S. 457, Z. 17 f.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunzenheim[1], der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels und besonders wegen des Darmstädter Lagers einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät des Königs war nun[2] etwa 1000 Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmutigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Kommunikationsgänge gegraben, Flächen planiert, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämtlichen Räume ebenso bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Krause[3] zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigentümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte nachts eingenommen werden, und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang', man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen sein, denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern,

[1] Umwelt von Bretzenheim. — [2] Vgl. oben, S. 447, Anm. 7. — [3] Vgl. oben, S. 407. Er befand sich in Begleitung des Engländers Charles Gore vor Mainz.

ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber, von der eigentlich die Rede sein sollte, blieb alles tot und stumm. Verdrießlich gingen wir nach Hause, besonders Herr Gore[1], als auf solche Feuer- und Nachtgefechte der Begierigste. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Rätsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen, in dieser Nacht alle unsere Posten anzugreifen und deshalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zusammengezogen. Unsere Abgesendeten daher, die mit der größten Vorsicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerstand; sie erstiegen die Schanze und fanden sie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der sich über diesen Besuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns, das nur sie nicht betraf, hatten sie gute Zeit, die Wälle zu zerstören und sich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die alarmierten Linien beruhigten sich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer besprochene und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte sich denn doch endlich[2]; man sagte sich ins Ohr: heute nacht solle die Tranchee eröffnet werden. Es war sehr finster, und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal, und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Österreichische, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faschinen auf den Rücken zogen stillschweigend dahin[3], kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang aneinander schlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespensterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich, halb gesehen, immer wiederholte, ohne deutlicher gesehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten, bis daß sie vorüber

[1] Charles Gore (1729—1807), seit 1791 mit seinen Töchtern dauernd in Weimar lebend, Kunstfreund und ausübender Künstler, hatte sich mit Kraus malerischer Studien wegen zur Belagerung begeben. Vgl. Goethes „Philipp Hackert", „Vorerinnerung". — [2] In der ersten Hälfte des Juni hatten die Beratungen darüber stattgefunden, von welcher Seite die Beschießung vorgenommen werden sollte. Inzwischen waren auch die von Kur-Köln, Würzburg und Holland erbetenen Geschütze angelangt, die zum Teil umgegossen werden mußten. — [3] Österreicher und Hessen sollten unter Deckung von Preußen und Pfälzern die Erdarbeiten von Weißenau bis Bretzenheim vornehmen.

waren, denn von da aus konnten wir wenigstens nach der Stelle hinsehen, wo sie im Finstern wirken und arbeiten sollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr sind, dem Feind verraten zu werden, so konnte man erwarten, daß von den Wällen aus auf diese Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieser Erwartung blieb man nicht lange, denn gerade an der Stelle, wo die Tranchee angefangen werden sollte, ging auf einmal Kleingewehrfeuer los, allen unbegreiflich. Sollten die Franzosen sich herausgeschlichen, bis an oder gar über unsere Vorposten herangewagt haben[1]? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf, und alles versank in die allertiefste Stille. Erst den andern Morgen wurden wir aufgeklärt, daß unsere Vorposten selbst auf die still heranziehende Kolonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten[2]; diese stutzte, verwirrte sich, jeder warf seine Faschine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet; die Franzosen, auf den Wällen aufmerksam gemacht, waren auf ihrer Hut, man kam unverrichteter Sache zurück, die sämtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung.

Den 17. Juni. Die Franzosen errichten eine Batterie an der Chaussee. Nachts entsetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchee unter den Sachverständigen besprach, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sei; man beschloß daher sogleich, die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entschiedenen Vorteil zu ziehen. Man unternahm es, und es ging glücklich von statten.[3]

Den 24. Juni. Franzosen und Klubbisten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernst werde, veranstalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu tun, eine unbarmherzige Exportation gegen Kastel, von Greisen und Kranken, Frauen und Kindern, die ebenso grausam wieder zurückgewiesen

---

[1] Franzosen, die hinter hohem Getreide versteckt gewesen waren, überfielen eine Abteilung der Arbeiter. — [2] Bei der allgemeinen Verwirrung wurden 100 deutsche Soldaten getötet und 50 gefangen genommen. — [3] Unter Leitung des Generalmajors von Kleist.

wurden.[1] Die Not wehr- und hülfloser, zwischen innere und äußere Feinde gequetschter Menschen ging über alle Begriffe.

Man versäumte nicht, den östreichischen Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliierten Armee übertraf.

Den 25. Juni, Nachmittag, entstand ein heftiges, allen unbegreifliches Kanonieren am Ende unsers linken Flügels: zuletzt klärte sich's auf, das Feuern sei auf dem Rhein, wo die holländische Flotte vor Ihro Majestät dem Könige manövriere; Höchstdieselben waren deshalb nach Ellfeld gegangen.

Den 27. Juni. Anfang des Bombardements, wodurch die Dechanei[2] sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unsern[3] der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthause, freilich unerläßliche Punkte, den rechten Flügel der zweiten Parallele zu sichern.

Den 28. Juni, nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Turm und Dach brennen ab und viele Häuser umher. Nach Mitternacht die Jesuitenkirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Marienborn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und es waren wirklich Augenblicke, wo man beide nicht unterscheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn sie erst mit einem flachen Zirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen, und die aufsteigende Lohe verkündigte bald, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rat Krause behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch

---

[1] Der Bericht ist nicht ganz richtig. Die aus Anhängern der Franzosen zusammengesetzte Verwaltung von Mainz hatte der Bürgerschaft erlaubt, am 24. Juni auszuwandern. Es war jedoch bei der deutschen Armee nicht angefragt worden, ob der Durchzug gestattet werden würde. Als die Auswanderer, 1500 an Zahl, meist Frauen und Kinder, über die Rheinbrücke bis gegen Biebrich geleitet worden waren, wurden sie von den deutschen Vorposten zurückgewiesen, während die Franzosen ihnen die Rückkehr versagten. Erst nach langen Verhandlungen wurden sie wieder aufgenommen. — [2] Die Dompropstei, die zum Hauptquartier eingerichtet worden war. — [3] Unter Führung des österreichischen Obersten Grafen von Heister und des preußischen Hauptmanns von Kamptz.

vorhanden ist und, wohlerleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im stande sein möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten, uns einigermaßen wiederherzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche, bei Ginsheim[1] gebaut, auf den Mainkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte: französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln, und die östreichische Batterie, angelegt, um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Prellschüssen auf dem Wasser; für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum erstenmal auf das bewegliche Element aufschlug, entsprang eine starke, sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; diese war noch nicht zusammengestürzt, als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste, nur nicht von gleicher Höhe, und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flächer fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An diesem Schauspiel konnt' ich mich nicht satt sehen, denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue, mächtige Fontänen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer zwischen Büschen und Bäumen eine seltsame Maschine los; ein viereckiges, großes, von Balken gezimmertes Lokal schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen, so viel besprochenen Expedition Augenzeuge sein sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst, man sah, daß sie keinem Steuer-

[1] Vgl. oben, S. 446.

ruder gehorchte, der Strom zog sie immer im Drehen mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Kastel und vor derselben war alles in Bewegung, Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel der Landspitze, durch den einströmenden Main ergriffen und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehülfliche Maschine gegen Kastel, dort strandete sie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen, noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämtliche französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereignis aufs genauste beobachtet, so sah ich nun auch, leider, die Falltüre, die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockene Land, die kleine Garnison mußte daher erst durchs Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Offiziere und zwei Kanonen, sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt ins preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verfehlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereignis Nachricht zu geben; niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königl. Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt, ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich tat es genau, aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, gibt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf, noch Graben, noch irgend ein Hindernis sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen,

und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten, wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen sein, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig, als drauf los zu reiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streifen unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich einiges hin und wieder zu bewegen, bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Kavallerieoffizieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke, ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien, die meinen Fußpfad zerschnitt. Nach wechselseitigem Begrüßen eilte ich sodann ungehindert zu den Zelten.

Und so war nach und nach das innere grenzenlose Unglück einer Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustpartie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichste Übersicht gewährte, täglich von Einzelnen besucht, die sich von der Lage einen Begriff machen und, was in dem weiten übersehbaren Kreis vorginge, bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die sich aus der Nachbarschaft herbeizogen. Dieser Schanze konnten die Franzosen wenig anhaben, Hochschüsse waren sehr ungewiß und gingen meist drüber weg. Wenn die Schildwache, auf der Brustwehr hin und wider gehend, bemerkte, daß die Franzosen das hieher gerichtete Geschütz abfeuerten, so rief sie: „Buck!" und sodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Personen erwartet, daß sie sich auf die Knie wie aufs Angesicht niederwürfen, um durch die Brustwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geschützt zu sein.

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäkerten, auf einmal aber die Schildwache „Buck!" rief und sie sämtlich flugs vor dieser ge-

fährlich-hochwürdigen Erscheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes göttlich sausendes Wesen anzubeten schienen; bald aber nach geschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederstürzten. Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem verschaffen, wenn man sich auf der nächsten Höhe etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und die Kugel an sich vorbeisausen hörte.

Aber eine solche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Absicht. Auf dem Rücken dieser Höhen zog sich der Weg von Frankfurt her, so daß man die Prozession von Kutschen und Chaisen, Reitern und Fußgängern aus Mainz sehr gut beobachten und also zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken setzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerksamkeit des Militärs der Eintritt einer solchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich, aufzuhorchen auf die mannigfaltigen fern und nah erregten Töne und konnte folgende genau unterscheiden.

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanterieposten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergehen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingschneiden.
Singen, Diskurieren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Maulesel.

Lücke.[1]

Daß eine solche hier einfällt, möchte wohl kein Wunder sein. Jede Stunde war unglücksträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß, an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem Schwerblessierten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden, und die Toten hätte man nicht ins Leben zurückgerufen.

Wie Verteidiger und Angreifende nunmehr aber gegeneinander standen, davon wäre im allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei androhender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen[2] kunstgemäß angelegt, um die Blockierenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist. Wir aber indessen, mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze schon erobert; man besuchte den zerstörten Ort, hielt in dem Gebeinhause Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt sein. Indem nun aber die Kugeln der Karlsschanze[3] immer in die Überreste der Dächer und Gemäuer schlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpostens gegen ein Trinkgeld an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine stehen gebliebene steinerne Wendel-

[1] Vgl. den Brief an Jacobi vom 7. Juli: „Ich hatte die ersten Tage meines Hierseins manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf." — [2] Vgl. oben, zum 14. und 17. Juni. — [3] Gegenüber den Ruinen der Favorite. Vgl. S. 466, Z. 3 f.

treppe hinauf an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rheinstroms und also die Main- und Rheinspitze, die Blei-Au[1], das befestigte Kastel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt; zusammengebrochene Turmspitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedächtig sein, nur einzeln um die Fensterpfosten herumschauen, weil von der Karlsschanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen, und er Verdruß hätte, solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit, schlich man weiter gegen das Nonnenkloster[2], wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein geschenkt wurde, indes die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Kartause[3] tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers[4] sich wieder hervortun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand, wo man sich, die Angst zu übertäuben, jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüber zu eilen trachten.

---

[1] Vgl. oben, S. 446, Anm. 10. — [2] Am Rhein, nördlich von Weißenau. — [3] In nördlicher Richtung von dem oben genannten Nonnenkloster folgt am Rhein zuerst die Kartause, dann die Favorite. — [4] Vgl. oben, S. 303 f.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Tätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardiert.

Den 2. Juli. Bombardement der Citadelle und Karlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianskapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Klubbistenschanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf[1].

Den 13. Juli, nachts. Das Rathaus und mehrere öffentliche Gebäude[2] brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten[3], Freuden- und Feiertag; der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen Nationalkonföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé[4]; bei den letzten Kanonen- und Kleingewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freiheitsfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Karlsschanze getrieben[5]; fürchterliches Bombardement. Von der Mainspitze über den Main brachte man das Benediktinerkloster auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Fenster, Läden und Schornsteine dieser Stadtseite brechen ein und stürzen zusammen.

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Klein-Winters-

---

[1] Nach heftigem Kampfe. Die Deutschen hatten 9 Tote und 105 Verwundete. Der Rest der Franzosen entkam nach Kastel. — [2] Das Stockhaus, das Zollhaus am Münstertor und ein Gebäude am Zeughaus, nicht das Rathaus, wie oben angegeben ist. — [3] Von 10 Uhr vormittags bis nachmittags 4 Uhr. — [4] Am 10. Juli 1793. — [5] Durch die Österreicher. Sie nahmen die Fleische weg, doch hielten sich die Franzosen in der Welschen Schanze.

heim und fanden Rat Krause beschäftigt, ein Bildnis des werten Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun saß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgerät, in der Bauernkammer eines deutschen Dörfchens auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der andern Hand; und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Kantonierungsquartier vorgestellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Wenn wir nun dieses Freundes allhier gedenken, so verfehlen wir nicht, etwas mehreres über ihn zu sagen. Er zeichnete sehr glücklich in der Camera obscura und hatte, Land und See bereisend, sich auf diese Weise die schönsten Erinnerungen gesammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entsagen, blieb immer geneigt, kleine Reisen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rat Krause zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Fassungsgabe die vorstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattierte, färbte, und so arbeiteten beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz, als ein seltener, wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick müßig verhielten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen; ein Teil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehengebliebene Mauer oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt, uns allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nötigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich die Aussicht auf die nächste, meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindlichen Schanzen vor der sogenannten Welschen Schanze leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hindernis unserer vordern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden[1]. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht oder Vermutung: die Franzosen ließen hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Kavallerie kampieren, wollte man zu diesem Aus- und Überfalle auch Kavallerie mitnehmen. Was das heiße: aus der Tranchee heraus, unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung, Kavallerie zu entwickeln und sich in düsterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich, Herrn von Oppen[2], als den Freund, der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu kommandiert zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden sein, und ich eilte zur Schanze Nr. 4, wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wohl aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen, die Sache sei gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so festgesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wohl unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nahe nicht an; nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig[3], der als kühner Anführer eine wo

[1] In der Nacht vom 14. zum 15. war das nicht gelungen. Vgl. oben, S. 466, Anm. 5. — [2] Premierleutnant Friedrich von Oppen aus Halberstadt, im Regimente Karl Augusts. — [3] Der Prinz Louis Ferdinand hatte den Angriff geleitet. Bei dem ersten, verfehlten Angriff am 14. (vgl. S. 466, Anm. 5) hatte er

nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davontrug und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause; es war kein anmutigerer Aufenthalt zu denken. Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem schnellen Quartierwechsel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlassenen Kantonnements überfäet war.

Den 18. Juli nachmittags auf große, fast unerträgliche Hitze Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem Allgemeinen erquicklich, den Eingegrabenen als solchen freilich sehr lästig. Der Kommandant tut Vergleichsvorschläge, welche zurückgewiesen werden[1].

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Kommandant General d'Oyré überschickt eine Punktation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21sten auf den 22sten Juli. Heftiges Bombardement, die Dominikanerkirche geht in Flammen auf, dagegen fliegt ein preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm, der Stillstand sei wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des französischen Kommandanten d'Oyré zu erwarten. Er kam; ein großer, wohlgebauter, schlanker Mann von mittlern Jahren[2], sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern vorging[3], waren wir alle

---

einen verwundeten Österreicher unter größter Lebensgefahr in Sicherheit gebracht. Als das im feindlichen Lager bemerkt wurde, stellten die Franzosen so lange das Feuern ein, bis der Verwundete gerettet war. — [1] General d'Oyré fragte am 18. Juli an, ob er den Kommissär des Nationalkonvents Reubell mit der Bitte um Verhaltungsmaßregeln betreffs weiterer Verteidigung oder der Übergabe nach Paris senden dürfe. Es war ihm unbekannt, daß die Generale Beauharnais und Houchard zum Entsatz heranrückten. Kalckreuth antwortete ablehnend. — [2] Er war 54 Jahre alt. — [3] Sie dauerte den ganzen Tag. Der Besatzung (18,675 Mann) wurde der Abzug unter allen kriegerischen Ehren gestattet

aufmerksam und hoffnungsvoll; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden, und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in mehreren das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten, aufzusitzen und gegen Mainz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmering[1] ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Tores von fern und hinter demselben eine große Masse Menschen, die sich dort auflehnten und andrängten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu: was wir brächten? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, alles Bürger, Männer und Frauen; unsere Antwort, daß wir Stillstand und wahrscheinlich morgen Freiheit und Öffnung versprächen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechselsweise so viel Aufklärung, als einem jeden beliebte, und als wir eben, von Segenswünschen begleitet, wieder umkehren wollten, traf Sömmering ein, der sein Gespräch an das unsrige knüpfte, bekannte Gesichter fand, sich vertraulicher unterhielt und zuletzt verschwand, ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Zeit, umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bestreben fühlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche, mit Viktualien versehen, erst in die Außenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verstanden, um die Zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren solcher leidenschaftlichen Wanderer, und es mochte dieser Zustand so heftig werden, daß endlich nach verdoppeltem Posten das strengste Verbot ausging, den Wällen sich zu nähern; die Kommunikation war auf einmal unterbrochen.[2]

Am 23. Juli. Dieser Tag[3] ging hin unter Besetzung der

---

[1] Vgl. oben, S. 256. Er hatte inzwischen in Frankfurt gelebt. — [2] Wiederholt hatte man von beiden Seiten mit dem Abbruch der Unterhandlungen gedroht. — [3] Die Übersendung der von d'Oyré unterzeichneten Kapitulationsurkunde verzögerte sich bis Mittag.

Außenwerke sowohl von Mainz als von Kastel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt in einem so engen Kreis um die Stadt, als es die ausgesetzten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Trancheen und besah sich die nach erreichtem Zweck verlassene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittleren Alters an und bat mich, seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher, mit großer Hast und Lust seinen bisherigen Aufenthalt verlassend, herbeilief, den Auszug der Feinde triumphierend anzusehen, sodann aber den zurückgelassenen Klubbisten[1] Tod und Verderben zu bringen schwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige. Die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen Alliierten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte, wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich, es sollten Geldangelegenheiten sein, die man so bald nicht abtun könne. Endlich zu Mittag, als alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager sowie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne voneinander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht: auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Klub-

[1] Die republikanisch und französisch gesinnten Einwohner, welche die Übergabe der Stadt an die Franzosen betrieben hatten. In der Kapitulationsurkunde war nichts zur Sicherheit der Mainzer Republikaner deutscher Abstammung bestimmt worden. Es wurde ihnen der Rat gegeben, sich unter die abziehenden Soldaten zu mischen.

bisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten, man müsse nachsetzen, andere ließen es beim Verdruß bewenden, wieder andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Pikett, noch Aufsicht erscheine, woraus erhelle, sagten sie, daß man von oben herein durch die Finger zu sehen und alles, was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sei.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin[1] seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraufritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer, von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Bemerkenswert war nun ein einzelner Trupp, die französischen Kommissarien. Merlin von Thionville[2] in Husarentracht, durch wilden Bart und Blick sich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Kostüme links neben sich; das Volk rief

[1] Es ist nicht klar, auf welche Sage Goethe anspielt. — [2] Vgl. die Einleitung, S. 252.

mit Wut den Namen eines Klubbisten und bewegte sich zum Anfall. Merlin hielt an, berief sich auf seine Würde eines französischen Repräsentanten, auf die Rache, die jeder Beleidigung folgen sollte: er wolle raten, sich zu mäßigen, denn es sei das letztemal nicht, daß man ihn hier sehe. Die Menge stand betroffen, kein einzelner wagte sich vor. Er hatte einige unserer dastehenden Offiziere angesprochen und sich auf das Wort des Königs berufen, und so wollte niemand weder Angriff noch Verteidigung wagen; der Zug ging unangetastet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieses Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anstalten auf der Chaussee und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie schienen heute um so nötiger, als die armen ausgewanderten, grenzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernteren Orten her nunmehr angekommen, scharenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd. Die gestrige Kriegslist der Entwischenden gelang daher nicht wieder.[1] Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße hin, überall aber hatten sich die Mainzer Bürger in die Chausseegraben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen sie in die Hände des andern.

Der Wagen ward angehalten, fand man Franzosen oder Französinnen, so ließ man sie entkommen, wohlbekannte Klubbisten keineswegs. Ein sehr schöner dreispänniger Reisewagen rollt daher, eine freundliche junge Dame versäumt nicht, sich am Schlage sehen zu lassen und hüben und drüben zu grüßen; aber dem Postillon fällt man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Erzklubbist[2] an ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angesichts, blatternarbig. Schon ist er bei den Füßen herausgerissen; man schließt den Schlag und wünscht der Schönheit glückliche Reise. Ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache nimmt sich endlich

[1] In einem Briefe an Jacobi berichtet Goethe, daß die Mainzer Bürgerschaft eine Liste der Klubbisten, die an diesem Tage mit den Franzosen ausziehen wollten, überfandt hätte. — [2] Professor Georg Böhmer.

seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er, auf Stroh liegend, zwar vor Tätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geschützt war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Offizier niemand mehr hineinließ; auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und ekelhaftesten aller Schauspiele entsagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster, unten versammelte sich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen, kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, teils nebenher, teils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „Die Sohlen sind noch neu, sie werden bald durchgelaufen sein!“ Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Zungenruten; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt, Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbeilasse, die in ihrem Bündelchen gewiß manches von Hab und Gut eines echten Mainzer Bürgers mit sich scheppten, und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung durch nebenhergehende Offiziere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweggewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte, an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer, hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen

mit Kisten und Kasten bepackt; die Stille war ahnungsvoll. Auf einmal rauscht' es im Volke und rief: „Halket ihn an! schlagt ihn tot! das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dombechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und es war geschehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzschnellen Gedanken, was der Fürst und General bei seiner Nachhausekunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbsthülfe kaum seine Tür erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: „Halt!"

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterfing sich niemand, herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein „Halt!" und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf stark und heftig sprechend fort: hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug gestattet[1], wenn er diesen hätte bedingen und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sei aber nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seien, hätten mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein für allemal an dieser Stelle keine Gewalttätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt' es wieder, brummte, schalt; einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarerweise war einer davon jener Perückenmacher, den ich gestern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — „Wie!" rief ich ihm entgegen, „habt Ihr schon vergessen, was wir gestern zusammen gesprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man

[1] Freilich nur den Soldaten und den gebornen Franzosen unter den Zivilisten.

durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott und seinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlassen soll, wie man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch überlassen mußte", und was ich sonst noch kurz und bündig, aber laut und heftig sprach. Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind schmiegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber; schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelassen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte: er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen, wem er einen so großen Dienst schuldig sei, er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwidern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit getan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink, und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Rachesinne irre gemacht, sie blieb stehen; dreißig Schritte davon hätte sie niemand gehindert. So ist's aber in der Welt: wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.[1]

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam, rief er mir in seinem Englisch-Französisch entgegen: „Welche Fliege sticht Euch, Ihr habt Euch in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte."

„Dafür war mir nicht bange", versetzte ich; „und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich Euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? wie säh' es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und niemand zu gute kämen; mag auch jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat."

Indessen aber ging der Auszug der Franzosen gelassen unter unserm Fenster vorbei; die Menge, die kein Interesse weiter daran fand, verlief sich; wer es möglich machen konnte, suchte sich einen Weg, um in die Stadt zu schleichen, die Seinigen

[1] Identisch mit den vorhergehenden Worten.

und was von ihrer Habe allenfalls gerettet sein konnte, wiederzufinden und sich dessen zu erfreuen. Mehr aber trieb sie die höchst verzeihliche Wut, ihre verhaßten Feinde, die Klubbisten und Komitisten[1], zu strafen, zu vernichten, wie sie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich mit eigener Gefahr für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer scherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen."

Den 26. und 27. Juli. Den 26sten gelang es uns schon, mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswertesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichtümer von Provinzen zusammenflossen und Religion das, was ihre Diener besaßen, zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt geraten.

Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrat auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Türme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nacheinander genannt, wie sie in Flammen aufgingen. Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechanei[2], die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte; zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu

[1] Mitglieder des am 6. April 1793 zu Paris gegründeten Comité du salut public. — [2] Vgl. oben, S. 459.

sehen, und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27sten Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.[1]

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen gedrängt ineinander geschoben unbrauchbare Kanonen, teils durch den Feind, teils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich vieles durch Roheit, Frevel und Mutwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim[2] stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartierungs- und Wachstuben verwandelt, eine Umkehrung, verwünscht anzusehen. Säle von Lappen und Fetzen, dann wieder die gips-marmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergestellt.

Das Akademiegebäude[3] nahm sich von außen noch ganz freundlich aus, nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenstergewände von Sömmerings Quartier zersprengt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen eingezogen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen reinlichen Papiertapeten, soweit sie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder übereinander gestellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. Es waren dieselbigen Zimmer, wo wir vorm Jahr so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen.[4] Indes war bei diesem Unheil doch auch noch etwas Tröstliches zu zeigen; Sömmering hatte seinen Keller un-

[1] Vgl. oben, S. 459. Am Abend des 27. Juni brannte der Dom nieder. Das Feuer teilte sich 15 nahe gelegenen Häusern mit. Mit dem Dom brannte auch die Jesuitenkirche nebst den Stadionschen Gewölben ab. — [2] Das kurfürstliche Schloß, jetzt Eigentum der Stadt. — [3] Die Universität. — [4] Vgl. oben, S. 256 f.

eröffnet und seine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeschädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Besuch, wogegen sie uns zu belehrendem Gespräch Anlaß gaben.

Eine Proklamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben, ich fand sie in eben dem Sinne, ja fast mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perückenmacher; alle Selbsthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein sollte das Recht zustehen, zwischen guten und schlechten Bürgern den Unterschied zu bezeichnen. Sehr notwendig war ein solcher Erlaß, denn bei der augenblicklichen Auflösung, die der Stillstand vor einigen Tagen verursachte, drangen die kühnsten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten selbst die Plünderung der Klubbistenhäuser, indem sie die hereinziehenden Belagerungssoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildesten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der grenzenlos beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es, eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog, bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Offiziere ins Mittel, und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Türe eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemutet, die Stadt zu verlassen. „Auch zu mir", sagte sie, „sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Schärpen[1], haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt: ‚Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde.' Ich hieß sie mit ihren Narreteien weiter gehen. Sie fürchteten, mein Geschrei möchte

[1] Das Abzeichen der städtischen Beamten.

die Nachbarn aufregen, und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit teils im Keller, teils im Freien zugebracht, mich von wenigem genährt, und lebe noch Gott zu Ehren, jenen aber wird es schlecht ergehen."

Nun deutete sie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen, das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Kuriositäten gestanden, Figuren von Porzellain und Bildstein, chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Gefäße; an Elfenbein und Bernstein mocht' es auch nicht gefehlt haben sowie an anderem Schnitz- und Drechselwerk, aus Moos, Stroh und sonst zusammengesetzten Gemälden und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu schließen: denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raume geplatzt; die gewaltsame Luftausdehnung, indem sie inwendig alles von der Stelle warf, schlug die Fenster herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die sonst das Innere schirmten und nun zwischen den eisernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erschienen. Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit untergegangen geglaubt habe.

Wir fanden unser Mittagsmahl an einer großen Wirtstafel; bei vielen Hin- und Widerreden schien uns das beste, zu schweigen. Wunderbar genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Musikanten den Marseiller Marsch und das Ça ira verlangte; alle Gäste schienen einzustimmen und erheitert.

Bei unserm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite[1] gestanden, kaum zu unterscheiden. Im August vorigen Jahrs[2] erhub sich hier noch ein prächtiger Gartensaal, Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, sein gnädigster Kurfürst die höchsten Häupter mit allem Gefolge an unübersehbaren Tafeln bewirtet; und was der gute Mann

[1] Vgl. oben, S. 465. — [2] Vgl. oben, S. 255 f.

nicht alles von damastnen Gedecken, Silberzeug und Geschirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung, machte die Gegenwart nur noch einen unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Kartause[1] war ebenfalls wie verschwunden, denn man hatte die Steine dieser Gebäude sogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklösterchen[2] stand noch in frischen, kaum wieder herzustellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Krause begleitete ich auf die Zitadelle. Da stand nun Drusus' Denkmal[3], ungefähr noch ebenso, wie ich es als Knabe gezeichnet hatte[4], aus diesmal unerschüttert, soviel Feuerkugeln daran mochten vorbeigeflogen sein, ja daraufgeschlagen haben.

Herr Gore stellte seine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle sogleich zurechte, in Absicht, eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewissenhaft und genau zu stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie sie uns in seinen hinterlassenen, schön geordneten Blättern noch vor Augen liegt[5].

Endlich wendeten sich auch unsere Wege nach Kastel; auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Atem wie vor alters und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könnte. An der Befestigung von Kastel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog frischen Kalks, Backsteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte nach ausgesprochenem Stillstand und Übergabe alles stehn und liegen lassen.

So merkwürdig aber als traurig anzusehen war der Verhau rings um die Kasteler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Obstbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgesägt, die äußersten zarten Zweige weggestutzt, schob man nun die stärkeren, regelmäßig gewachsenen Kronen ineinander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk, es schienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günstigen Um-

[1] Vgl. oben, S. 465. — [2] Vgl. oben, S. 465. — [3] Der sogenannte Eigelstein, ein turmartiges Gußmauerwerk, von römischen Legionen unter Kaiser Claudius zum Andenken an Drusus Germanicus errichtet. — [4] Im Sommer 1765. Vgl. Bd. 12, S. 252 dieser Ausgabe. — [5] Vgl. oben, S. 459 f.

ständen erwachsen, nunmehr zu feindseligen Zwecken benutzt, dem Untergang überlassen.

Lange aber konnte man sich einem solchen Bedauern nicht hingeben, denn Wirt und Wirtin und jeder Einwohner, den man ansprach, schienen ihren eigenen Jammer zu vergessen, um sich in weitläufigere Erzählungen des grenzenlosen Elends herauszulassen, in welchem die zur Auswanderung genötigten Mainzer Bürger zwischen zwei Feinde, den innern und äußern, sich geklemmt sahen. Denn nicht der Krieg allein, sondern der durch Unsinn aufgelöste bürgerliche Zustand hatte ein solches Unglück bereitet und herbeigeführt.

Einigermaßen erholte sich unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer bei Erzählung mancher heroischen Tat der tüchtigen Stadtbürger. Erst sah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerstörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück so entschieden, daß niemand glaubte, entgegenwirken zu können; endlich aber, bekannter mit der Gefahr, entschloß man sich, ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Wasser zu löschen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und andere glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen wackern Menschen war zu bedauern. Ein Apotheker und sein Sohn gingen über dieser Operation zu Grunde.

Wenn man nun, das Unglück bedauernd, sich und andern Glück wünschte, das Ende der Leiden zu sehen, so verwunderte man sich zugleich, daß die Festung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, dessen Gewölbe sich erhalten hatten, lag eine große Masse unangetasteter Mehlsäcke, man sprach von andern Vorräten und von unerschöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermutung, daß die letzte Revolution in Paris[1], wodurch die Partei, wozu die Mainzer Kommissarien gehörten, sich zum Regiment aufgeschwungen, eigentlich die frühere Übergabe der Festung veranlaßt. Merlin von Thionville, Reubel[2] und andere wünschten gegenwärtig zu sein, wo nach überwundnen

[1] Der Sturz der Girondisten und die Herrschaft der Schreckenspartei. — [2] Konventsmitglied ebenso wie Merlin; vgl. oben, S. 472.

Gegnern nichts mehr zu scheuen und unendlich zu gewinnen war. Erst mußte man sich inwendig festsetzen, an dieser Veränderung teilnehmen, sich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgesetzter äußerer Fehde auch da wieder mitwirken und bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück abermals ausziehen, die regen Volksgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Mainz, ja von weit mehr wieder zu erringen trachten.

Für niemand war nun Bleibens mehr in dieser verwüsteten öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten[1]. Weitern Anteil an den Unbilden des Krieges zu nehmen, ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen[2].

Mein erster Gang war, Ihro Königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz wohlgemut auf seinem Sofa ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen, sehr besetzten Wirtstafel saß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, v. Rietz[3], an dem andern, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann; eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms gar wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Mutes von Tafel auf; ich sah Herrn Rietz auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse, mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet: schöne

[1] Das Regiment des Herzogs zog am 26. Juli ab. — [2] Vorher besuchte Goethe Schwalbach und Wiesbaden. Am 1. August war er wieder in Mainz. An diesem Tage schreibt er Christiane von seiner Absicht, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt zu besuchen. — [3] Seine Gattin war die Geliebte des Königs Friedrich Wilhelm II., die 1795 zur Gräfin von Lichtenau erhoben wurde.

Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermüfft aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdroffen, denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe, und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns beiden lange Dauer eines solchen Behagens.

Ich erwiderte gleichfalls verbindliche Worte; er schüttelte mir die Hand, und ich konnte mich trösten, daß wenn jener wohlgesinnte Obristlieutnant[1] meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrscheinlich auch eine vermüffte Person erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengesetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten treuen Freundin Delf[2], begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schlosser[3]. Wir besprachen gar manches, auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernst und freundlich nahm er sie auf, ob er gleich von der Denkweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf bestand, zu wissen: inwiefern sich meine Bearbeitung mit der Eulerischen[4] Theorie vereinigen lasse, der er zugetan sei. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, sondern nur, daß darum zu tun sei, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegeneinander und nebeneinander aufzufinden, sich selbst und andern faßlich zu machen. Diese Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

---

[1] Vgl. oben, S. 455. — [2] Vgl. Bd. 18, S. 278 dieser Ausgabe. — [3] Vgl. über ihn das 7. und 12. Buch von „Dichtung und Wahrheit". Kurz vor der Begegnung, am 5. Juli, war Schlossers und Korneliens Tochter Julie in Karlsruhe gestorben. [4] Leonhard Euler (1707—83), Direktor der mathematischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Mit seiner Theorie ist die von ihm anerkannte und verteidigte Huygensche Undulationstheorie gemeint. Nach dieser ist die Lichtkraft aufzufassen als Schwingungen des Äthers, dessen Wellen von der Lichtquelle in unsere Augen gesandt werden und dort die optischen Organe der Netzhaut reizen

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervortat, zeigt' ich ihm einen Aufsatz[1], den ich während der Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammen arbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen alles in Anspruch genommen: dies hörte er im allgemeinen ganz geduldig an, als ich ihm aber die Abhandlung im einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus: ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen teilnehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!

Ebenso wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; freilich hatte er als Mensch[2], Geschäftsmann[3], Schriftsteller[4] gar vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hülfreichen Täuschung mißmutig entsagte. Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte, auf eine friedliche Teilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr beschäftigte und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wähnte.

Dadurch regte sich abermals der alte Adam; leichtsinnige Behauptungen, paradoxe Sätze, ironisches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter den Freunden: Schlosser verbat sich dergleichen sehr heftig, die Wirtin wußte nicht, was sie aus uns beiden machen

[1] Vgl. „Tag- und Jahreshefte" 1793. Von diesem Aufsatz ist sonst nichts bekannt. — [2] Bezieht sich wohl auf Schlossers erste Ehe und den frühen Tod Korneliens. — [3] Er nahm schon das Jahr darauf seinen Abschied als Direktor des Hofgerichts in Karlsruhe, weil er sich einen Eingriff des Landgrafen in das Urteil des Hofgerichts nicht gefallen lassen wollte. — [4] Bezieht sich wohl auf die geringen praktischen Erfolge, die Schlossers auf die Verbesserung der wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse in Deutschland zielende Schriften gehabt hatten.

sollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigstens, daß der Abschied zwar schneller als vorgesetzt, doch nicht übereilt erschien[1].

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt[2] wüßte ich wenig zu sagen, ebensowenig von meiner übrigen Rückreise; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Greueltaten einer verwilderten und zugleich siegberauschten Nation vernehmen[3]. Aber auch mir stand ein ganz eigener Wechsel der gewohnten Lebensweise bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Kampagne aus preußischen Diensten[4]; das Wehklagen des Regiments[5] war groß durch alle Stufen, sie verloren Anführer, Fürsten, Ratgeber, Wohltäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Tränen der besten[6]. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zusammengebracht und gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und einem heitern verständigen Umgang untereinander entsagen sollten. Die Gegend um Aschersleben[7], der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren, auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu geraten, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluten uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen[8].

---

[1] Über die Verstimmung zwischen Goethe und Schlosser vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — [2] Vom 9. bis 19. August. — [3] Am 16. Oktober 1793 wurde Marie Antoinette enthauptet, am 6. November der Herzog von Orléans. Es folgten die Hinrichtungen in Masse unter der Herrschaft Robespierres. — [4] Den Entschluß hatte der Herzog schon im Oktober 1793 gefaßt. — [5] Karl August verließ das Heer am 6. Dezember. Wenn er auch das offizielle Abschiedsgesuch erst von Weimar aus einreichte, so war doch seine Absicht nicht unbekannt geblieben. Der Abschied wurde am 5. Februar 1794 genehmigt. — [6] Doch war Goethe bei der Abreise des Herzogs nicht anwesend. Es ist vielleicht an spätere Verabschiedungen einzelner Offiziere in Weimar zu denken. — [7] Dort stand das Regiment in Garnison. — [8] Im Jahre 1806.

Anmerkungen der Herausgeber.

Zweiter Römischer Aufenthalt (S. 5—244).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Goethes „Zweitem Römischen Aufenthalt“ wurde zu Grunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827—30 (40 Bde. 8°). In Bd. 29 (1830): Zweyter Aufenthalt in Rom.

Ihr zur Seite steht:

*C*¹ = Dieselbe Ausgabe in klein 8° (Stuttg. u. Tüb. 1829).

In *W* (= Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weim. 1887 ff.) ist der „Zweite Römische Aufenthalt“ bis jetzt (Mai 1903) noch nicht erschienen.

Außer den in Bd. 14, S. 428 ff. für die „Italienische Reise“ vermerkten Siglen und Abkürzungen sind für den „Zweiten Römischen Aufenthalt“ noch folgende einzuführen:

R = Das römische Carneval. Berlin, gedruckt bey Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Commission bey Carl Wilhelm Ettinger. 1789. [69 S. und 20 Tafeln. 4°.]

S = Moritz, Über die bildende Nachahmung des Schönen (in den „Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts“, Bd. 31, Heilbr. 1888).

Ferner:

Bernoulli = Joh. Bernoulli, Zusätze zu den neuesten Reisebeschreibungen von Italien nach der in Herrn D. J. J. Volkmanns historisch kritischen Nachrichten angenommenen Ordnung (Leipz. 1777—82, 3 Bde.).

Helbig = Wolfgang Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom (2. Aufl., Leipz. 1899, 2 Bde.).

Ramdohr = Friedr. Wilh. Basilius von Ramdohr, Über Mahlerei und Bildhauerarbeit in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst (Leipz. 1787, 3 Bde.).

Weinlig = Christ. Traug. Weinlig, Briefe über Rom verschiedenen die Werke der Kunst usw. betreffenden Inhalts, nach Anleitung der davon vorhandenen Prospekte von Piranesi, Panini und andern berühmten Meistern (Dresd., 1782—87, 3 Bde., mit Kupfern).

Einleitung des Herausgebers (S. 7—10).

S. 7, Z. 6 ff. Vgl. Goethes Äußerung vom 10. April 1829 in Eckermanns „Gesprächen mit Goethe".

Z. 20. Erhalten sind von Briefen, die für den „Zweiten Römischen Aufenthalt" benutzt sind, Goethes Brief an Frau v. Stein vom 8. Juni 1787 (in den „Briefen", Bd. 8, S. 229 ff.), der schon in der „Italienischen Reise" für Neapel verwendet war und die Grundlage für den Anfang des „Zweiten Römischen Aufenthalts" abgegeben hat, ferner ein Brief an Frau v. Stein (vom [25. Aug.?], in den „Briefen", Bd. 8, S. 255), der S. 54 frei verwertet ist, und der Brief an den Freundeskreis vom 17. Sept. 1787, der in den „Septemberbericht" aufgenommen worden ist (vgl. S. 68 u. 72 ff.). Die beiden letzten Briefe waren in Eckermanns Besitz gekommen und sind so erhalten geblieben; vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 407.

Z. 24. So sind Volkmanns Ausführungen (Bd. 2, S. 613 f.) benutzt in der Einlage über Raffaels „Transfiguration" im „Dezemberbericht" (S. 132 f.), ebenso über die Aqua Paola (Bd. 2, S. 616 f. auf S. 131), über den Palast des Caracalla (Bd. 2, S. 569 auf S. 130), über die Geschichte der „Arcadia" (Bd. 2, S. 778 ff. auf S. 159 ff.), oder es wird gegen ihn polemisiert (S. 133 f. gegen Bd. 2, S. 373 f.). Vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 98 (17. Juli 1829): Las im Volkmann weiter. Und S. 99 (19. Juli): Besonders den December des römischen Aufenthalts redigiert, ausgestattet und geheftet.

Z. 26. Die „Admiranda Romae" von Bellori (erwähnt S. 112 f.) bekam Goethe von Leipzig (vgl. „Tagebücher", Bd. 11, S. 210), das „Speculum romanae magnificentiae" von Lafreri (erwähnt S. 112) wurde auf Meyers Anregung von der Bibliothek genommen („Tagebücher", Bd. 11, S. 212 f.), für die Beschreibung der Aqua Paola (S. 131) wurde das Werk ihres Baumeisters, des Fontana, die Bauwerke Sixtus V. darstellend, durchgegangen (vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 98 u. 376).

S. 8, Z. 30 f. Vgl. „Tagebücher", Bd. 6, S. 100.

Z. 34 ff. Vgl. „Tagebücher", Bd. 7, S. 77 (2.—4. Aug.).

Z. 38 ff. Vgl. „Tagebücher", Bd. 7, S. 136 u. 142, „Tag- und Jahreshefte", II. Teil, *W*, Bd. 36, S. 178 f.

S. 9, Z. 6. Nur das „Museum Worsleyanum" (vgl. S. 55) führte Goethe im Juli 1825 zu einer vorübergehenden Beschäftigung mit den „Briefen vom zweyten Aufenthalt in Rom", vgl. „Tagebücher", Bd. 10, S. 79 f.

Z. 7 ff. Vgl. „Tagebücher", Bd. 11, S. 201 ff., 216.

Z. 11 ff. Vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 25 ff., 121, und Eckermanns „Gespräche mit Goethe" vom 20. Febr. 1829.

Z. 13 ff. Vgl. „Briefe von und an Goethe", herausg. von Fr. W. Riemer, S. 230 (Leipz. 1846); „Tagebücher", Bd. 12, S. 36; „Tagebücher", Bd. 12, S. 48, und „Briefe von und an Goethe", herausgegeben von Riemer, S. 230 f.; „Tagebücher", Bd. 12, S. 50 ff.; zum „Philipp Neri" vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 61 f., 70, 83, 85,

90, 95; „Tagebücher", Bd. 12, S. 79; „Tagebücher", Bd. 12, S. 113, und „Briefe von und an Goethe", herausg. von Riemer, S. 231 (Berl. 1846).

S. 9, Z. 25. Zu Göttlings Durchsicht des Manuskripts vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 98, 113, 116, und „Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling", herausg. von K. Fischer, S. Vf., X, 62, 73, 75 f., 77 f., 85 ff., 89. (Münch. 1880).

Z. 27. Vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 114 u. 121, auch Goethes Brief an Zelter vom 20. Aug. 1829 im „Briefwechsel zwischen Zelter und Goethe", herausg. von Fr. W. Riemer, Bd. 5, S. 281 (Berl. 1834).

Z. 29 ff. Vgl. „Sulpiz Boisserée", Bd. 2, S. 519 u. 523 (Stuttg. 1862).

S. 10, Z. 6 ff. Vgl. „Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt", herausg. von Bratranek, S. 287 f. u. 290 (Leipz. 1876). Doch ist die Briefstelle hier durch eine Reihe von Fehlern entstellt, vgl. dazu den ersten Abdruck in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Nr. 35 vom 26. Aug. 1858, S. 644. Humboldts Anzeige, ursprünglich erschienen in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", ist wieder abgedruckt in den „Gesammelten Werken", Bd. 2, S. 215 ff. (Berl. 1841). Eine eingehende Würdigung brachten kurz nach Goethes Tode die „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 25.—28. März 1832 = Nr. 85—88, S. 361 ff.

Z. 19. Vgl. „Kampagne in Frankreich", S. 383, Z. 17 ff. dieses Bandes.

Juni. Korrespondenz (S. 11—28).

S. 11, Z. 4 ff. Frei nach dem Brief an Frau v. Stein vom 8. Juni 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 229 ff.).

S. 12, Z. 6. Schilderungen des damaligen Laufes der Kaskaden und der Ruinen von Tivoli bei Volkmann, Bd. 2, S. 837 ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 608 ff., Tischbein, Bd. 1, S. 170 ff., Moritz, Bd. 2, S. 123 ff., in Herders schönem Brief an seinen Sohn Gottfried, veröffentlicht in den „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. von Herders", von Maria Carolina von Herder, herausg. von Joh. Georg Müller, in den „Werken", Bd. 17, S. 69 ff. (Tüb. 1820), bei Meyer, S. 247 ff., Stolberg, Bd. 9, S. 368 ff., Gerning, Bd. 3, S. 157 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 91 ff., Rehfues, Bd. 4, S. 137 ff. Vgl. Haarhaus, Bd. 2, S. 156. Noch nach 30 Jahren erzählte der Wirt der „Sibilla" in Tivoli (namens Francesco, gepriesen von Moritz, Bd. 2, S. 129, in „Herders Reise", S. 185, von Meyer, S. 252 ff., und von Gerning, Bd. 3, S. 164, Anm.) mancherlei von Goethe und Moritz, vgl. „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen", herausg. von J. Fürst, S. 132 ff. (Berl. 1850). Moritz war bei Goethes Ankunft in Tivoli (vgl. die Daten Bd. 2, S. 123 u. 130), und Goethe hat ihn dort aufgesucht.

Z. 13. Nach Tischbein (Bd. 2, S. 99) ließ sich damals Philipp Hackert Silberzeug in Rom machen für seine dauernde Niederlassung in Neapel. Er war wie der Cavaliere Venuti im Auftrage des Königs Ferdinand I. in Rom in Sachen der Farnesischen Erbschaft. Vgl. Goethes

„Philipp Hackert“ unter „Farnesische Verlassenschaft“ (*W*, Bd. 46, S. 263). Im Juli 1787 kehrten sie mit Tischbein nach Neapel zurück.

S. 13, Z. 6. Daniel Volterra *C*[1]. Zum Kloster von S. Maria del Popolo vgl. Weinlig, Bd. 1, S. 8.

Z. 8 ff. Von dem Bild als in seinem Besitz befindlich erzählt Tischbein in einem Brief an Merck vom 10. Okt. 1787, vgl. „Briefe aus Mercks Nachlaß“, herausg. von K. Wagner, Bd. 1, S. 508 (Darmst. 1835). Daß es Angelika Kauffmann ganz in ihren Besitz brachte, erzählt sie in einem Brief an Goethe vom 5. Aug. 1788, vgl. „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 5, S. 46, ferner S. 59, dazu Gerning, Bd. 3, S. 141.

Z. 14. Vgl. Chr. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 254 (Jena 1848).

Z. 27 ff. Vgl. Goethes „Philipp Hackert“ unter „Studiengebäude“ (*W*, Bd. 46, S. 298 ff.), Gerning, Bd. 2, S. 75 ff. Die ganze Geschichte des Museums berichten 12 Marmortafeln, die in die Wände des Vestibüls eingelassen sind.

S. 14, Z. 3 f. Über den Toro Farnese vgl. zuletzt F. Studniczka, Der Farnesische Stier und die Dirkegruppe des Apollonios und Tauriskos in der „Zeitschrift für bildende Kunst“, Neue Folge, Bd. 14, Heft 7 (1903). Zur Geschichte des Toro vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 421 ff., Archenholtz, Bd. 2, S. 242 f. (1785), Gerning, Bd. 1, S. 253, u. Domenico Monaco, Guide général du Musée National de Naples, S. 32 f. (5. Aufl., Neap. 1890). Vgl. Brief an den Herzog vom 6. Juli 1787 („Briefe“, Bd. 8, S. 236).

Z. 5. Zur Carraccischen Galerie vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 413 ff. Bury kopierte nach Goethes Weggang aus Rom einzelne Stücke daraus für Goethe in Aquarell, vgl. „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 5, S. 11 f., 222 f.

Z. 8. Zur Galerie Colonna vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 282 ff., Ramdohr, Bd. 2, S. 60 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 281 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 209 f., Gerning, Bd. 3, S. 121 ff. Goethe hatte die Galerie zuerst am 6. Dezember 1786 besucht, vgl. *T*, S. 402 u. 403.

S. 15, Z. 14. Vgl. Schuchardt, Bd. 1, S. 392, Anm. Eine Abbildung des Goethebildes von Angelika Kauffmann findet sich u. a. bei Heinemann, Goethe, S. 375 (2. verb. Aufl., Leipz. 1899). Über die Geschichte des Bildes vgl. Julius Vogel, Römische Goethe-Bildnisse, „Illustr. Zeitung“ vom 25. Dez. 1902, S. 1003.

Z. 16 ff. Zum Petersfest vgl. Goethes Brief an Herders Kinder und Fritz v. Stein vom 30. Juni 1787 („Briefe“, Bd. 8, S. 234). Ausführlicher schildert dasselbe Schauspiel von demselben Tage Moritz, Bd. 2, S. 138 ff. Andere Darstellungen der Kuppelbeleuchtung und des Feuerwerkes bei Volkmann, Bd. 2, S. 639 f., Archenholtz, Bd. 2, S. 299 f. u. 307 ff. (1785), Meyer, S. 203 ff. u. 209 ff., und Rehfues, Bd. 3, S. 137 ff. Vgl. Gerning, Bd. 3, S. 45.

S. 16, Z. 22. Vgl. Carletta, Goethe a Roma, S. 7 ff. u. 58 (Rom 1899).

S. 17, Z. 27 u. Anm. 2. Vgl. „Tagebücher“, Bd. 12, S. 36.

S. 17, Z. 28 ff. Die Originale dieser Briefe sind veröffentlicht in *T*, S. 429 ff. und in den „Briefen", Bd. 8, S. 399 ff. Goethe schickte sie am 28. Juli 1787 an Frau v. Stein, vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 420.

Z. 31. Vgl. Tischbein, Bd. 2, S. 99.

S. 18, Z. 1 ff. Vgl. „Herders Reise", S. 159. Der Originalbrief Tischbeins hat richtiger *das Museum* statt dessen Muſeum. Über das Museum vgl. Schlußanmerkung zu „Ital. Reise", Bd. 14, zu S. 203, Z. 4 (S. 457). Zum Kardinal Stefano Borgia vgl. noch Bernoulli, Bd. 1, S. 415 f., 532, Bd. 2, S. 2, zum Museum Moritz, Bd. 3, S. 167, Gerning, Bd. 3, S. 136.

Z. 10 ff. Zu der Episode mit dem Schimmelhengst vgl. „Ital. Reise", Bd. 14, S. 204 f. und Schlußanm. zu S. 204, Z. 29 ff. (S. 457).

S. 19, Z. 18. Über den Marchese Lucchesini vgl. „Ital. Reise", Bd. 14, Schlußanm. zu S. 382, Z. 27 (S. 479).

S. 20, Z. 2. die sich alle in dieser Gegend geängstigt hatten. ist Zusatz Goethes.

S. 21, Z. 2 f. welche Aufmerksamkeit bis entfernt hatte. ist Zusatz Goethes.

Z. 35. Vgl. Tischbein, Bd. 2, S. 100, Moritz, Bd. 2, S. 25.

S. 22, Z. 1. Über Hamiltons Wohnungen in Neapel vgl. „Ital. Reise", Bd. 14, Schlußanm. zu S. 246, Z. 10 ff. (S. 462).

Z. 14. Reifenstein, eigentlich Reifstein geheißen, pflegt sonst mit ff geschrieben zu werden, vgl. Schlußanm. zu S. 154, Z. 2 in Bd. 14, S. 448. *C* u. *C*[1] haben immer Reifenstein.

Z. 20 ff. Ganz ähnliches von der Weihnachtszeit in Neapel erzählt Kotzebue, Bd. 3, S. 258 f.

Z. 28. Zur damaligen Einwohnerzahl Neapels vgl. Düntzer[1], S. 827.

S. 23, Z. 2 ff. indessen bis gehungert. ist Zusatz Goethes.

Z. 14 ff. Statt Esel steht in dem Originalbrief *Samareli* (= *somarelli*, Eselchen), statt Pomeranzen steht *lamergen* (= Lämmerchen), statt solcher Goldfrüchte steht *Eier*. Der Schluß des Briefes ist nicht aufgenommen. Vgl. *T*, S. 434 f. u. „Briefe", Bd. 8, S. 404.

Z. 22. Zum Datum vgl. *T*, S. 436 u. „Briefe", Bd. 8, S. 406.

Z. 24. Vgl. *T*, S. 435 u. „Briefe", Bd. 8, S. 405.

S. 24, Z. 13. Auch hier ist der Schluß des Briefes nicht aufgenommen, vgl. *T*, S. 438 u. „Briefe", Bd. 8, S. 405 f. Die Zeichnung besagt das Weitere. ist Zusatz Goethes. Der erklärende Zettel Goethes an Frau v. Stein findet sich *T*, S. 436 u. „Briefe", Bd. 8, S. 238. Die Zeichnung selber muß sich befinden unter den 126 Skizzen Tischbeins, die eine Mappe des Goethehauses in Weimar bewahrt, vgl. Jul. Vogel, in der „Illustr. Zeitung", a. a. O., S. 1003 f.

S. 25, Z. 21. begabten *C*[1].

Z. 24. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 697.

S. 27, Z. 9 f. Vgl. Schuchardt, Bd. 1, S. 403. Eine Textänderung ist nicht geboten.

Z. 33. fruchtbar Vorschlag von Schuchardt (Bd. 1, S. 404).

Juli. Korrespondenz (S. 29—40).

S. 29, Z. 11. Über die Acqua acetosa vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 805, Bernoulli, Bd. 1, S. 567, u. Sulger-Gebing, im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 241 (1897).

S. 30, Z. 7. Vgl. den „Status animarum" der Casa Moscatelli aus der Parrocchia di S. Maria del Popolo im J. 1787 bei Carletta, Goethe a Roma, S. 58 (Rom 1899): „Sig. Giorgio Zicci (d. i. Schütz) da Francoforte, Pittore, Sig. Federico Bir (d. i. Bury), Tedesco, Sig. Tisben (d. i. Tischbein), Tedesco, Sig. Filippo Miller (d. i. Goethe), Protestanti, Pittori."

Z. 13. Nach der „Brieftabelle" („Briefe", Bd. 8, S. 420) schrieb Goethe am 7. Juli an Frau v. Stein und an den Herzog (S. 235 ff.).

Z. 17 ff. u. Anm. 5. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13 dies. Ausg., S. 345, u. Bd. 7 dies. Ausg., S. 127 f.

S. 31, Z. 1 u. Anm. 1. Vgl. Goethes Briefe an den Herzog vom 6. [u. 7.] Juli 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 236).

Z. 5. Vgl. dazu „Briefe", Bd. 8, S. 237.

Z. 12. Moore wird unter den Landschaftsmalern auch hervorgehoben in Heinr. Meyers „Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrh." in Goethes „Winckelmann u. sein Jahrh.", S. 331 u. 380 (Tüb. 1805). Auch Herder besuchte ihn, vgl. „Herders Reise", S. 105, ferner vgl. Stolberg, Bd. 7, S. 215.

S. 32, Z. 1. *coeli C*[1] *celi C.* Z. 1 ff. Eine Seligsprechung dreier Franziskaner in derselben Kirche vom 15. Aug. 1787, der er mit *** (d. i. Goethe) beiwohnte, beschreibt Moritz (Bd. 2, S. 161 ff.). Vgl. Düntzer[1], S. 831 f.

Z. 15 ff. Vgl. „Tag- und Jahres-Hefte", 1787/88, I. Teil (*W*, Bd. 35, S. 10).

Z. 25. Vgl. „Ital. Reise", Bd. 14, S. 158.

S. 33, Z. 4. Über das Grabmal des Augustus und die Stiergefechte (giostre), die man damals in dem daraus hergerichteten „Amphiteatro Vivaldi" abzuhalten pflegte, vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 330 f., Moritz, Bd. 2, S. 198 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 139 f., Rehfues, Bd. 2, S. 42 ff., Gerning, Bd. 3, S. 43. Vgl. Haarhaus, Bd. 2, S. 41.

Z. 9. Über die verschiedenen Bildhauer Carlo Albacini vgl. „Allgem. Künstlerlexikon", herausg. von Jul. Meyer, Bd. 1, S. 170 (Leipz. 1870). Der hier gemeinte wird als Restaurator Farnesischer Statuen auch erwähnt im „Philipp Hackert" unter „Farnesische Verlassenschaft" (*W*, Bd. 46, S. 264). Vgl. Harnack, Kunstleben, S. 44.

Z. 11. Farneſiniſchen *CC*[1].

Z. 16. Vgl. Giambattista Casti, Opere complete, novella 34: „L'Arcivescovo di Praga", S. 183 ff. (Par. 1838).

Z. 20. Ebenda: „Il re Teodoro in Venezia", dramma eroi-comico per musica, S. 311 ff. Der „Re Teodoro in Corsica" ist in diese „Opere complete" nicht aufgenommen.

Z. 23 ff. Nagler („Künstlerlexikon", Bd. 19, S. 417, Münch. 1849) beschreibt dieses Bild von Andrea in der Galerie des Grafen Frioli

und erwähnt, daß es später übergegangen sei in den Besitz des Herrn Artaria in Wien.

S. 34, Z. 7 ff. Vgl. S. 22.

S. 35, Z. 17 ff. Vgl. Anton Raph. Mengs, Fragment eines zweyten Antwortsschreiben an Herrn Fabroni, die Gruppe der Niobe betreffend (in den „Hinterlassenen Werken", herausg. von Prange, Bd. 3, S. 101, Halle 1786): „ich unterstehe mich zu behaupten, daß, wenn der Apoll im Belvedere das Fleischichte und die Weichheit des sogenannten Antinous in eben diesem Museo hätte, so würde er ohnstreitig noch weit schöner sein" u. s. w.

Z. 28. In *C* u. *C*[1] steht der Abschnitt Sonntags d. 22. July hinter Freitag d. 27sten. Er ist mit Düntzer und Geiger nach dem Datum eingeordnet worden.

Z. 30 ff. Über den Palazzo Barberini u. seine Galerie vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 260 ff., Ramdohr, Bd. 2, S. 267 ff., über die „Eitelkeit u. Bescheidenheit", „eins der schönsten Gemählde von Lionardo da Vinci", S. 310, ferner Kotzebue, Bd. 3, S. 130, Gerning, Bd. 3, S. 141, Anm. Volkmann erwähnt auch eine Madonna unter Lionardos Namen (Bd. 2, S. 265). Über die Fornarina vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 264 f., Ramdohr, Bd. 2, S. 312 f.

S. 36, Z. 5. D'Agincourts Werk wird von Goethe zitiert in dem Aufsatz „Die Externsteine" (*W*, Bd. 49, 2, S. 51). Auch Herder verkehrte mit d'Agincourt in Rom, vgl. „Herders Reise", S. 351.

Z. 14. Über Dies vgl. Düntzer[1], S. 834, Harnack, Kunstleben, S. 27.

Z. 22. Zur Trajanssäule zu Goethes Zeit vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 155 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 248 (1897).

Z. 27. Über den Monte Cavallo zu Goethes Zeit vgl. Weinlig, Bd. 2, S. 4 mit der Veduta della Piazza di Monte Cavallo nach Piranesi, No. XII, Volkmann, Bd. 2, S. 270 ff., Ramdohr, Bd. 3, S. 360 f., Moritz, Bd. 3, S. 30 ff., Harnack, Kunstleben, S. 39 f., Haarhaus, Bd. 2, S. 41 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 230 (1897).

S. 37, Z. 2 ff. Zur Villa Patrizzi vgl. Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 241 (1897).

Z. 7. Zur „Antoninischen Säule" vgl. Weinlig, Bd. 3, S. 43 f. u. die Veduta della Colonna Antonina nach Piranesi, No. XXIX, Volkmann, Bd. 2, 308 f., 313 f., Gerning, Bd. 3, S. 54. Die Basis der eigentlichen Antoninischen Säule steht jetzt in dem vatikanischen Giardino della Pigna. Dort sah sie schon Gerning (Bd. 3, S. 113). Vgl. Sulger-Gebing, a. a. O., S. 226.

Z. 8. Zum Palazzo Chigi vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 309 ff., Sulger-Gebing, a. a. O., S. 226.

Z. 17. Zum Palazzo Piombino vgl. Sulger-Gebing, a. a. O., S. 226.

S. 38, Z. 5. Zu den Intermezzi vgl. „Novemberbericht", S. 110 ff., Moritz, Bd. 2, S. 211.

Z. 12. Über die damaligen Kunstschätze des Palazzo Rondanini vgl. Stolberg, Bd. 7, S. 210.

S. 38, Z. 13 ff. u. Anm. 3. Vgl. „Tagebücher", Bd. 10, S. 137 (21. Dezbr.) u. *T*, S. 414.

S. 39, Z. 29. Zu den Operettenaufführungen in Andrea della Valle vgl. „Korrespondenz" vom 12. Sept. 1787, S. 67, u. Moritz, Bd. 2, S. 211 ff. Über die Lage des Theaters vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 448.

Z. 30 ff. Zum „L'Impresario in angustie" vgl. „Tag- u. Jahres-Hefte" 1791, I. Teil (*W*, Bd. 35, S. 19), Düntzer[1], S. 835, Heinemann, Bd. 1, S. 362 dies. Ausg. Moritz (Bd. 2, S. 216 ff.) berichtet ausführlich über den Inhalt, danach müßte im Goethischen Text *prima donna* und *seconda donna* vertauscht werden.

Bericht (S. 42—48).

S. 42, Z. 9 ff. Der ganze Absatz „Störende Naturbetrachtungen" wurde mit geringen Veränderungen von Goethe wieder aufgenommen in der ausführlichen Gestalt des Aufsatzes: „Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit" vom Jahre 1831 (*W*, II. Abt., Bd. 6, S. 121 ff.).

S. 43, Z. 18. Kreuze *CC*[1] Kranze *W* (II. Abt., Bd. 6, S. 123).

Z. 30 ff. Vgl. Brief an Knebel vom 18. Aug. u. 3. Okt. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 251 u. 268, sowie Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd. 2, S. 279 f. (Berl. 1841).

S. 44, Z. 23. Über Fritz Bury vgl. Harnack, Kunstleben, bes. S. 45, 96 ff., G. v. Graevenitz, Deutsche in Rom, S. 231 f. (Leipz. 1902). Seine Briefe an Goethe sind veröffentlicht von O. Harnack im 5. Band der „Schriften der Goethegesellschaft". Vgl. ferner „Herders Reise", S. 86 f., 107, 273, Gerning, Bd. 3, S. 141 f. Das Todesjahr ist entnommen dem „Allgemeinen Künstlerlexicon" von Singer, Bd. 1, S. 203 (Frankf. a. M. 1894).

Z. 31. Kranz war im Januar 1787 mit Goethe in Rom zusammen gewesen (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 140), und schon damals hatte ihn Goethe zu einem kleinen Konzert herangezogen (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 150 u. 167 f.). Er ging von Rom zum Karneval nach Neapel. Schon im Februar ist von seiner Heimreise die Rede (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 160, 165, 183), aber sie muß sich bis zum August hinausgeschoben haben (vgl. „Septemberkorrespondenz" vom 12., S. 67, u. Brief an Philipp Seidel vom 10. Nov. 1787, in den „Briefen", Bd. 8, S. 289). Danach ist seine Beteiligung auch an diesem Sommerkonzert durchaus möglich, vgl. Geiger, S. 412, dagegen Düntzer[2], Bd. 2, S. 69, 93 u, *T*, S. 418.

S. 45, Z. 5. Über Jenkins vgl. Justi, Winckelmann u. seine Zeitgenossen, Bd. 2, S. 303 (2. Aufl., Leipz. 1898), Harnack, Kunstleben, S. 83 f., G. v. Graevenitz, a. a. O., S. 257, Friedrich Noack im „Jahrbuch", Bd. 24, S. 153 ff. (1903); über Volpato Rehfues, Bd. 2, S. 348 ff.

S. 46, Z. 3 f. gab sodann auch die Ankunft des Grafen jedoch neuen Anlaß. *CC*[1]. Schuchardt (Bd. 1, S. 419) wollte das jedoch einfach streichen, ebenso Geiger (S. 413), es scheint aber wohl, wie Düntzer

(Düntzer[1], S. 377 u. 607 f. und Düntzer[2], Bd. 2, S. 71) annimmt, Verbesserung von Johann auch gewesen und so in den Text gekommen zu sein.

S. 46, Z. 10 f. Goethe erzählt ausführlich von diesem gefälschten Cameo im Brief an den Herzog vom 28. Sept. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 263).

Z. 14 u. Anm. 4. Über Parisstatuen im Vatikan vgl. Raumdohr, Bd. 1, S. 94, Stolberg, Bd. 7, S. 289, Helbig, Bd. 1, S. 111 f., 244 f.

S. 47, Z. 6. Vgl. Goethes ähnlichen Ausspruch über Schiller u. Goethe in Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" vom 12. Mai 1825.

Z. 17. controverliren *C*[1].

S. 48, Z. 15. Von dem Gemälde schrieb Tischbein an Goethe am 21. Juli (vgl. *T*, S. 436 u. „Briefe", Bd. 8, S. 405 f.) sowie an Merck vom 10. Okt. 1787 (vgl. „Briefe aus Mercks Nachlaß", herausg. von K. Wagner, Bd. 1, S. 507, Darmst. 1835, und „Merkur" vom Jahre 1788, I, S. 266 ff.), und er gibt eine ausführliche Beschreibung davon in seiner Selbstbiographie, Bd. 2, S. 104 ff., ebenso Meyer in seinem Brief an Goethe vom 22. Juli 1788 aus Neapel in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 69. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 10, S. V (1889). Über Zeichnungen und Skizzen zu dem Bilde vgl. Ruland, Einige ältere Illustrationen zu Goethes Iphigenie (im „Jahrbuch", Bd. 9, S. 220 ff., 1888).

Z. 16. daselbst *C C*[1] damals Vorschlag von Schuchardt (Bd. 1, S. 421).

Augusts Korrespondenz (S. 49—57).

S. 49, Z. 15. Der in manchen Ausgaben an dieser Stelle oder am Schluß der „August-Korrespondenz" folgende Brief: Bei meiner Rückreise durch die Schweiz u. s. w. (vgl. *T*, S. 312 f. u. „Briefe", Bd. 8, S. 238 f.) ist von Riemer und Eckermann willkürlich in die Quartausgabe vom Jahre 1837 (Bd. 2, S. 391) eingeschoben worden.

Z. 17. Eine ausführliche Begründung des Entschlusses, bis zu Ostern in Rom zu bleiben, gibt Goethes Brief an den Herzog vom 11. Aug. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 239 ff.).

S. 50, Z. 10 f. Am 10. Okt. 1787 schrieb Tischbein an Merck, daß er Goethe in Neapel erwarte und mit ihm nach Rom zurückreisen wolle, vgl. „Briefe aus Mercks Nachlaß", herausg. von K. Wagner, Bd. 1, S. 507 (Darmst. 1835).

Z. 12. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 25. Jan. 1788 („Briefe", Bd. 8, S. 328).

Z. 14. Vgl. „Brieftabelle", „Briefe", Bd. 8, S. 420.

Z. 17 ff. Über Maxim. Verschaffeldt vgl. Harnack, Kunstleben, S. 85 f., G. v. Graevenitz, a. a. O., S. 252; ein wunderlicher Brief von ihm an Goethe ist abgedruckt in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 40 ff. Über Goethes Begegnung mit seinem Vater Peter Verschaffeldt vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13 dies. Ausg., S. 60.

Z. 24. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 420.

S. 51, Z. 4. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 420.

S. 52, Z. 4 ff. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 198, u. Moritzens Brief vom 1. Sept. 1787 an seinen Verleger Campe bei Leyser, Joachim Heinrich Campe, Bd. 2, S. 348 (Braunschw. 1877).

Z. 16. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 420.

Z. 20. Über den Prinzen Borghese-Aldobrandini vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 306, Bd. 2, S. 163, Stolberg, Bd. 7, S. 300.

Z. 21. Über diesen vermeintlichen „Christus" von Lionardo vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 307, Stolberg, Bd. 7, S. 303 f., Gerning, Bd. 3, S. 141, Anm., H. Meyer, Neudeutsche religios-patriotische Kunst (in „Kunst u. Altertum", Bd. 1, Heft 2, S. 18), Sulger-Gebing, Die Brüder A. W. u. F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst, S. 108, Anm. (Münch. 1897), Geiger, S. 426.

S. 53, Z. 16. Vgl. Düntzer[1], S. 840. Herder machte die Bekanntschaft des Kardinalstaatssekretärs, vgl. „Herders Reise", S. 175.

Z. 21 u. Anm. 2. Vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 215, 229, 324, 337.

S. 54, Z. 9 ff. Freie Verwertung eines Briefs an Frau v. Stein (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 255), der in Eckermanns Besitz gekommen war und so erhalten geblieben ist (vgl. S. 407).

Z. 25. Vgl. Heinrich Funck, Goethe und Lavater, S. VIII ff. („Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 16, Weim. 1901).

Z. 32. Vgl. Düntzer[1], S. 846.

S. 55, Z. 1 u. Anm. 1. Vgl. „Tagebücher", Bd. 10, S. 79 (17. Juli 1825).

Z. 13 f. Vgl. Herders „Sämtliche Werke", herausg. von B. Suphan, Bd. 16, S. 401 ff. (Berl. 1887).

Z. 26. Über die Französische Malerakademie vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 293 ff., Weinlig, Bd. 1, S. 7, Ramdohr, Bd. 3, S. 135 ff.

Z. 27 ff. Vgl. Heinrich Meyer in seinem „Entwurf zu einer Kunstgeschichte des 18. Jahrh." (in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 316, Tüb. 1805).

S. 56, Z. 16. Trippel, der „von allen Kennern jetzt für den besten Bildhauer in Rom gehalten wird" (Archenholtz, Bd. 2, S. 263, Leipz. 1785). Vgl. Meyer, S. 142 ff. Über seine Privatakademie vgl. Tischbein, Bd. 1, S. 183. Goethe hatte ihn gleich nach seiner Ankunft in Rom kennen gelernt, vgl. Brief an den Freundeskreis vom 7. Nov. 1786 („Briefe", Bd. 8, S. 46). Literatur über ihn in „Goethes Briefen an Frau v. Stein", Bd. 2, S. 592 f. (3. Aufl., Frankf. a. M. 1900).

Z. 19 u. Anm. 3. Das Tonmodell der Trippelbüste wurde zuerst reproduziert im „Jahrbuch", Bd. 8, vgl. S. IV (1887), und jüngst von Jul. Vogel in der „Illustr. Zeitung" vom 25. Dez. 1902, S. 1001.

S. 57, Z. 16. Diminutiv C^1.

Z. 24 u. Anm. 2. Vgl. Herders „Sämtliche Werke", herausg. von B. Suphan, Bd. 16, S. 525 (Berl. 1887).

Bericht (S. 57—61).

S. 58, Z. 14 ff. u. Anm. 3. Vgl. „Kunst und Altertum", Bd. 1, 2. Heft, S. 1 ff. (Stuttg. 1817), bes. S. 17 f.

S. 58, Z. 28. Über Lips vgl. Düntzer[1], S. 348, „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. XXX, u. seine daselbst veröffentlichten Briefe an Goethe, S. 155 ff. u. 158 f., G. v. Graevenitz, a. a. O., S. 248 f.

S. 60, Z. 1 ff. Alle die erwähnten französischen Maler werden behandelt von Heinrich Meyer in seinem „Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrh." (in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", Tüb. 1805), David S. 313 f., Drouais S. 315 f., Gagneraux mit seiner „Zusammenkunft Gustav III. von Schweden und Pius VI." (jetzt im Rudolfinum in Prag) S. 312 f., Des Marés S. 316 f., Gauffier S. 317, St. Ours S. 317, Boguet S. 333 f.

Z. 3 f. Von seinem „Hector" erzählt Tischbein, Bd. 2, S. 65 f. Vgl. Alten, S. 37 f. u. Goethes Brief an Ernst II. von Gotha vom 6. Febr. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 173). Das Bild blieb unvollendet, vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 13, und „Briefe", Bd. 9, S. 92.

Z. 4 u. Anm. 3. Über den „Marius" von Drouais vgl. auch Tischbein, Bd. 2, S. 55 f., und „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 53.

Z. 5. Zu Des Marés vgl. Nagler, „Künstlerlexikon", Bd. 3, S. 360 (Münch. 1836). Er wird von Hackert charakterisiert im „Philipp Hackert" (*W*, Bd. 46, S. 385). Gauffiers und seiner Frau früher Tod wird erwähnt im „Philipp Hackert" (*W*, Bd. 46, S. 385).

Z. 6. Über Boguet vgl. Nagler, „Künstlerlexikon", Bd. 2, S. 4 (Münch. 1835). Er lebte 1835 noch in Rom. Er wird auch erwähnt im „Philipp Hackert" (*W*, Bd. 46, S. 383).

Z. 10 ff. Vgl. die Briefe Moritzens aus Italien an Campe, abgedruckt bei Leyser, Joachim Heinr. Campe, Bd. 2, S. 329 ff. (Braunschw. 1877).

S. 61, Z. 5. Über die Antikensammlung des Palastes Giustiniani vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 432 f., Bernoulli, Bd. 1, S. 440 ff., Ramdohr, Bd. 3, S. 1 ff., Archenholtz, Teil 5, S. 85 (1787), Stolberg, Bd. 7, S. 211 ff. Die Geschichte von der Auffindung des Kopfes erzählt Kotzebue, Bd. 3, S. 169 f. Doch versetzen andere Berichte diese in eine spätere Zeit, als in das Jahr 1787, vgl. Düntzer[1], S. 849, und Tischbeins Brief an Anna Amalia vom 18. Dez. 1792 bei Alten, S. 57.

Z. 9 u. Anm. 2. Über den Apollo Pourtalès vgl. Collignon, Geschichte der griech. Plastik, deutsch von Baumgarten, Bd. 2, S. 490 f. (Straßb. 1898).

September. Korrespondenz (S. 62—71).

S. 62, Z. 6. Über Goethes Verhältnis zu Kayser vgl. C. A. H. Burkhardt, Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser (Leipz. 1879), G. v. Graevenitz, a. a. O., S. 253 ff. Wegen der Musik zum „Egmont" hatte ihm Goethe am 14. Aug. 1787 geschrieben, vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 244.

S. 63, Z. 7 ff. Über die Geschichte des zertrümmerten Obelisken vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 325 ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 421, Goethes Brief an Schnauß (?) vom 1. Okt. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 265), Stolberg, Bd. 7, S. 267, Gerning, Bd. 3, S. 50, Kotzebue, Bd. 3, S. 83, dazu:

Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie, 3. Sektion, Bd. 1, S. 40 (Leipz. 1830), Haarhaus, Bd. 2, S. 44f. Nach Ersch und Grubers Artikel ließ Pius VI. die 5 Bruchstücke des Obelisken am 12. Juni 1792 aufrichten, Haarhaus nennt dagegen das Jahr 1789, und Stolberg sagt a. a. O. unterm 26. Jan. 1792: „Auf dem Monte Citorio ... steht ein Obelisk" u. s. w. Falsch ist wohl das Jahr 1798, das Sulger-Gebing im „Jahrbuch" (Bd. 18, S. 226) angibt.

S. 63, Z. 21. Was man damals unter hetrurischer Kunst verstand, lehrt Heinr. Meyers Aufsatz „Über etrurische Monumente", in den „Propyläen", herausg. von Goethe, Bd. 1, S. 66 ff. (Tüb. 1798).

S. 64, Z. 21 f. Da Kayser inzwischen geschrieben hatte, er werde selbst nach Rom kommen, sollte der „Egmont" nicht über Zürich (vgl. S. 62, Z. 6) geschickt werden, vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 257 (11. Sept.). Der zu Grunde liegende Originalbrief stammt nicht vom 6. Sept., sondern vom 15. Sept. und war an Herder gerichtet, vgl. „Brieftabelle", in den „Briefen", Bd. 8, S. 420.

S. 65, Z. 1 u. Anm. 1. Vgl. Goethes Brief an Knebel vom 3. Okt. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 268) und Herders „Sämtliche Werke", herausgegeben von B. Suphan, Bd. 16, S. 496 f. (Berl. 1887).

S. 66, Z. 8. Vgl. S. 70, Z. 6, S. 198, Z. 13 f., u. Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd. 2, S. 285, Anm. (Berl. 1841).

Z. 20. Zu den Schwanzmenschen vgl. Düntzer[1], S. 851 f.

S. 67, Z. 1. Die prosaische Fassung von „Erwin und Elmire" findet sich im „Jungen Goethe", Bd. 3, S. 504 ff. (Leipz. 1875).

Z. 15. Zu der Schachtel, die Kranz mitgegeben wurde, vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 160, 165, 183, 289.

S. 68, Z. 8. Das Blatt ist der aus Eckermanns Nachlaß erhaltene und darum in *T* nicht veröffentlichte „ostensible" Brief vom 17. Sept. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 257 ff.). Es stimmen alle Daten. Am 16. Sept. machte Goethe Cassas' Bekanntschaft, am 17. beschrieb er die Zeichnungen in jenem Briefe, am 22. wurde dieser mit einem Brief an Frau von Stein abgeschickt (vgl. „Brieftabelle", Bd. 8, S. 420). Der Abschnitt: Hier liegt ein Blatt bei, u. s. w., stammt aus dem Brief an Frau von Stein vom 22. Sept. (vgl. Düntzer[2], Bd. 2, S. 94).

Z. 11. Caſſas *C*[1] Caſſas *C so immer* (vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe u. K. Göttling", herausg. von K. Fischer, S. 89 (Münch. 1880).

Z. 30. Vgl. Chr. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 2, S. 344 ff. (Jena 1848).

S. 69, Z. 15. Vgl. Schillers Brief an Körner vom 29. Aug. 1787 („Briefwechsel", Bd. 1, S. 134; Stuttg. o. J.) u. Goethes Brief an Voigt v. 23. Oktbr. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 273.

Z. 24. Vgl. „Brieftabelle", „Briefe", Bd. 8, S. 420.

Z. 25 ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 11. Aug. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 242).

S. 70, Z. 23. Zu dieser Redewendung vgl. *T*, S. 137: Es iſt alles im Fluge geſchoſſen, wie du ſiehſt, „Briefe", Bd. 6, S. 325: Ich habe einige

Beyträge zu meinem 5ten Teil (des „Wilhelm Meister") im Fluge geschossen, „Briefe", Bd. 9, S. 60: man schießt eine solche Wissenschaft nicht im Fluge (vgl. *T*, S. 386).

S. 70, Z. 29 u. Anm. 1. Zu Thurneisen vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 309, 351, 431.

Bericht (S. 72—81).

S. 72, Z. 3 ff. Nach dem Brief an den Freundeskreis vom 17. Sept. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 257 ff.).

Z. 10 u. Anm. 1. Vgl. Geiger, S. 438, Anm. 2.

Z. 15. respective *CC*[1] respektirte „Briefe" (Bd. 8, S. 258).

Z. 27 f. auf eine Italiänische Meile lang *CC*[1] eine Italiänische Meile lang („Briefe", Bd. 8, S. 258).

S. 75, Z. 19. Über den Wert dieser Pasten vgl. „Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königl. Museum der Altertümer zu Berlin, Berl. 1827" (*W*, Bd. 49, 2, S. 113 ff.).

S. 77, Z. 8 f. Langeweile *C*[1].

Z. 16. Vgl. Schlußanmerkung zu „Ital. Reise", S. 166, Z. 4 ff. (Bd. 14, S. 451). Dazu: Harnack, Kunstleben, S. 107 f.

Z. 34. Über Unterberger vgl. Harnack, Kunstleben, S. 25, und die Künstlerlexika von Nagel (Bd. 19, S. 247 ff.; Münch. 1849) und Singer (Bd. 4, S. 466; Frankf. a. M. 1899). Es ist wohl ein Irrtum Heinrich Meyers, der den Maler in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert" (S. 305, Anm.) noch im Jahre 1805 in Rom leben läßt.

S. 79, Z. 1. Über Joh. Georg Schütz vgl. Harnack, Kunstleben, S. 40, 45, 56, 111; v. Graevenitz, a. a. O., S. 232. Zwei Briefe von ihm an Goethe sind veröffentlicht in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 31 ff. u. 153 ff. Sein Bild „Luna und Endymion" wird von Heinrich Meyer in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 320 (Tüb. 1805) gerühmt.

Z. 3 f. Statt *il Barone* gibt das Goethische Register der Spitznamen des römischen Kreises *Conte* an, vgl. *T*, S. 475.

S. 80, Z. 8. könne *C*[1].

Z. 17. Zur Villa Aldobrandini in Frascati vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 850 ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 613, Gerning, Bd. 3, S. 154 f. Domenichinos Fresken („die Ovidischen Metamorphosen") im Apollosaal der Villa, die später in den Palazzo Borghese nach Rom überführt wurden, rühmt Goethe in den „Sprüchen in Prosa", Nr. 154, herausg. von G. v. Loeper in „Goethes Werken", Bd. 19, S. 144 (Berl., Hempel, o. J.), den Aldobrandinischen Garten in „Wilhelm Tischbeins Idyllen" (*W*, Bd. 49, 1, S. 312).

S. 81, Z. 20. Zu der Bedeutung von „Ritornello" vgl. „Ital. Reise", Bd. 14, S. 416, Anm. 2.

Oktober. Korrespondenz (S. 82—93).

S. 82, Z. 15. Gegenüber den begeisterten Äußerungen in der

„Ital. Reise“ enthält eine ausführliche tadelnde Kritik des Tischbeinschen Wesens Goethes Brief an Herder nach Neapel v. 2. März 1789 („Briefe“, Bd. 9, S. 91 ff.). Vgl. dazu Fr. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd. 2, S. 677 (Berl. 1841) und Alten, S. 44 ff.

S. 84, Z. 5 f. Die „Dritte Sammlung“ der „Zerstreuten Blätter“ vgl. in Herders „Sämtlichen Werken“, herausg. von B. Suphan, Bd. 15, S. 513 ff. (Berl. 1888); den dritten Teil der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, herausg. von H. Düntzer in „Herders Werken“, Bd. 11, S. 3 ff. (Berl., Hempel, o. J.).

Z. 13 u. Anm. 6. Vgl. Herders „Sämtliche Werke“, herausg. von B. Suphan, Bd. 15, S. 571 (Berl. 1888).

Z. 16. Die „Bilder und Träume“, vgl. Herders „Sämtliche Werke“, herausg. von B. Suphan, Bd. 29, S. 73 ff., (Berl. 1889), die „Blätter der Vorzeit“, Bd. 26, S. 311 ff. (Berl. 1882).

Z. 18. Vgl. „Briefe“, Bd. 8, S. 279, 343, 349.

Z. 19. Vgl. Düntzer[1], S. 861 f.

Z. 23 ff. Über das Verhältnis Goethes zu Claudius vgl. W. Herbst, Matthias Claudius der Wandsbecker Bote, S. 322 ff. (3. verm. Aufl., Gotha 1863). Das Lied steht in Matthias Claudius' „Werken“, 13. Aufl., herausg. von C. Redlich, Bd. 1, S. 83 (Gotha 1902).

S. 85, Z. 8 ff. Vgl. G. Poel, Joh. Georg Hamann, der Magus im Norden, Bd. 1, S. 113 ff. (Hamb. 1874).

Z. 23. Vgl. Goethes „Sprüche in Prosa“, Nr. 452—455, herausg. von G. v. Loeper in „Goethes Werken“, Bd. 19, S. 98 (Berl., Hempel, o. J.).

Z. 26 ff. Vgl. Düntzer[1], S. 863. Die Widmung des „Nathanael“ an Goethe v. 26. Febr. 1786 vgl. bei H. Funck, Goethe und Lavater in den „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 16, S. 375 f. (Weim. 1901).

S. 86, Z. 28 u. Anm. 4. Vgl. Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ vom 14. sowie 8. April 1829, ferner „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 5, S. 114, 116, 121, 138 (Weim. 1890).

S. 87, Z. 13. Über Anton von Maron vgl. die Künstlerlexika von Nagel (Bd. 8, S. 344, Münch. 1839) und Singer (Bd. 3, S. 114, Frankfurt a. M. 1897). Auch hier irrt Heinr. Meyer, indem er in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert“ (S. 305, Anm.) ihn 1805 vor einigen Jahren in Rom gestorben sein läßt.

S. 88, Z. 6, Anm. 1. Goethes Rückkehr von Castel Gandolfo hat erst kurz vor dem 23. Okt. stattgefunden, vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 23. Okt. („Briefe“, Bd. 8, S. 270).

S. 89, Z. 4. Vgl. das Mährchen von Christus in Goethes Brief an Herder v. 4. Sept. 1788 („Briefe“, Bd. 9, S. 18).

S. 90, Z. 23 f. Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 30. Dez. 1795 („Briefe“, Bd. 10, S. 357): er [Meyer] ist glücklich daselbst [in Rom] angelangt und sitzt nun freylich im Rohre; aber er beschwert sich bitterlich über die andern Gesellen die auch da sitzen, Pfeifen schneiden und ihm die Ohren voll dudeln.

S. 91, Z. 2. Das Wort „Seccatur" und „seccieren" wird in jener Zeit oft von Goethe gebraucht, vgl. S. 198 u. „Briefe", Bd. 8, S. 294, 315, 326. Über den Begriff *Seccatura* vgl. Moritz, Bd. 3, S. 48 f.

Z. 7. Vgl. *T*, S. 161: Seine [Tintorettos] Gestalten seine Compositionen haben nicht die Sodezza welche zu großen Figuren erfordert wird. und „Briefe", Bd. 8, S. 235: ich finde mich nun, zum erstenmal auf meiner ganzen Reise, mit dem wahren Gefühl, von Sodezz, in Rom, wo die Sodezz oder der höchste Leichtsinn hin gehört.

Z. 26 u. Anm. 4. Über Kaysers „Scherz, List und Rache" vgl. Burkhardt, Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser, S. 22 ff. (Leipz. 1879).

Z. 28 u. Anm. 5. Zur „neuen Oper" vgl. Goethes Brief an Kayser vom 14. Aug. 1787 und an Bertuch vom 27. Okt. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 244 ff. u. S. 284).

Z. 28. Die erste meist prosaische Fassung von „Claudine von Villa Bella" findet sich im „Jungen Goethe", Bd. 3, S. 540 ff. (Leipz. 1875).

S. 92, Z. 8. flugen C^1.

Z. 31 u. Anm. 1. Über von Ramdohrs Buch vgl. Harnack, Kunstleben, S. 93 ff., über den Verfasser Geiger, S. 459.

S. 93, Z. 16. Vgl. Wielands „Anzeiger des Teutschen Merkur", Septemberheft 1787, S. CXXI ff.

Bericht (S. 94—104).

S. 94, Z. 7 u. Anm. 1. Vgl. Friedrich Noack im „Jahrbuch", Bd. 24, S. 154, Anm. 2.

Z. 22. nicht fehlt CC^1.

S. 95, Z. 17. Der Name der schönen Mailänderin Maddalena Riggi ist bekannt geworden durch einen Brief Angelika Kauffmanns an Goethe vom 1. Nov. 1788 (vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 99, dazu S. 236 f., und Adolf Stern in den „Grenzboten", 49. Jahrg., 1890, Bd. 4, S. 581 ff.). Ihre Lebensschicksale hat durch eifriges Nachforschen aufgeklärt Carletta (Pseudonym für Antonio Valeri) in dem Aufsatz „La bella Milanese di Goethe" in der Zeitschrift „La Vita Italiana" (Januar 1897, S. 129 ff.) und dem besonders erschienenen Schriftchen „Goethe a Roma, III. La bella Milanese" (Rom 1899). Derselbe hat das von Angelika Kauffmann gemalte Bild Maddalena Riggis wieder entdeckt; es ist reproduziert bei Heinemann, Goethe, S. 382 (2. Aufl., Leipz. 1899). Ein zweites von dem Berliner Bild nur wenig abweichendes Exemplar besitzt Herr Rudolf Rieter-Ziegler in Winterthur, veröffentlicht von O. Waser in der Zeitschrift „Die Schweiz" (1902). Das von Keil in der „Gartenlaube" (v. J. 1869, Nr. 61) veröffentlichte Bild hat nichts mit der schönen Mailänderin zu tun. Vgl. Karl Heinemann, Maddalena Riggi, in Velhagen und Klasings „Monatsheften", XIII. Jahrg., Bd. 2, S. 574 ff. (1898/99).

S. 95, Z. 28. offnen C^1.

S. 97, Z. 2. Camoccini C^1. Über Cammuccini vgl. Düntzer[1], S. 877.

Z. 23. Beispiele für den Goethischen Gebrauch von „der Period" vgl. Grimms „Deutsches Wörterbuch", Bd. 7, S. 1545 f. (Leipz. 1889).

S. 102, Z. 6. Von demselben Pulcinell, der zugleich Schuster war und zugleich am Teatro della Valle spielte, erzählt Archenholtz, Bd. 2, S. 321 f. (Leipz. 1785).

S. 103, Z. 10. Ergebnisse CC^1 Erlebnisse Vorschlag von Schuchardt (Bd. 1, S. 468).

November. Korrespondenz (S. 105—108).

S. 105, Z. 11. er] es C^1C.

S. 106, Z. 12 f. Puppen- und Lattenwerks C^1.

Z. 17 ff. Vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 279 f., 343.

Z. 20 ff. Der Abschnitt Rom, den 3. November steht in C^1C hinter dem ersten Abschnitt Rom, den 10. November.

Z. 31 u. Anm. 3. Zu Tischbeins Rückkunft im März 1789 vgl. „Schriften der Goethe-Gesellschaft", Bd. 5, S. 144 f.

S. 107, Z. 1 u. Anm. 1. Vgl. Goethes Brief an Kayser vom 11. Sept. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 256).

Z. 7. Vgl. „Brieftabelle", in den „Briefen", Bd. 8, S. 421.

Z. 27. Vgl. „Brieftabelle", in den „Briefen", Bd. 8, S. 421.

S. 108, Z. 27 ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 8. Dez. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 305).

Bericht (S. 109—120).

S. 109, Z. 6. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13 dies. Ausg., S. 171 ff.

Z. 8 ff. u. Anm. 2. Vgl. Goethes Brief an Kayser vom 14. Aug. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 244).

S. 110, Z. 14. thörig C^1.

Z. 17. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 12 dies. Ausg., S. 108, und Bd. 13, S. 266 f.

Z. 24. „Erwin und Elmire" war in der Urgestalt von Johann André in Offenbach komponiert worden, vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13 dies. Ausg., S. 343, „Claudine" in der neuen Gestalt von Reichardt, vgl. A. Bock, Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik, S. 92, S. 96 ff. (Gießen 1900), Burkhardt, Goethe und Kayser, S. 45 u. 75 (Leipz. 1879), und Eckermanns „Gespräche mit Goethe" vom 8. April 1829.

Z. 33. Vgl. Düntzer[1], S. 887.

S. 111, Z. 12 ff. und Anm. 2. Vgl. „Tagebücher", Bd. 1, S. 32, und Düntzer, Zur Kritik und Erklärung von Goethes Tagebuch (in Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte", Bd. 5, S. 408, Leipz. 1876).

Z. 19. Zur Entstehungszeit von „Scherz, List und Rache“ vgl. Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd 2, S. 194 ff. (Berl. 1841), Burkhardt, Goethe und Kayser, S. 21 ff. (Leipz. 1879), „Briefe an Frau von Stein“, Bd. 2, S. 101 und 543 (3. verb. Aufl., Frankf. a. M. 1900).

S. 112, Z. 23. Über die Bibliothek von Santa Maria sopra Minerva vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 457 f. (S. 492 ff., 2. Aufl.), Bernoulli, Bd. 1, S. 450 f., Moritz, Bd. 2, S. 188 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 68.

Z. 26 ff. Über die angeführten Kupferwerke vgl. Düntzer[1], S. 887, Düntzer[3], Bd. 2, S. 141.

Z. 27. Comazzo *C C*[1]. Vgl. „Tagebücher“, Bd. 6, S. 150 u. 308.

S. 113, Z. 8 f. Zur Geschichte der Dioskuren vom Monte Cavallo vgl. Furtwängler u. Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, S. 25 ff. (Münch. 1898).

Z. 9. Zum Septizonium Severi vgl. Archenholtz, Teil 5 (1787), S. 34 f. mit der Anmerkung.

Z. 24. Über Seydelmann vgl. Heinr. Meyer in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert“, S. 342 (Tüb. 1805).

S. 114, Z. 4 ff. Über Fackelbeleuchtung der Statuen vgl. Moritz, Bd. 3, S. 155 f., Archenholtz, Bd. 2, S. 239 ff. (1785), Herders ausführlichen Brief an seinen Sohn August in den „Erinnerungen aus dem Leben Herders“ von Caroline v. Herder, herausg. von Müller, in Herders „Sämtlichen Werken“, Bd. 17, S. 73 ff. (Tüb. 1820), dazu „Herders Reise“, S. 148 f. u. 280, Meyer, S. 117 ff. Über die damalige Anordnung des „Clementinischen Museums“ vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 136 ff. (2. Aufl., Leipz. 1777), und Bernoulli, Bd. 1, S. 376 ff., Moritz, Bd. 3, S. 73 ff., Ramdohr, Bd. 1, S. 38 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 284 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 26 ff., Gerning, Bd. 3, S. 94 ff. Goethe nennt es in den „Briefen“ (Bd. 8, S. 46) das neue Muſeum .. ein koſtbares ſchönes Inſtitut.

Z. 12. auf fehlt *C*[1] *C*.

Z. 29 ff. Zur Aufstellung des Laokoon, Apollon und Antinous im Belvedere vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 130 ff. (Bd. 2, S. 139 ff., 2. Aufl. 1777), Ramdohr, Bd. 1, S. 48 ff., zu den Statuen vgl. Helbig, Bd. 1, S. 87 ff., S. 96 ff., S. 82 f.

S. 115, Z. 5 f. Zur Aufstellung des Nil und Meleager im Saal der Tiere vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 76 f., Gerning, Bd. 3, S. 96 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 29. Vorher hatten der Nil und sein Gegenstück, die Tiber (heute im Louvre zu Paris), „mitten im Hofe“ gestanden, vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 137 (Bd. 2, S. 147, 2. Aufl. 1777), Weinlig, Bd. 1, S. 107. Über die Bildwerke selbst vgl. Helbig, Bd. 1, S. 27 ff. u. S. 75 ff.

Z. 8. Zur Aufstellung des Phocion vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 97: „Ein Held in einem kurzen griechischen Mantel“ u. s. w., Gerning, Bd. 3, S. 97 (die „große Seitengalerie“ ist hier „Statuen-Galerie“ genannt), über die Statue vgl. Helbig, Bd. 1, S. 217 f.

Z. 12 f. Einige Bacchustorsi erwähnt Ramdohr, Bd. 1, S. 109, in der „großen Seitengalerie“. Zum Dionysos-Torso des Bigasaals vgl. Helbig, Bd. 1, S. 214 f.

S. 115, Z. 13 f. Zum Tritonen vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 93 f., Helbig, Bd. 1, Z. 110 f.

Z. 15. Über die Aufstellung des Torso vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 68 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 175, 284 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 27 f. Vorher stand er „an einem verschlossenen Orte des Hofes", vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 138 (Bd. 2, S. 147, 2. Aufl. 1777), Weinlig, Bd. 1, S. 107. Über den Torso vgl. Helbig, Bd. 1, S. 70 ff.

Z. 16 ff. Über die Statuensammlung des Kapitols und ihre damalige Aufstellung vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 487 ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 452 ff., Weinlig, Bd. 2, S. 31 ff., Ramdohr, Bd. 1, S. 203 ff., Moritz, Bd. 2, S. 112 ff., 191 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 183 ff., Gerning, Bd. 3, S. 82 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 189 ff.

Z. 20. Über den sogenannten Pyrrhus vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 490, Ramdohr, Bd. 1, S. 207 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 190, Gerning, Bd. 3, S. 83, Helbig, Bd. 1, S. 265 f.

S. 116, Z. 2 ff. Zu der bekleideten Halbfigur vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 492 f. („die Büste einer bekleideten Muse mit einem schönen Kopfe"), Ramdohr, Bd. 1, S. 241. Sie ist heute als Nr. 4 bezeichnet und wird bei Helbig nicht erwähnt.

Z. 4 ff. Über die kapitolinische Venus vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 499, Ramdohr, Bd. 1, S. 238 f., Stolberg, Bd. 7, S. 191, Kotzebue, Bd. 3, S. 192, Helbig, Bd. 1, S. 308 f.

Z. 7. Zur Juno vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 495, Bernoulli, Bd. 1, S. 453, Ramdohr, Bd. 1, S. 230, Helbig, Bd. 1, S. 340 f.

Z. 9. Über den „so berühmten Ariadnekopf" des damaligen „Miscellaneenzimmers" vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 494 („Ein weiblicher Kopf, dessen Haare mit einer Stirnbinde befestigt sind"), Ramdohr, Bd. 1, S. 244 („Zuletzt bemerke ich den herrlichen Kopf der Ariadne mit herabhängenden geringelten Locken voll hoher Schönheit, der oft kopiert und in Gips geformt in und außer Italien zu sehen ist."), Stolberg, Bd. 7, S. 192, Helbig, Bd. 1, S. 364. Nicht ist zu denken an den Ariadnekopf mit dem Efeukranz, der heute in der Stanza del Fauno steht (vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 242: „ein schöner Kopf einer Bacchantin mit hohlen Augen", Helbig, Bd. 1, S. 351).

S. 117, Z. 10 ff. Eine Skizze zu diesem Abschnitt über Hirt scheint das zu sein, was in *W*, Bd 49, 2, S. 271, über Aloys Hirt aufgestellt ist. Schon am 17. Nov. 1786 empfahl Goethe Hirt an Wieland für den „Merkur" (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 60 f.), ebenso als Reiseführer für Herder (vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 378 f., Bd. 9, S. 68, und „Herders Reise", Bd. 8, S. 149, 161, 273). Daß Hirt erwartete, bereits in der „Italienischen Reise" genannt zu sein, zeigt Niebuhrs Brief an Savigny vom 16. Febr. 1817 (in den „Lebensnachrichten über Barth. G. Niebuhr", Bd. 2, S. 291; Hamb. 1838). Hirt besuchte Goethe in Weimar 1797 und 1817 (vgl. „Tag- und Jahreshefte", I. Teil, *W*, Bd. 35; S. 72, sowie „Tagebücher", Bd. 2, S. 75 f., und „Tag- und Jahreshefte", II. Teil, *W*, Bd. 36, S. 134, sowie „Tagebücher", Bd. 6, S. 111 f.). Zwei Briefe von Hirt

an Goethe sind veröffentlicht in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 52 ff. u. 160 ff.

S. 117, Z. 29 ff. Vgl. Goethe, Zur Theorie der bildenden Künste. Baukunst (Bd. 14 dies. Ausg., S. 393 u. 480). Dieselbe Maxime wird entwickelt bei Weinlig, Bd. 2, S. 12 ff., Bd. 3, S. 87 ff.

S. 118, Z. 26 ff. Heinrich Meyer erzählt dieselbe Geschichte in Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" unter dem 14. April 1829 vom Streite um Raffael und Michelangelo.

S. 119, Z. 1. Über Porto di Ripetta und die Überfahrt am Tau vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 357, Moritz, Bd. 1, S. 115 ff., Weinlig, Bd. 1, S. 31 ff., und die Veduta del Porto di Ripetta nach Piranesi, Nr. III, Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 228 f.

Dezember. Korrespondenz (S. 121—125).

S. 121, Z. 4. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 421.

Z. 16. Vgl. Herders „Sämtliche Werke", herausg. von B. Suphan, Bd. 25, S. 211 ff. (Berl. 1885).

S. 122, Z. 4 u. 21. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 421.

Z. 26. Zum „zweiten Fritz" vgl. Goethes Brief an Fritz v. Stein vom 18. Dez. 1787 und 16. Febr. 1788, in den „Briefen", Bd. 8, S. 310, 350 und 352, und Fräulein von Göchhausens Brief an Goethe vom 1. Sept. 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 94.

Z. 31. Über die Villa Mondragone vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 353 f., über den Antinouskopf S. 354, Weinlig, Bd. 1, S. 28, Ramdohr, Bd. 3, S. 369, Gerning, Bd. 3, S. 153, und Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen, Bd. 3, S. 247 (2. Aufl., Leipz. 1898), Düntzer[1], S. 397. Goethe hatte die Villa bereits am 14. Nov. 1786 besucht, vgl. *T*, S. 403.

S. 123, Z. 18. Vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 421.

Z. 25. Zu Thurneisen vgl. Goethes Briefe an Fritz v. Stein vom 18. Dez. 1787 und 16. Febr. 1788 und die „Brieftabelle" vom 22. Dez. 1787 und 20. April 1788 („Briefe", Bd. 8, S. 309, 351 u. 421 f.).

Z. 28 f. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 29. Dez. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 315).

S. 124, Z. 30. Die Anrede: „mein Lieber" deutet auf Herder. Doch scheint der Brief, geschrieben am 25. Dez., dem Geburtstag der Frau v. Stein, an diese gerichtet gewesen zu sein.

S. 125, Z. 11 u. Anm. 2. Über Moritz vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 177 und 453, Goethes Brief an den Herzog vom [7.—10.] Febr. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 182, Rehbergs Brief an Goethe vom 15. Juli 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 35, Moritzens Brief an Goethe vom 9. Aug. 1788, das., S. 48 ff.; über Bury dessen dankerfüllte Briefe in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, bes. S. 11 ff., 177, 205, auch Herders Brief an Goethe, S. 109, und der Goethes an die Herzogin Amalia, S. 91; sowie die Briefe von Schütz, vgl. bes. S. 13 f., 153.

Bericht (S. 125—140).

S. 126, Z. 1. Über San Paolo alle Tre Fontane vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 555 f., Haarhaus, Bd. 2, S. 160 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 242 (1897). Goethe war bereits am 1. Dez. 1756 dagewesen, vgl. *T*, S. 402.

Z. 27. Vgl. Wielands „Merkur", Dezemberheft v. J. 1789, S. 269 ff., abgedruckt in *W*, Bd. 47, S. 227 ff. Die Einleitung des Aufsatzes sowie die Kritik der Kopien von Johann Peter v. Langer (Direktor der Düsseldorfer, dann der Münchener Akademie; 1756—1824), die den Schluß des Aufsatzes bildet, ist für die Aufnahme in den „Zweiten Römischen Aufenthalt" weggeblieben. Vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 219, Nr. 40 (Jena 1848).

S. 127, Z. 6. aufgelößt *M*.

Z. 20. dreyzehn *M* drey *CC*[1].

Z. 30. Ernſt *M*.

S. 128, Z. 2. ruhender *M*.

S. 129, Z. 21 ff. Vgl. Lessings „Laokoon", Abschn. XVIII.

Z. 26. Über die Kirche San Paolo fuori le mura vor dem Brande von 1823 vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 552 ff., Weinlig, Bd. 3, S. 74 ff., und die Veduta des Inneren nach Piranesi Nr. XXXIII, Moritz, Bd. 2, S. 236 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 196 ff., Meyer, S. 109 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 78 ff., Haarhaus, Bd. 2, S. 158 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 243.

Z. 27. Paſten *CC*[1], wobei man nicht an die alten Mosaiken der Kirche denken darf, die Goethe nicht als „herrlich" bezeichnet hätte. Reſten korrigierte Schuchardt (Bd. 1, S. 487).

S. 130, Z. 7 ff. Über die „Rennbahn des Caracalla" vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 560 f., Bernoulli, Bd. 1, S. 461 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 163 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 165 f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 254.

Z. 26. Über die Caracallathermen vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 568 f., Stolberg, Bd. 7, S. 265 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 159 f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 243 f.

Z. 26 u. Anm. 8. Über Piranesis Vedute di Roma vgl. Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 221 f., 244, über seine Antichità Romane Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 11, S. 360 (Münch. 1841). Von diesen besaß Goethe den 1. Band, vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 221, Nr. 70 (Jena 1848).

S. 131, Z. 4. Über Swanevelt vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13, S. 358 dies. Ausg., und Eckermanns „Gespräche mit Goethe" vom 21. Dez. 1831. Goethe besaß eine Reihe von Blättern Swanevelts, welche Ansichten in und um Rom darstellten, vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 187 f., Nr. 418 ff. (Jena 1848).

Z. 8 ff. Über die Aqua Paola vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 616, Moritz, Bd. 1, S. 202, Gerning, Bd. 3, S. 59 f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 237.

S. 131, Z. 12. Statt „fünfundzwanzig Miglien“ gibt Volkmann (Bd. 2, S. 616) „fünfunddreyßig italienische Meilen“ an, ebenso Moritz, Bd. 1, S. 202.

Z. 22. ehmals kriegerische Überwinder sonst *CC*[1]. Das sonst (oder ehmals) ist zu streichen mit Schuchardt (Bd. 1, S. 488).

S. 132, Z. 7. Zu Raffaels Transfiguration vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 613ff., Moritz, Bd. 1, S. 201f., Stolberg, Bd. 7, S. 242f., Meyers Brief an Goethe in den „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 5, S. 126 u. 240.

S. 133, Z. 22f. Würderung *CC*[1].

S. 134, Z. 1ff. Die Stelle steht bei Volkmann, Bd. 2, S. 373f.

S. 137, Z. 29. Über die Villa Borghese vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 807ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 567ff., Archenholtz, Teil 5 (1787), S. 77ff., Moritz, Bd. 2, S. 222ff., Bd. 3, S. 146f., Stolberg, Bd. 7, S. 161, Kotzebue, Bd. 3, S. 205ff., Gerning, Bd. 3, S. 90ff.

Moritz als Etymolog (S. 139—140).

S. 139, Z. 1ff. Vgl. Goethes „Sprüche in Prosa“, Nr. 1025, herausg. von Loeper in „Goethes Werken“, Bd. 19, S. 221 (Berl., Hempel, o. J.).

Z. 13. Sprachen *CC*[1]. Vgl. Herders „Sämtliche Werke“, herausg. von B. Suphan, Bd. 5, Vorbericht, S. XIV, und S. 1ff. (Berl. 1891), und „Dichtung und Wahrheit“, Bd. 12, S. 444f. dies. Ausg.

Philipp Neri, der humoristische Heilige (S. 141—154).

S. 141, Z. 1ff. Der Aufsatz war bereits in Angriff genommen in der Zeit vom 12.—16. Nov. 1810, als Goethe, mit dem Leben Philipp Hackerts beschäftigt, seine italienischen Papiere hervorgeholt hatte (vgl. „Tagebücher“, Bd. 4, S. 166), doch ist er erst vom Mai bis Juli d. J. 1829 zum Abschluß gebracht worden (vgl. „Tagebücher“, Bd. 12, S. 61f., 70, 83, 85, 90, 95). Über Biographien Philipp Neris vgl. Düntzer[1], S. 815f.

Z. 5 u. Anm. 2. Vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 220 (Jena 1848), und „Tagebücher“, Bd. 12, S. 62.

S. 143, Z. 18. Vgl. Düntzer[1], S. 818, Düntzer[2], Bd. 2, S. 169.

S. 149, Z. 14. endlich] unendlich *CC*[1] nun endlich spätere Ausgaben und Schuchardt (Bd. 1, S. 504), endlich Goethes Werke, herausg. von Kurz, Bd. 10, S. 408 (Hildburgh. 1870), Düntzer[2] (Bd. 2, S. 174).

S. 153, Z. 8. Zu San Spirito vgl. „Italienische Reise“, Bd. 14, S. 187 u. 454; dazu Weinlig, Bd. 1, S. 43, und Bernoulli, Bd. 1, S. 474f.

Z. 19. Auf dem Grabmal der Eltern von Clemens VIII. in Santa Maria sopra Minerva (von Giacomo della Porta) ist die Mutter „Lesa aus dem Hause Deti“ genannt, vgl. Geiger, S. 380.

Z. 23 u. Anm. 6. Vgl. Düntzer[1], S. 821.

S. 154, Z. 19. Die Quartausgabe v. J. 1837, herausg. von Riemer und Eckermann, fügt noch folgendes aus Goethes Nachlaß hinzu (Bd. 2, S. 421):

Allgemeine Betrachtung.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freisinnigen heiteren Wirkungen war sie gelangt. Was aber sich in der edlen menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menschensinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem freien Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die grausamste Weise zu Grunde.

Im Süden selbst suchten edlere, schönere Geister sich von der Gewalt der allbeherrschenden Kirche loszulösen und wir glauben an Philipp Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann sein, auch ein Heiliger werden könne, ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der Römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr loszuhalten, wird ihm deßhalb unmöglich. Wie lange zaudert er, bis er sich in den Priesterstand begiebt, wie löst er sich ab von allem kirchlichen Schlendrian und wie sucht er Lehre sowohl als Leben heiter-sittlich und einwirkend-praktisch zu machen.

Daß er zuletzt den Cardinalshut entschieden verschmäht, auf eine den Papst beleidigende Weise, zeugt, wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komischen trutzige Correspondenz, womit wir unsern Vortrag schlossen, ein lebendiges Zeugniß und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig, einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenossen des Weltkindes Cellini[1], gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen beiden ausführlicher behandelt werden und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben.

Der Abschnitt ist wahrscheinlich im Jahre 1829 mit geschrieben (vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 61: Leben und Wirkung des Philippo Neri, besonders in Betrachtung als eines Zeitgenossen des Cellini), aber von Goethe nicht aufgenommen worden.

Januar. Korrespondenz (S. 155—158).

S. 155, Z. 21. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 29. Dez. 1787 („Briefe", Bd. 8, S. 315).

Z. 26. Vgl. „Brieftabelle" („Briefe", Bd. 8, S. 421) unter dem 12. Jan.

S. 156, Z. 7 f. Loslösung Vorschlag von Schuchardt (Bd. 1, S. 511).

[1] Benvenuto Cellini, des bekannten Goldschmieds und Bildhauers (1500—1571). Goethe hatte seine Selbstbiographie übersetzt (1803).

S. 156, Z. 12 ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 25. Jan. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 329.

S. 157, Z. 1 u. Anm. 1. Vgl. Herders „Sämtliche Werke", herausg. von B. Suphan, Bd. 5, Vorbericht, S. XVI ff. u. S. 157 ff. (Berl. 1891).

Z. 26. Über den „jungen Camper" vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 312, 316 u. 318.

S. 158, Z. 14. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 25. Jan. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 326.

Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier (S. 159—164)

S. 159, Z. 14 u. Anm. 1. Vgl. Goethes Brief an Fritz v. Stein vom 4. Jan. 1787 und an den Freundeskreis vom 6. Jan. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 114 f. u. 121. Nach Herzans Bericht an Kaunitz (bei Sebast. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josefs II., S. 156 f., Wien 1868) war es der Fürst von Liechtenstein, der Goethe in die „Arcadia" einführte. Daß es wider Goethes Willen geschah, bezeugt Moritzens Brief an Campe vom 20. Jänner 1787 (bei Leyser, J. H. Campe, Bd. 2, S. 341, Braunschw. 1877). Auch Anna Amalia wurde mit dem Namen „Palmirena Atticense" in die Gesellschaft aufgenommen (vgl. „Herders Reise", S. 188, und „Schriften der Goethe-Gesellschaft", Bd. 5, S. 239 u. 111); Herder aber ging dem aus dem Wege.

Z. 19 ff. Eine Geschichte der „Arcadia" gibt Volkmann, Bd. 2, S. 778 ff. (S. 829 ff., 2. Aufl. v. J. 1777), die den Goethischen Ausführungen zu Grunde liegt. Dazu: Volkmann, Bd. 1, S. 69. Sehr eingehende Ergänzungen und Berichtigungen dazu gibt Bernoulli, Bd. 1, S. 31 f., 468, 513 ff., ein Verzeichnis ihrer damaligen Poeten, S. 545 ff. Sehr boshaft äußert sich über die „Arcadia" Archenholtz, Bd. 2, S. 275 ff. (Leipz. 1785; Teil 5, S. 105 ff., Leipz. 1787). Vgl. Gerning, Bd. 3, S. 148 f., und *T*, S. 415 f.

Z. 21 u. Anm. 2. Vgl. Haarhaus, Bd. 2, S. 106, während Sulger-Gebing („Jahrbuch", Bd. 18, S. 233) den Palazzo Altieri als heutigen Sitz der „Arcadia" angibt.

Z. 22. Während dem Laufe *C*[1].

S. 161, Z. 16. Zu den „römischen Triumvirn" vgl. „Römische Elegien", V, Vers 112, Bd. 1, S. 157 dies. Ausg., und die Schlußanmerkung, S. 380. Der Aufsatz von Michael Bernays, „Die Triumvirn in Goethes römischen Elegien. An Otto Jahn (1865)", findet sich in seinen „Schriften", aus dem Nachlaß herausg. von G. Witkowski, Bd. 3, S. 234 ff. (Berl. 1903).

Z. 29 ff. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 782.

S. 162, Z. 1 ff. Die Beschreibung von Goethes Aufnahme nach den Akten der Gesellschaft findet sich bei Théoph. Cart, Goethe en Italie, S. 63 f. (2. Aufl., Paris 1881).

Z. 2 u. Anm. 1. Über den Bosco Parrasio der Arkadier auf dem Monte Gianiculo vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 613 u. 780 (S. 650 f. u. 831 in der Aufl. v. 1777). Über den getrennten Aufenthalt im Sommer und Winter vgl. Bernoulli, Bd. 1, S. 31 f., 468. Daß Archenholtz (Bd. 2, S. 276, Leipz. 1785; Teil 5, S. 106, Leipz. 1787) den „Palast Corsini" als

Tummelplatz der „Arcadia“ anführt, muß ein Irrtum von ihm sein. Im Garten Corsini tagte die Akademie der Quirini (vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 612 f., S. 650 in der Aufl. v. 1777), bei denen Archenholtz (Bd. 2, S. 277, Leipz. 1785; Teil 5, S. 107, Leipz. 1787) einer Sitzung beiwohnte. Vgl. Sulger-Gebing im „Jahrbuch“, Bd. 18, S. 233, Anm. 2 (1897).

S. 162, Z. 12 u. Anm. 2. Zu Pizzi = Nivildo Amarinzio vgl. Bernoulli, Bd. 1, S. 515, ferner über ihn S. 509 (dazu vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 775 u. 781), 514, 548, 552, 556, Volkmann, Bd. 2, S. 776, Gnoli, W. Goethe a Roma, in der „Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti“, Bd. 28, Februarheft 1875, S. 292 (Florenz 1875).

S. 163, Z. 1 ff. Das Diplom lautet in wörtlicher Übersetzung: „Nach Beschluß der gesamten Gesellschaft. Nivildo Amarinzio, Oberhirte der „Arcadia“. Indem sich durch Zufall, die Ufer des Tebbro zu beglücken, eines von jenen Genies erster Ordnung, die heute in Deutschland in Blüte stehen, vorfindet, welches der berühmte und gelehrte Herr von Goethe ist, wirklicher Staatsrat Seiner Hoheit Durchlaucht des Herzogs von Sachsen-Weimar, und indem er unter uns mit philosophischer Zurückhaltung die Ersichtlichkeit seiner Herkunft, seiner Ämter und seines Talentes geheim gehalten hat, so hat er nicht das Licht verdunkeln können, das seine gelehrten Erzeugnisse in Prosa sowohl als in Poesie verbreitet haben, durch die er der ganzen literarischen Welt berühmt geworden ist. Hierauf hat der obengenannte berühmte Herr von Goethe die Freundlichkeit gehabt, einer unsrer öffentlichen Sitzungen beizuwohnen; kaum erschien er wie ein neues Gestirn eines fremden Himmels in unseren Wäldern und in einer unserer heiteren Versammlungen, als die Arkadier, in großer Zahl zusammenberufen, ihn mit den Zeichen des aufrichtigsten Jubels und Beifalls auszeichnen wollten als den Verfasser so vieler gefeierter Werke mit der Aufnahme durch Akklamation unter die berühmten Mitglieder ihrer Hirtengesellschaft unter dem Namen Megalio und dazu noch demselben den Besitz der Melpomenischen Ländereien anweisen wollten, die der tragischen Muse geweiht sind, indem sie ihn damit zum ordentlichen arkadischen Hirten erklärten. Zur selben Zeit beauftragte die gesamte Gesellschaft den Oberhirten, den öffentlichen und feierlichen Akt der so mit Beifall begrüßten Aufnahme in die Jahresberichte der „Arcadia“ einzutragen und dem berühmten neuen Mithirten Megalio Melpomenio das vorliegende Diplom zu überreichen zum Zeichen der höchsten Wertschätzung, welche unsere literarische Hirtenrepublik für berühmte und edle Geister hegt seit dauernder Erinnerung. Gegeben vom Winterhause im Parrhasischen Walde zum Neumond des Poseideon im 2. Jahre der 611. Olympiade, von der Wiederaufrichtung der „Arcadia“ im 4. Jahre der 24. Olympiade. Ein freudiger Tag für die Hauptversammlung.

Corimbo,
Melicronio,
Florimonte,
Egireo,
} Unterhirten.“

Goethe schickte das „Arkadia Patent" am 27. Januar 1787 nach Weimar (vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, S. 418); es hat sich erhalten und befindet sich im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.

S. 163, Z. 4. *Jebbro CC*^{1}. Loeper vermutete bereits *Tebbro*, eine Conjektur, die das vorhandene Diplom bestätigt hat (vgl. Düntzer^1, S. 923, und *T*, S. XX; Anm.).

Z. 10. *putato CC*^{1} statt *potuto*.

Z. 21. *et CC*^{1} *e* ist zu korrigieren. *altres C*^{1}.

Z. 24. Vgl. Bernoulli, Bd. 1, S. 513, und Volkmann, Bd. 2, S. 833 (2. Aufl., Leipz. 1777).

S. 164, Z. 1 ff. Zu der Bezeichnung Serbatojo vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 781, zu Bosco Parrasio S. 780, ferner 613, zu der Olympiadenzählung S. 781, zum Wappen S. 781.

Das römische Karneval (S. 164—197).

Z. 10 ff. „Das römische Karneval" (= *R*, vgl. S. 487) erschien zuerst mit 20 illuminierten Kupfertafeln i. J. 1789 (Weimar u. Gotha. In Kommission bei C. W. Ettinger, gedruckt Berlin, bei Joh. Fr. Unger, 4°) und wurde 1790 ohne die Bilder im Januarheft des „Journals des Luxus und der Moden" wieder ausgegeben. Darauf wurde es zuerst wieder abgedruckt 1792 in *N*, Bd. 1, S. 385 ff. (statt 285 ff.), 1808 in *A*, Bd. 12, S. 1 ff., 1817 in *B*, Bd. 13, S. 1 ff., und 1829 in *C*^{1}, Bd. 29, S. 225 ff. an dieser Stelle hinter dem Januarbericht des „Zweiten Römischen Aufenthalts" eingeschoben, ebenso 1830 in *C*, Bd. 29, S. 224 ff. Über das Werk vgl. „Tag- und Jahreshefte", 1. Teil, *W*, Bd. 35, S. 12 f., und Moritz, Bd. 1, S. 162, Anm. Zum römischen Karneval vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 732 ff., Weinlig, Bd. 1, S. 87 ff., Archenholtz, Bd. 2, S. 329 ff. (1785; Teil 5, S. 163 ff., 1787), Moritz, Bd. 1, S. 161 ff. Eine lebendige Darstellung des Karnevals von Livorno (1802) mit Beziehung auf die Goethische Schilderung gibt Rehfues, Bd. 1, S. 19 ff.

S. 165, Z. 26. wir hoffen, durch Hülfe der beygefügten Kupfer unsern Endzweck leichter zu erreichen, und zu mancherley Betrachtungen Anlaß zu geben *R*.

Z. 31. diese wenige *RNAB*.

S. 166, Z. 2. versammlet *RNAB*.

Z. 13. Zum Venetianischen Palast vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 469 f. ohngefähr *RNAB* ungefähr *CC*^{1} und so immer.

S. 167, Z. 1. Über die Via Flaminia und Ponte Molle vgl. Volkmann, Bd. 1, S. 682, Bd. 2, S. 86, Moritz, Bd. 1, S. 111, Bd. 2, S. 107, Bd. 3, S. 208 f., Archenholtz, Teil 5, S. 41 (1787).

Z. 6. Vgl. Weinlig, Bd. 1, S. 89.

Z. 7 u. Anm. 3. Das Karneval hatte i. J. 1788 am 26. Jan. begonnen, vgl. Goethes Brief an C. G. Voigt vom 26. Jan. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 338. Der Fastnachtsdienstag fiel auf den 5. Febr., vgl. Geiger, S. 508.

S. 168. Z. 23. viereckigt *RNA* viereckig *BCC*^{1}.

S. 168, Z. 30. Barbari *R* Barberi *NABCC*¹. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 734, Anm. 2, und Weinlig, Bd. 1, S. 90 (aus der Barbarey).

S. 169, Z. 3ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom [7.—10.] Febr. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 181.

Z. 28. rennenden *RNAB*.

Z. 30. Zu Palio vgl. Schlußanmerkung zur „Italienischen Reise", Bd. 14, S. 51, Z. 24, auf S. 437. Dazu: Volkmann, Bd. 2, S. 735, Weinlig, Bd. 1, S. 91.

S. 170, Z. 8. Bogen *RNA* Boden *BCC*¹.

Z. 11. Über San Carlo vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 329f.

Z. 21. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 731, Weinlig, Bd. 1, S. 88, Archenholtz, Bd. 2, S. 329 (1785).

Z. 32. ſind nun auf der Straße, die nun *R*.

S. 171, Z. 4. gewürften *R*.

S. 172, Z. 10 u. Anm. 2. Vgl. Taf. I, Fig. 2 u. 3 in *R*.

Z. 11. Vgl. Weinlig, Bd. 1, S. 88f.

Z. 16ff. Vgl. Taf. I, Fig. 1 in *R*.

Z. 22. Über die Cicisbeen vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 710f.

S. 173, Z. 1ff. Vgl. Taf. III, Fig. 3, und Taf. IV, Fig. 3 in *R*.

Z. 13. *caricato R carricato NABCC*¹.

Z. 18. ſtatt den Lorgnetten *RN* ſtatt der Lorgnetten *ABCC*¹.

S. 174, Z. 7. erfindriſch *R*.

Z. 8. Auf zieren folgt (mit neuem Absatz): Die meiſten Masken, deren Abbildung wir liefern, ſind aus dieſem Geſichtspunkte anzuſehen. *R*. Zu Bettlern und Bettlerinnen vgl. Taf. III, Fig. 1 u. 2 in *R*.

Z. 12. einen Stab und einen Huth *R*.

Z. 17. Vgl. Taf. VII, Fig. 2 u. 1 in *R*.

Z. 34ff. Vgl. Taf. X, Fig. 1, Taf. IX, Fig. 2, Taf. IX, Fig. 1, Taf. X, Fig. 2, Taf. II, Fig. 1 in *R*. Griechen, welche hier einem franzöſierten Griechen begegnen *R*. Vgl. dazu Taf. XI, Fig. 2, und Taf. XI, Fig. 1 in *R*.

S. 175, Z. 1. Auf nachgeahmt folgt: wie hier das caſtilianiſche Paar *R* mit Verweis auf Taf. XII, Fig. 1, 2, wo eine Tänzerin mit der Gitarre und ein Tänzer mit Kastagnetten dargeſtellt iſt.

Z. 2. Vgl. Taf. VI, Fig. 1 in *R*.

Z. 4. Vgl. Taf. VI, Fig. 4 in *R*.

Z. 7. Vgl. Taf. VI, Fig. 3, und für die Tabarros Taf. V, Fig. 2, Taf. VI, Fig. 2 in *R*.

Z. 11. Vgl. Taf. IV, Fig. 1 in *R*.

Z. 13. vor neu Verheurathete *R* vor neu Verheirathete *NA* vor neu Verheiratheten *BCC*¹.

Z. 15. ſteckte *RN*.

Z. 19ff. Auf den Zauberer iſt zwar nicht verwieſen, er iſt aber auf Taf. IV in Fig. 2 dargeſtellt. Über die Leidenſchaft des „Lottospiels" vgl. Kotzebue, Bd. 3, S. 255.

Z. 22. Vgl. Taf. VII, Fig. 3 in *R*.

S. 175, Z. 28. ſo fehlt *R*. Vgl. Taf. V, Fig. 1 in *R*.
Z. 34 ff. Vgl. Taf. II, Fig. 3 (Taf. V, Fig. 1 ist Druckfehler) in *R*.
S. 176, Z. 4 ff. Vgl. Moritz, Bd. 1, S. 130, vom 8. Nov. 1786.
Z. 9. weites *R*.
Z. 19. herunterfahren *RN* herumfahren *ABCC*¹.
Z. 23. habe *R*.
Z. 28 f. zwiſchen die beiden *R* zwiſchen den beyden *AB* zwiſchen den beiden *NCC*¹.
S. 177, Z. 6 ff. Den mit rosafarbenen Bändern gezierten Pudel zeigt die Taf. II in *R*.
Z. 18 f. Vornehmeren *R* Vornehmern *NABCC*¹.
Z. 22. vorruckt *R* und so immer.
Z. 24. ohnmaskirt *R* ohnmaßtirt *N* unmaskirt *ABCC*¹.
Z. 26. nur Frauentracht *R* die Frauentracht *NABCC*¹. Vgl. dazu Weinlig, Bd. 1, S. 89.
Z. 30. Carricatur *RNCC*¹ Karikatur *B*.
Z. 34. ein paar *RN* einem paar *A* einem Paar *BCC*¹.
S. 178, Z. 17. auf den Vorschlag von Schuchardt (Bd. 1, S. 530).
Z. 17. der Straße *RNAB* der Straßen *CC*¹.
Z. 33. Wägen *R*.
S. 179, Z. 1. ander *R*.
Z. 14. Über die Ämter des Statthalters und des Senators von Rom vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 670 ff., 438, 478 ff., Archenholtz, Bd. 2, S. 203 (1785), Moritz, Bd. 3, S. 264 ff., Gerning, Bd. 3, S. 82.
S. 180, Z. 9. Vgl. Stolberg, Bd. 7, S. 145, „Herders Reise", S. 182, Anm. 1, „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 116.
Z. 15. Vgl. Geiger, S. 515, Anm. 2.
Z. 21. Über den Palazzo Ruspoli vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 332 ff., über das Leben auf dieser Stelle des Korso Moritz, Bd. 3, S. 34 f.
S. 181, Z. 7 ff. Vgl. Weinlig, Bd. 1, S. 88.
Z. 12. ſchmerzhaften *R*.
Z. 13. geſetzt werde *R*.
Z. 15. um ſich von ihm . . . bemerken zu machen *RN*.
Z. 29. hie *R*.
S. 182, Z. 11. öfterer *RN* öfter *ABCC*¹.
S. 183, Z. 13. manch ſolcher *R* mancher ſolche *NABCC*¹.
Z. 14 u. Anm. 1. Über die Schnellgalgen (Corde) vgl. Archenholtz, Bd. 2, S. 330 f. (1785; Teil 5, S. 164 f., 1787), Kotzebue, Bd. 3, S. 257, Weinlig, Bd. 3, S. 86.
S. 184, Z. 6 ff. Die Szene mit dem Capitano und dem Pulcinell ist dargestellt auf Tafel VIII in *R*.
Z. 7. ſeine große Thaten *RNAB* | im emphatiſchen Ton *R*.
Z. 15. vermehret *RNABC*¹.
Z. 17. einen Scepter *R* ein Zepter *NAB*.
Z. 19 ff. Dargestellt auf Taf. XIII in *R*.
S. 185, Z. 7. entſtehet *RNAB*.
Z. 16. gebärden *R*.

S. 185, Z. 20. Platze *RNA* Platz *BCC*¹.
Z. 23 ff. Von demselben Spiel erzählt Moritz, Bd. 2, S. 203 ff.
Z. 30. Babuina *RNABC*¹.
S. 186, Z. 17. manche Unordnung *RNA* mancherley Unordnung *B*.
S. 187, Z. 15. gereiniget *RNAB*.
Z. 21. des Obelists *RN* des Obelisken *ABCC*¹ und so immer.
Z. 31 ff. Vgl. Weinlig, Bd. 1, S. 90 ff.
Z. 32. gelooſter *R* gelooſ'ter *N* gelooſeter *ABCC*¹
S. 188, Z. 13. Grab *R*.
Z. 16. Pferds *R*.
S. 189, Z. 2. ergötzten *RNCC*¹ ergetzten *AB*.
S. 190, Z. 7. auflöſe *R*.
Z. 23. abgeſchoßnen *RNA* abgeſchoſſnen *B*.
Z. 26. den andern *R*.
S. 191, Z. 1 ff. Über die damaligen römischen Theater vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 725 ff., Moritz, Bd. 1, S. 165 ff., Bd. 2, S. 211 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 223 ff., Haarhaus, Bd. 2, S. 110 ff.
Z. 7. Zum Teatro Aliberti vgl. noch Volkmann, Bd. 2, S. 348, und Moritz, Bd. 1, S. 140, Bd. 3, S. 153 f., Goethes Brief an den Herzog vom 29. Dez. 1787 in den „Briefen", Bd. 8, S. 315, zum Teatro Argentina auch Volkmann, Bd. 2, S. 448.
Z. 8. Zur Lage von della Valle vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 448, zu Capranica S. 317.
Z. 12. Über das Teatro Tordenone vgl. Kotzebue, Bd. 3, S. 233.
Z. 20. Vgl. Moritz, Bd. 2, S. 137 u. 211.
S. 192, Z. 1 ff. Zu den Festini vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 735 f.
Z. 5. von den *RNAB* vor den *CC*¹.
Z. 13 ff. Vgl. Taf. XIV, Fig. 1, 2, Taf. XV, 1, 2, Taf. XVI, Taf. XVII, Taf. XVIII, Fig. 1, Taf. XVIII, Fig. 2, Taf. XIX, Taf. XX in *R*.
Z. 21. charakteriſtiſches *R* Charakteriſtiſches *NAB* Charakteriſches *CC*¹.
S. 193, Z. 3. Tag *R*.
Z. 4. beſchäftiget *RNA* beſchäftigt *BCC*¹.
Z. 7. Stallpferde *R*.
S. 194, Z. 1 ff. Vgl. die Schilderung des Moccoli-Abends bei Moritz, Bd. 1, S. 162 ff., zu S. 195, Z. 28 ff.: S. 164 f., und Goethes Brief an Fritz v. Stein vom 16. Febr. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 351. Vgl. „Herders Reise", S. 253.
S. 196, Z. 10 ff. geſchehe . . . mancher . . . ſollte *RN* geſchehen . . . mancher . . . ſollte *A* geſchehen . . . manche . . . ſollten *BCC*¹.
Z. 21. ergötzen *RNACC*¹ ergetzen *B*.
Z. 32. während dem Lauf *RN* während des Laufs *ABCC*¹.
Z. 34. Vgl. „Faust", V. 3961 ff., Bd. 5, S. 173 dies. Ausg.

Februar. Korreſpondenz (S. 198—202).

S. 198, Z. 7 ff. Vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 324, 336, 342, 344.
Z. 13 f. Vgl. oben, S. 66 u. 70, und Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd. 2, S. 285 und Anm. (Berl. 1841).

S. 198, Z. 15ff. Vgl. Goethes Brief an Göschen vom 9. Febr. 1788 und an den Herzog vom 16. Febr. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 342 und 347 f. „Tasso" und „Lila" erschienen im 6., „Jery und Bätely" im 7. Band der Gesamtausgabe.

Z. 18ff. Vgl. „Goethes Schriften", Bd. 8, S. 103ff. (Leipz. 1790).

Z. 23. fefiren C^1. Über die italienischen Übersetzungen des „Werther" vgl. Gnoli, W. Goethe a Roma in der „Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti", Bd. 28, Februarheft 1875, S. 293f., und Geiger, S. 509.

S. 199, Z. 3. In Wirklichkeit am 9. Febr., vgl. „Brieftabelle" in den „Briefen", Bd. 8, Z. 421, und Goethes Briefe an Göschen vom 9. Febr. 1788 und an Ph. Seidel vom 9. Febr. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 342 u. 344.

Z. 14f. Vgl. Eckermanns „Gespräche mit Goethe" vom 10. April 1829: Was ich aber sagen wollte, ist dieses, daß ich in Italien in meinem vierzigsten Jahre klug genug war, um mich selber insoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunst habe, und daß diese meine Tendenz eine falsche sei u. s. w.

Z. 23. Vgl. Goethes Brief an Fritz v. Stein, in den „Briefen", Bd. 8, S. 351.

Z. 29f. Über Leonardos „Traktat" vgl. Meyer in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 201f. (Tüb. 1805).

S. 200, Z. 6f. Vgl. „Venezianische Epigramme", 66, Bd. 1, S. 218 dies. Ausg.

Z. 29ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 25. Jan. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 324ff., und den Anfang des Briefs vom 17. März 1788, S. 355f.

S. 201, Z. 31. Zu dem Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" vgl. Heinemann, Maddalena Riggi in Velhagen u. Klasings „Monatsheften", Jahrg. XIII (1898/99), Bd. 2, S. 576.

S. 202, Z. 4 u. Anm. 2. Über die Cestiuspyramide vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 449, zu dieser Stelle Goethes Brief an Fritz v. Stein vom 16. Febr. 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 352: Du schriebst neulich von einem Grab der Miß Gore bei Rom. Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich meines bei der Pyramide des Cestius, u. s. w. Die Zeichnung ist veröffentlicht in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 12, Nr. 8 (Weim. 1897), wiedergegeben bei Heinemann, Goethe, S. 356 (2. Aufl., Leipz. 1899). Nach Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 255 (1897), wäre der protestantische Friedhof erst am Anfang des 19. Jahrh. angelegt und 1825 erweitert worden; daß er aber damals schon bestand, zeigt auch Weinlig, Bd. 3, S. 31 (aus dem Jahre 1768), Volkmann, Bd. 2, S. 551, Moritz, Bd. 1, S. 198ff., und Bd. 2, S. 174ff., bei der ergreifenden Erzählung von dem Tode und dem Begräbnis des Dresdner Malers August Kirsch, ebenso Meyer, S. 158f., Stolberg, Bd. 7, S. 201, Gerning, Bd. 3, S. 42, Kotzebue, Bd. 3, S. 151f., 263, ferner vgl. „Römische Elegien", VII, Vers 176, Bd. 1, S. 159 dies. Ausg.

Bericht (S. 202—207).

S. 203, Z. 1 ff. Solche Karnevalsmasken wurden auch für den Legationsrat Bertuch hergestellt, vgl. „Briefe", Bd. 8, S. 319 u. 324, 368, und „Brieftabelle", S. 421 (9. Febr.), wohl für das „Modejournal" (vgl. Brief an Bertuch vom 27. Okt. 1787, S. 284).

Z. 4. Über Melchior Kraus vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13 dies. Ausg., S. 346 ff.

Z. 6. Die Titelvignette stammt von Lips, vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 155 (1890).

Z. 7 u. Anm. 3. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 164 u. 202.

Z. 10. welch' denn *C* welche denn C^1.

Z. 17 f. anſchließen und die vorbei wallenden CC^1. und ist beseitigt mit Geiger (S. 545); zu halten und Düntzer[1] (S. 476), Düntzer[2] (Bd. 2, S. 234).

Z. 25. bis Innerſte C^1.

S. 204, Z. 5 f. wieder aus der tiefſten Einſamkeit bis wieder CC^1. Das erste wieder ist getilgt mit Schuchardt (Bd. 1, S. 553), Geiger (S. 546) und Düntzer[1] (S. 476). Das zweite wieder streicht Düntzer[2] (Bd. 2, S. 234).

Z. 21. Über das Ehepaar von Diede vgl. „Goethes Briefe an Frau v. Stein", Bd. 1, S. 549 (3. Aufl., Frankf. 1899). In den Briefen an Frau v. Stein geschieht ihrer oft Erwähnung, vgl. Bd. 1, S. 218, 325, 398 f., 412, 453 (vgl. auch Bd. 2, S. 518, 607, und dazu „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", Bd. 2, S 217, Stuttg. 1862, und „Herders Reise", S. 230).

S. 206, Z. 6 u. Anm. 1. Zur Verschüttung des Septimiusbogens vgl. Weinlig, Bd. 2, S. 39 ff., und die Veduta des Arco di Settimio Severo nach Piranesi, Nr. XV, ferner Kotzebue, Bd. 1, S. 201 f., Gerning, Bd. 3, S. 37, Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 250.

Z. 7. Über das damalige Campo vaccino vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 515 ff., bes. 521 f., Weinlig, Bd. 2, S. 42 ff., und die Veduta del Sito ov era l'antico Foro Romano nach Piranesi, Nr. XVI, Archenholtz, Bd. 2, S. 200 ff. (1785), Moritz, Bd. 1, S. 128 f., 207 ff., 219 ff., Herders Brief an seinen Sohn Wilhelm in den „Erinnerungen aus dem Leben Herders", a. a. O., Bd. 17, S. 78 f. (Tüb. 1820), Meyer, S. 167 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 122, Gerning, Bd. 3, S. 22 ff. u. 35 ff., Kotzebue, Bd. 1, S. 191 f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 249 f.

Z. 8 u. Anm. 3. Zum „Friedenstempel" vgl. Weinlig, Bd. 2, S. 57 ff., und die Ansicht der Konstantinsbasilika nach Piranesi, Nr. XVIII, bezeichnet als „Veduta degli avanzi del tempio della pace", ferner Volkmann, Bd. 2, S. 524 f. und S. 525: „Die Überbleibsel des Friedenstempels bestehen aus drey großen Nischen oder Gewölben, die in Felder abgetheilt sind ... Weil die Bauart dieser Überbleibsel von den übrigen Tempeln sehr verschieden ist, so haben viele Antiquare daraus lieber einen großen Saal eines Bades machen wollen ...

Über den Gewölben desselben liegt ein Garten". Dazu: Moritz, Bd. 1, S. 209, Bd. 3, S. 101, 161, Kotzebue, Bd. 1, S. 195ff., Gerning, Bd. 3, S. 27 u. 36f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 251.

S. 206, Z. 11f. Zu den palatinischen Trümmern vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 577ff., Moritz, Bd. 3, S. 119ff., Gerning, Bd. 3, S. 26ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 135ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 253. Vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 155.

Z. 14 u. Anm. 6. Vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 142, Nr. 368 (Jena 1848). Über Fries u. Thürmer vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling", herausg. von K. Fischer, S. 76 (Münch. 1880).

S. 207, Z. 1ff. Dasselbe sagt Meyer in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 278 (Tüb. 1805).

März. Korrespondenz (S. 208—217).

S. 208, Z. 14. kann C^1.

Z. 16. Fundation CC^1 Function Schuchardt (Bd. 1, S. 557). Vgl. denselben Ausdruck von derselben Feierlichkeit in den „Briefen", Bd. 8, S. 364, 367, und in Goethes Brief an Schnauß vom 24. März 1788, veröffentlicht von Suphan im Februarheft der „Deutschen Rundschau" v. J. 1903.

Z. 18. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 23. Mai 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 375.

S. 209, Z. 28. Vgl. Otto Pniower, Goethes „Faust", Zeugnisse und Exkurse zu seiner Entstehungsgeschichte, S. 30ff. (Berl. 1899), und Bd. 5, S. 537 dies. Ausg.

S. 210, Z. 9. Auf versetzte, folgt: ich CC^1. Dieses zweite ich ist mit Geiger (S. 551), Düntzer[1] (S. 481), Düntzer[2] (Bd. 2, S. 240) getilgt worden.

Z. 13. Vgl. „Des Künstlers Erdewallen. Drama" im „Jungen Goethe", Bd. 3, S. 198ff. (Leipz. 1875), und in „Goethes Schriften", Bd. 8, S. 287ff. (Leipz. 1790), „Künstlers Apotheose", S. 297ff., daselbst.

Z. 14. Zu des „Künstlers Apotheose" vgl. den Brief von Schütz an Goethe vom 4. April 1789 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 155, und den von Bury an Goethe vom 22. April 1789, S. 167f.

Z. 31f. Vgl. Ant. Raphael Mengs, Hinterlaßne Werke, herausg. von Prange, Bd. 2, S. 11ff. (Halle 1786).

S. 211, Z. 8. Über die Galeria Borghese vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 358ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 429ff., Ramdohr, Bd. 1, S. 268ff., Archenholtz, Bd. 2, S. 246ff. (1785), Stolberg, Bd. 7, S. 300ff., Gerning, Bd. 3, S. 117f., Kotzebue, Bd. 3, S. 211f.

Z. 17. Über die Akademie St. Luca und ihre Sammlung mit dem Schädel Raffaels vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 514f., Weinlig, Bd. 2, S. 36, Moritz, Bd. 1, S. 214ff., Ramdohr, Bd. 3, S. 159ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 31ff., Gerning, Bd. 3, S. 42f.

Z. 18. Vgl. Schuchardt, Bd. 1, S. 559, Düntzer[1], S. 937.

S. 211, Z. 20 f. Vgl. Goethes Briefe an den Herzog vom 16. Febr., 18. März und 6. Mai 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 348, 360 f. u. 371, und Reiffensteins Brief an Goethe vom 10. Mai 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 14 u. 224.

Z. 21 f. Zu dem Raffael zugeschriebenen Bilde vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 515, Bernoulli, Bd. 1, S. 457, Moritz, Bd. 1, S. 214, Ramdohr, Bd. 3, S. 159 f., Kotzebue, Bd. 1, S. 211, Bd. 3, S. 33.

Z. 24. Über Cavaceppi vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 786, Bernoulli, Bd. 1, S. 494 f. u. 517 ff., Meyer in Goethes „Winckelmann und sein Jahrhundert", S. 288 (Tüb. 1805), Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen, Bd. 2, S. 306 f. (2. Aufl., Leipz. 1899), Naglers „Künstlerlexikon", Bd. 2, S. 446 (Münch. 1835).

S. 212, Z. 24 f. Vgl. Carletta, Goethe a Roma, I. Casa Moscatelli, S. 14 ff., und den Status Animarum aus der Parochie von Santa Maria del Popolo auf S. 58 f. (Rom 1899). Goethes Wirt war derselbe Bildhauer Ceracchi, von dem Gerning (Bd. 3, S. 11) erzählt. Er wurde 1802 enthauptet als Verschwörer gegen Napoleon (vgl. Carletta, a. a. O., S. 16).

S. 213, Z. 6 ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 17. März 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 356.

Z. 12 ff. Vgl. dazu Goethes Äußerungen an den Kanzler v. Müller, Bd. 14, S. 430 dies. Ausg., und an Herder [vom 5. Juni (?) 1788] in den „Briefen", Bd. 8, S. 378: Da wo ich in meinem Leben das erstemal unbedingt glücklich war.

Z. 33. Vgl. Düntzer[1], S. 938.

S. 214, Z. 3. nun CC^1, Druckfehler für um.

Z. 19. Statt im Unendlichen schlägt Schuchardt (Bd. 1, S. 561) im Endlichen, Einzelnen vor.

Z. 23. Zu der in Bd. 14, S. 481, verzeichneten Literatur über die Villa Raffaels ist noch nachzutragen: Ramdohr, Bd. 2, S. 261 ff.

Z. 25. Vgl. Düntzer[2], Bd. 2, S. 245.

S. 215, Z. 1. Über die Villa Albani vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 820 ff., Bernoulli, Bd. 1, S. 585 ff., Weinlig, Bd. 1, S. 27 ff., Archenholtz, Bd. 2, S. 251 f. (1785), Ramdohr, Bd. 2, 1 ff., Stolberg, Bd. 7, S. 205 ff., Gerning, Bd. 3, S. 133 ff., Kotzebue, Bd. 3, S. 39 ff., G. v. Graevenitz, Deutsche in Rom, S. 184 ff. (Leipz. 1902), Helbig, Bd. 2, S. 1 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 241. Goethe hatte sie vorher schon am 8. Nov. 1786 und 4. Febr. 1787 besucht, vgl. T, S. 403 f.

Z. 7 u. Anm. 2. Vgl. Meyers Brief an Goethe vom 22. Juli 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 66 u. 69 f., und aus Angelikas Briefen an Goethe, daselbst, S. 15 f., 17 ff., 37 f., 39, 45, 48, 58, 97 u. s. w.

Z. 17 f. Vgl. Moritz, Bd. 3, S. 217 f.

S. 217, Z. 4. laug C^1.

Z. 9. Vgl. Düntzer[1], S. 941.

Bericht (S. 217—219).

S. 218, Z. 6. Über die Villa Mattei vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 172 ff., Gerning, Bd. 3, S. 118 f., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 242.

21. Anſehn C^1.

S. 219, Z. 8. hinzudrängten Düntzer[2] (Bd. 2, S. 250).

Z. 12. zu C^1.

Über die bildende Nachahmung des Schönen, von Moritz (S. 219—227).

S. 219, Z. 27 ff. Über den Streit, den die Abhandlung von Moritz zwischen Knebel, Schiller, Goethe, Herder und Karoline Herder hervorrief, vgl. Düntzer[1], S. 94 f. (Düntzer[2], Bd. 2, S. 252), und S. Auerbach in den „Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts", Bd. 31, S. XXXII ff. (Heilbr. 1888), wo die vollständige Abhandlung neu abgedruckt ist (= *S*). Einen knappen Auszug mit kurzem Vor- und Nachwort hatte Goethe im Juliheft des „Merkur", III, S. 105—111 (1789), gegeben, er ist wieder abgedruckt in *W*, Bd. 47, S. 84 ff., vgl. S. 409.

Z. 31. Vgl. Moritzens Briefe an Campe bei Leyser, Joachim Heinrich Campe, Bd. 2, S. 344 ff. (Braunschw. 1877), und Moritzens Brief an Goethe vom 7. Juni 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 27 f.

S. 220, Z. 3 ff. Vgl. „Briefe von und an Goethe", herausg. von Fr. W. Riemer, S. 231 (Leipz. 1846).

Z. 11. Von dem 52 Seiten umfassenden Originaldruck sind hier wiedergegeben S. 23—35 (in *S*, S. 17—25). Der Abdruck folgt *C* u. C^1, nicht *S*. Nur ist, was in *S* gesperrt gedruckt ist, auch hier so wiedergegeben, auch wo in *C* u. C^1 die Sperrung unterblieben war. Die Abweichungen von *S* sind angegeben.

Z. 22. Entwicklung C^1 *S*.

Z. 23. Ahndung *S* Ahnung CC^1 und so immer.

S. 221, Z. 3. geahndeten *S* geahneten CC^1 und so immer.

Z. 12. ründen *S*.

Z. 14. richtig *S* ſo richtig CC^1.

Z. 28. ſpiegeln *S* ſpielen CC^1.

Z. 29 f. völligen *S*.

S. 223, Z. 3. Ermanglung *S*.

Z. 30. nicht bis Werdens] der Mühe des Anfangs und der Zeit ſeines Werdens nicht *S*.

Z. 32. worinn *S*.

Z. 36 f. Den höchſten Werth *S*.

S. 224, Z. 5. vollkommner *S*.

Z. 13. der *S* dieſer CC^1.

Z. 26. eigner *S*.

S. 225, Z. 10. von fehlt CC^1.

S. 225, Z. 26. ſchneidet, *S* ſcheidet, *CC*[1].
S. 226, Z. 3. mißlungnen *S*.
Z. 24. in den *S*.
Z. 34. hervorbringend *S* hervorbringend *CC*[1] | heißt *S*.
S. 227, Z. 7. alle *S* allen *CC*[1].
Z. 25. innres *S*.
Z. 34. wirklichen *S* wirklichem *CC*[1].

April. Korreſpondenz (S. 228—229).

S. 228, Z. 10. Zu „Büris" Zeichnungen in Goethes Besitz vgl. Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen, Bd. 1, S. 258 ff. (Jena 1848).

Z. 12. Vgl. Goethes Brief an Philipp Seidel vom 19. April 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 369, und den Angelikas an Goethe vom 17. Mai 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 18.

S. 229, Z. 12 ff. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 28. März 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 366.

Bericht (S. 229—244).

Z. 25. Vgl. Goethes Brief an den Herzog vom 23. Mai 1788 in den „Briefen", Bd. 8, S. 374.

S. 230, Z. 21 u. Anm. 3. Vgl. Gnoli, Das Goethe-Haus in Rom, in der Zeitschrift „Im neuen Reich", 1872, Bd. 2, S. 148, und in der „Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti", Bd. 28, Februarheft 1875, S. 299. Dieser Giovanni Martini wird in der Parochialliste bei Carletta (a. a. O., S. 58 f.) nicht mit erwähnt, weil dort nur die Bewohner der Hälfte des Hauses, die Costanza Moscatelli gehörte, aufgezählt werden. Er ist nicht, wie Düntzer[2] (Bd. 2, S. 264) tut, zu identifizieren mit dem Bedienten, von dem Goethe an Fritz v. Stein am 16. Febr. 1788 („Briefe", Bd. 8, S. 352) schreibt: ein Bedienter, der ein Exjeſuit iſt, beſſert die Röcke aus und wartet auf. Das ist der bei Carletta (S. 59) als Goethes Diener aufgeführte „Carlo Pieck", derselbe, von dem in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 12 u. 171, erzählt ist.

S. 232, Z. 16 ff. u. Anm. 2. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 255 (S. 275 der Aufl. v. J. 1777), Ramdohr, Bd. 2, S. 217 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 117 u. 120. Stolberg (Bd. 7, S. 123 ff.) gedenkt bei seiner ausführlichen Schilderung der Villa Ludovisi merkwürdigerweise der Juno nicht. Dazu Helbig, Bd. 2, S. 97 ff.

Z. 23 u. Anm. 4. Der Juppiter von Otricoli, der in der damaligen Zeit erst gefunden war, ist bei Ramdohr zu suchen in der Notiz bei der Beschreibung der Rotunde des Vatikans, wo der Kopf jetzt noch steht: „Colossalischer Kopf eines Jupiter aus weißem Marmor. Sehr gut." (Bd. 1, S. 113). Vgl. auch „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 68 u. 192.

S. 233, Z. 14. Vgl. „Schriften der Goethe-Gesellschaft", Bd. 5, S. 67 f. Es war nur eine Gesichtsmaske, nicht ein vollständiger Abguß (vgl. auch „Briefe", Bd. 8, S. 117).

Z. 26 ff. Vgl. „Dichtung und Wahrheit", Bd. 13, S. 60 ff. dies. Ausg.

S. 233, Z. 27. Über das Original des Fauns vgl. W. Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz, S. 43 ff. (Münch. 1897).

S. 234, Z. 4 f. Vgl. Düntzer², Bd. 2, S. 267.

Z. 8. Derselbe absolute Gebrauch von „gewinnen" wie an dieser Stelle ist „Italienische Reise", Bd. 14, S. 181 mit Unrecht von mir beanstandet worden.

Z. 18. Über den damaligen botanischen Garten vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 617, ausführlicher Bd. 2, S. 655 mit der Anm. in der 2. Aufl. v. J. 1777, Bernoulli, Bd. 1, S. 468 ff. Daß ihn Goethe schon am 2. Febr. 1787 besucht hatte, lehrt *T*, S. 404, vgl. „Italienische Reise", Bd. 14, S. 168 dies. Ausg. und oben, S. 66.

Z. 26 ff. Vgl. Goethes Aufsatz: „Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit" in *W*, II. Abt., Bd. 6, S. 123 f. Über das Wachstum der Pinie berichten aus Rom Schütz und Angelika Kauffmann, vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 16, 32 f., 39, 59, 186.

Z. 29. Zu Angelikas Wohnung vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 116 u. 121, Gerning, Bd. 3, S. 56.

S. 235, Z. 4 ff. Vgl. Gnoli, W. Goethe a Roma, in der „Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti", Bd. 28, Februarheft 1875, S. 301 f., und Düntzer¹, S. 953 f., ferner Heinemann, Goethe, S. 385 (2. Aufl., Leipz. 1899).

Z. 16. Zur Cloaca massima vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 592 f., Stolberg, Bd. 7, S. 156, Gerning, Bd. 3, S. 38, Kotzebue, Bd. 3, S. 216 ff., Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 235 f.

Z. 17. Zu den Katakomben von S. Sebastiano vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 558 ff.

Z. 25. Zur „Roma sottoterranea di Antonio Bosio Romano" vgl. „Tagebücher", Bd. 11, S. 122 (9. Okt. 1827), und *W*, Bd. 49, 1. Abt., S. 195 ff.

S. 236, Z. 14 f. Statt zu: von oder statt geworden: gekommen (Vorschlag von Düntzer¹ (S. 614, Düntzer², Bd. 2, S. 269).

Z. 21. Vgl. Reiffensteins Brief an Goethe vom 10. Mai 1788 in den „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 14 u. 224.

Z. 31 ff. u. Anm. 5. Vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 513, und Bd. 2, S. 548 f. der Aufl. v. 1777, und Moritz, Bd. 1, S. 215 f.

S. 237, Z. 3 ff. Vgl. „Tagebücher", Bd. 7, S. 77: Geschichte der Statue von Colombrano, Rom, d. 11. März 1788; danach fällt das Erzählte in den März.

Z. 8. Über Ripa grande vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 621, Sulger-Gebing im „Jahrbuch", Bd. 18, S. 235.

Z. 22. war *CC*¹. Druckfehler für ward.

Z. 26. Rumpfe *C*¹.

S. 238, Z. 14 f. Vollkommenheiten *C*.

Z. 27. In dieselbe Zeit setzte Helbig das Werk in der ersten Auflage seines Führers, Bd. 1, S. 177 f. (Leipz. 1891). In der zweiten Auflage (Bd. 1, S. 155 f.) wird der Kopf entgegen Goethes Beobachtung (S. 478) als antik, aber nicht zum Körper gehörig und beträcht-

lich später als der Körper bezeichnet. Eine Abbildung des Werkes bei v. Graevenitz, Deutsche in Rom, S. 243 (Leipz. 1902).

S. 240, Z. 9 f. Zu der kauernden Aphrodite vgl. Helbig, Bd. 1, S. 156 ff. (2. Aufl., Leipz. 1899).

Z. 10. Zum Ganymed vgl. Helbig, Bd. 1, S. 255 f. Goethes Ausdruck weist auf diese Statuette, nicht auf die Gruppe des Ganymedes neben seinem Adler in der Kandelabergalerie (vgl. Ramdohr, Bd. 1, S. 89 f., Helbig, Bd. 1, S. 244). Kotzebue (Bd. 3, S. 29) sah den Ganymed auch im Maskenkabinet.

Z. 11 ff. Zur Apollonstatue vgl. Helbig, Bd. 1, S. 160 ff., zum Faun S. 158 f., zum Diskobolen S. 216 f.

S. 241, Z. 5. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 99 und 237, sowie Carletta, Goethe a Roma, III la bella Milanesa, S. 52, 54 (Rom 1899).

Z. 26 ff. Eine Abbildung des Hauses bei Carletta, a. a. O., S. 50.

S. 243, Z. 3. Zur Marc Aurel-Statue vgl. Volkmann, Bd. 2, S. 476 ff., Weinlig, Bd. 2, S. 20 f., Ramdohr, Bd. 1, S. 201 f., Kotzebue, Bd. 3, S. 188, Helbig, Bd. 1, S. 257.

Z. 15. Dem ungeachtet C^1.

Z. 22. Vgl. Goethes Brief an Herder vom 27. Dez. 1788 in den „Briefen", Bd. 9, S. 67.

S. 244, Z. 8. Die Übersetzung ist von Riemer, es sind Vers 1—4 und 27—30 der Ovidischen Elegie, vgl. „Tagebücher", Bd. 12, S. 48, und „Briefe von und an Goethe", herausg. von Fr. W. Riemer, S. 230 f. (Leipz. 1846). Vers 4 u. 5 der Übersetzung fehlen in C^1.

Z. 16. Vor seinem Tode schrieb Goethe noch einen anderen Abschluß, den Riemer und Eckermann in der Quartausgabe vom Jahre 1837 (Bd. 2, S. 447) veröffentlicht haben (vgl. Riemer, Mitteilungen über Goethe, Bd. 2, S. 306 ff.; Berl. 1841). Er lautet:

Bei meinem Abschied von Rom empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie [Tristium Lib. III. eleg. I], die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren soviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna sie lenkt' in der Höh nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt. —

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besonderſten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den mei-

nigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinah Nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Aussicht der Welt sey, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zustand dieser Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.

Kampagne in Frankreich 1792 (S. 245—445) und Belagerung von Mainz (S. 446—486).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe von Goethes „Kampagne in Frankreich" und „Belagerung von Mainz" wurde zu Grunde gelegt:

C = Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1827—30 (40 Bde. 8°). In Bd. 30 (1830), S. 1—272: Kampagne in Frankreich 1792, S. 273—330: Belagerung von Maynz.

Ihr zur Seite steht:

C^1 = Dieselbe Ausgabe in 16° (1829).

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

E = Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyter Abtheilung fünfter Theil. Stuttgart und Tübingen, in der Cottaschen Buchhandlung. 1822.

B^1 = Goethes Werke. Original-Ausgabe. Wien, 1816—22. Bey Chr. Kaulfuß und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Gedruckt bey Anton Strauß. In Bd. 25 (1822) unser Werk.

W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weim. 1887 ff.). Bd. 33 (1893).

Wir vermerken noch folgende Abkürzungen oft angeführter Werke:

„Ausgabeheft" = vgl. unten, S. 529.

Bockenheimer = K. G. Bockenheimer, Die Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen im Sommer 1793 (Mainz 1893).

Bojanowski = P. von Bojanowski, Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassierregiments 1787—1794 (Weim. 1899).

Burkhardt = C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817 (Hamb. u. Leipz. 1891).

Chuquet = A. Chuquet, Goethe, Campagne in Frankreich (Troisième édition, Par. 1892).

Chuquet, „Revue critique" = Revue critique d'histoire et de littérature. Vingt-deuxième Année. Deuxième Semestre (Par. 1888).

Düntzer = Deutsche Nationallitteratur. Herausg. von J. Kürschner. Bd. 103: Goethe, Kampagne in Frankreich und Belagerung von Mainz. Herausg. von H. Düntzer (Berl. u. Stuttg. o. J.).

„Gespräche" = Goethes Gespräche. Herausg. von W. Freiherrn v. Biedermann (Leipz. 1889—96, 10 Bde.).

„Goethes Mutter" = Karl Heinemann, Goethes Mutter, ein Lebensbild nach den Quellen (6. verb. Aufl., Leipz. u. Berl. 1900).

Häusser = Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Teil 1 (Leipz. 1854).

Hüffer = H. Hüffer, Zu Goethes Kampagne in Frankreich. „Jahrbuch", Bd. 4, S. 79 ff. (Frankf. a. M. 1883).

„Jahrbuch" = Goethe-Jahrbuch. Herausg. von Ludwig Geiger (Frankfurt a. M. 1880—1902, Bd. 1—23).

Lombard = Aus dem Nachlaß des Preußischen Geheimen Kabinetsrats Johann Wilhelm Lombard. Briefe aus dem Hauptquartier Friedrich Wilhelms II. während des Feldzugs gegen Frankreich im Jahre 1792, übersetzt und herausg. von Herman Hüffer („Deutsche Revue", Jahrg. 8, Bd. 1, S. 234—251 und S. 293—335, Bresl. u. Berl. 1883).

Massenbach = Christian v. Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staates. Bd. 1 (Amsterd. 1809).

Pollak = V. Pollak, Zur Belagerung von Mainz („Jahrbuch", Bd. 19, S. 261 ff.; Frankf. a. M. 1898).

„Reminiscenzen" = Aus dem militärischen Nachlaß König Friedrich Wilhelms III. Reminiscenzen aus der Kampagne in Frankreich vom 19. Aug. bis 23. Okt. 1792 (abgedruckt im Beiheft zum Militär-Wochenblatt, November und Dezember 1846; Berl. 1846).

Riemer = F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe (Berl. 1841, 2 Bde.).

Schöll-Wahle = Briefe Goethes an Frau von Stein. Herausg. von Adolf Schöll. Dritte umgearbeitete Aufl., besorgt von Julius Wahle (Frankf. a. M. 1899 u. 1900, 2 Bde.).

Strehlke = „Goethes Werke", Bd. 25: Kampagne in Frankreich, 1792. — Belagerung von Mainz. Herausg. und mit Anmerkungen begleitet von Fr. Strehlke (Berl., Hempel, o. J.).
„Tagebuch" = vgl. unten, S. 528.
„Wagners Tagebuch" = vgl. unten, S. 528.
W = Goethes Werke. Herausg. im Auftrage der Großherzogin von Sachsen (Weim. 1887 ff.).
W II = Dieselbe Ausgabe, 2. Abteilung: Goethes naturwissenschaftliche Schriften (das. 1890 ff.).
W III = Dieselbe Ausgabe, 3. Abteilung: Goethes Tagebücher (das. 1887 ff.).
W IV = Dieselbe Ausgabe, 4. Abteilung: Goethes Briefe (das. 1887 ff.).

Einleitung des Herausgebers (S. 247—254).

Die Entstehung des Werkes ist nach den Angaben der Tagebücher folgende: Am 8. Jan. 1820 lesen wir: Briefe und Tagebücher von 92 bis 95. Am 10. zuerst Feldzug von 1792. Diese Bezeichnung, die Goethe im Titel des Werkes ohne ersichtlichen Grund mit einem Fremdwort vertauscht hat, findet sich bis zum 2. März 1820 im Tagebuch. Von da an wechselt der Ausdruck mit Campagne. Schon am 14. Januar 1820 beginnt die Ausarbeitung: Eintritt in Frankreich dictirt. Aus den übrigen Einträgen desselben Monats sind hervorzuheben die vom 28. bis 31., die deutlich vom Diktieren am Feldzug berichten, die vom 28. mit dem Zusatz Anfang October. Schon bald darauf beginnt die Beschäftigung mit der Belagerung von Mainz. Wir hören von ihr am 6., 12.—14. Februar. An dem zuletzt genannten Tage die bestimmtere Angabe: Tagebuch vom Juny und July 1793, die Mayнzer Belagerung betreffend, schematisirt. Darauf am 18.: Tagebuch der Belagerung von Maynz, 23. bis 25. July und am 19. Febr.: Erste Tage in dem eroberten Maynz dictirt. Ähnlich lautet der Eintrag vom 20. Am 8. u. 9. Februar wurde der Aufenthalt in Münster schematisirt, am 21. Februar das Schema des Düsseldorfer Aufenthalts. Am nächsten Tage beschäftigt sich Goethe mit dem Schluß von 1793. Ausführlichere Nachricht erhalten wir am 28. Februar: Aufenthalt zu Pempelfort und Düsseldorf. Ingleichen Durchreise von Duisburg ... Nach Tische das Manuscript des Feldzugs von 1792 durchgegangen. Abends Geschichte des heiligen Ludwigs. Am Tage darauf folgt: Aufenthalt zu Trier. Leben Ludwigs des Heiligen. Am 1. März 1820 wird am Tagebuch des Düsseldorfer Aufenthalts gearbeitet, am 2. u. 3. am Aufenthalt in Münster diktiert; am 18. März Umgeschrieben am Tagebuch der Campagne, den 5. und 6. October, am 21.: Nacht in Sebincourt (gemeint ist Spincourt), ohne daß die Arbeit in den vorhergehenden Tagen des März gestockt hätte. Damit ruht vorläufig die Tätigkeit an der „Kampagne", nur daß am 11. April und am 11. Sept. 1821 Beschäftigung mit den Quellen notiert wird.

Wieder aufgenommen wird die Arbeit erst am 9. Nov. 1821, wo wir die Notiz lesen: An der Campagne corrigirt. Ähnlich am 10. sowie am 21. und den folgenden Tagen. Am 4. Dezember hören wir: den Kindern

den Anfang der Campagne von 92 vorgelesen. Ähnlich am 6. Dezember. Am Tage darauf: Vorlesung der zweyten Abtheilung der Campagne. Am 10.: Aufenthalt in Düsseldorf und Münster im Jahr 1792. Auch fast alle andern Tage berichten von dieser Arbeit. Daß der Druck schon begonnen hatte, ersehen wir aus der Notiz vom 31. Dez. 1821: Erhielt den ersten Revisionsbogen der Campagne. Aber beim Beginn des Druckes war das Werk keineswegs schon im Manuskript abgeschlossen. Korrekturen des gesetzten Textes und Diktat neuen Textes gehen in diesen Wochen nebeneinander her.

Am 13. Jan. 1822 lesen wir: Betrachtung des ganzen Aufenthalts in Trier und was dabey vorgekommen. Durchsicht der Papiere deßhalb. Am 20. Jan. Feldzug, Trier, am 22. Betrachtungen der Stadt Trier, am 23. Schema zu Trier und am 24. Aufsatz über Trier redigirt. Am 25. Moselfahrt, den Tag darauf Die Moselfahrt durchgedacht. Am 27.: Moselfahrt . . . Aufenthalt in Coblenz schematisirt. Am 28.: Coblenzer Aufenthalt. In diese Tage, und zwar auf den 24. Jan. 1822, fällt der Bericht des Dieners und Reisebegleiters Paul Götze über die Moselfahrt, den Goethe von ihm verlangt hatte, und der jetzt in der Weimarischen Ausgabe abgedruckt ist. Am 31. desselben Monats wird der Düsseldorfer Aufenthalt durchgesehen. Am 4. Februar der Pempelforter Aufenthalt. Den Tag darauf der Düsseldorfer Aufenthalt mundirt. Dann folgt am 6. Febr.: Besuch bey Plessing in Wernigerode, am 9.: Aufenthalt in Duisburg. Am 12.: Zwischenrede zur Rheinfahrt. Am 15.: Abentheuer in Wernigerode. Am 22.: Winteraufenthalt in Weimar 1792. Am 24.: Einiges zu Duisburg. Am 25.: Aufenthalt bey Fürstin Gallizin durchgesehen, am 26. und 27.: Aufenthalt in Münster. Am 3. März: Schema des Rückwegs von Münster, auch des Studiums der Gallizinischen Gemmensammlung. Am 4. März: Winter von 92 auf 93; die Expedition auf den Hundsrück, Reinigung des Terrains von Feinden; Einschließung von Maynz vollendet. Am 5.: Winter von 92 auf 93, am 7.: Den Aufenthalt bey Fürstin Gallizin ausschließlich durchgesehen. Am 8.: Einiges zur Rückkehr nach Hause im Jahr 92. Am 11.: Schema zur Rückkehr von Münster; ingleichen den Weimarischen Winteraufenthalt; ebenso am 12.—15.: Winteraufenthalt in Weimar von 1792—93. Am 16.: Winteraufenthalt in Weimar abgeschlossen. Am 17.: An der Maynzer Belagerung revidirt . . . Verhandlung wegen des Winteraufenthalts von 92. Am 23.: Abends Hofrath Meyer; er las den Anfang der Campagne vor. Am 24.: Correctur des Tagebuchs von Maynz. 25.: Fortgesetztes Tagebuch der Belagerung bis zum 22. July. 26.: die Einnahme von Maynz durchgesehen. Am 3. April: An den letzten Bogen der Campagne. In den andern Tagen des April werden Vorlesungen von der Kampagne notiert. Am 24. April findet sich die letzte Notiz über die Korrektur. Zur Ostermesse 1822 erschien das Werk im Buchhandel.

Von den gedruckten Quellen, die Goethe zu seiner Arbeit benutzt hat, werden in den Tagebüchern folgende genannt. Mit den in Klammer hinzugesetzten Daten sind die Tage gemeint, an denen Goethe nach seinem Tagebuch die Bücher gelesen hat: Dumouriez, La vie de lui-même, Teil I—III (Hamb. 1793) (9.—11. Jan. 1820); „Mémoires posthumes du général français, comte de Custine,

redigés par un de ses aides" (Hamb. u. Frankf. 1794, 2 Bde.) (28. Jan. 1820); Christoph Girtanner, Historische Nachricht und politische Betrachtungen über die französische Revolution (Berl. 1790—97, 13 Bde.) (30. u. 31. Jan., 1., 5—6., 8.—9., 12. Febr. 1820); „Mémoires de Manon Jeanne Roland de la Platière" (Par. 1820) (16. Febr. 1820); „Mémoires de la maison de Condé publiés par Sevelinges" (Par. 1820) (26. Febr., 11. März 1820); Jean de Joinville, Histoire de Saint-Louis (Par. 1785, 2 Bde.) (28—29. Febr., 1. März 1820); François Marquis de Bouillé, Mémoires sur la Révolution Française, Teil I u. II (Lond. 1797) (11. April 1820); Karl Friedrich Quednow, Beschreibung der Altertümer in Trier und dessen Umgebungen aus der gallisch-belgischen und römischen Periode (Trier 1810, 2 Tle.) (11. Sept. 1820); Christian Ludwig Albrecht Patje, Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten 1789—1814 (Hannov. 1815) (3. März 1822); Massenbach, Memoiren zur Geschichte des preußischen Staates, Bd. 1 (Amsterd. 1809). Vgl. Paralipomena, Nr. 6 (*W*, Bd. 33, S. 363). An derselben Stelle wird zitiert Lauckhard und ebenso am 13. Jan. 1820 im Tagebuch: Lauckhards Feldzüge, 1. Band. Damit ist gemeint das Werk: Friedr. Christian Lauckhard, Leben und Schicksale, Teil 1 u. 2 (Halle 1792), Teil 3—5 (Leipz. 1796—1802). Teil 3 u. 4 unter dem Titel: „Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich". Teil 5: „Begebenheiten bis Ende des Jahres 1802". Auf das ebenfalls von Lauckhard geschriebene, anonym erschienene Werk: „Briefe eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792" (Erstes und zweites „Pack" Germanien 1793; drittes „Pack" Germanien 1794; viertes „Pack" Upsala 1795; fünftes „Packt" (!) Germanien 1796, das letztere mit dem Nebentitel „Neue Briefe u. s. w. über die Feldzüge gegen die Neufranken", Altona 1796) bezieht sich wohl der Eintrag im Tagebuch vom 11. Dez. 1821: Geschichte der vier ersten Feldzüge des französischen Revolutionskrieges von einem deutschen Offizier.

Außerdem kommen noch in Betracht die auf den Feldzug sich beziehenden Werke, die Goethe während seiner Arbeit von der Weimarischen Bibliothek entliehen hatte. Es sind, soweit sie nicht schon oben erwähnt worden, nach Reinhold Köhlers Angabe (vgl. Düntzer, S. IIff.) und von Bojanowskis gütiger Mitteilung folgende: Charles François Dumouriez, Mémoires du Général Dumouriez, écrits par lui-même (Francf. et Leipz. 1794); Derselbe, Campagnes du Général Dumouriez dans la Champagne et la Belgique, écrits par lui-même (à Hambourg s. a., 2 Bde.); Derselbe, Correspondance avec Pache, Ministre de la guerre, pendant la Campagne de la Belgique en 1792 (à Paris 1793); Fr. Karl Julius Schütz, Handbuch der Geschichte Napoleons und seines Zeitalters (Leipz. 1810); Fr. v. Gentz, Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung überreicht (Berl. 1797); Matth. Merian, Topographia Palatinatus Rheni (Frankf. 1645); Karl Friedrich Pockel, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig (Tüb. 1809), anonym erschienen; „Les Actes des Apôtres"

(Par. 1789—1792, 11 Bde.); „Schöne Raritäten zum Zeitvertreib des Mainzer Bürgers beim trocknen Brot und am leeren Krug und für Fremde, die Mainz interessiert“ (Mainz 1793); „Originalbriefwechsel der Emigrierten oder die Emigrierten nach ihrer eigenen Darstellung geschildert (Frankf. u. Leipz. 1793, 2 Bde.); Christoph Girtanner, Politische Annalen (Berl. 1793—94, 8 Bde.); „Darstellung der Mainzer Revolution oder Geschichte der Stadt Mainz und umliegenden Gegend, von Entstehung des französischen Revolutionskriegs bis nach Wiedereroberung dieser Stadt“ (Frankf. u. Leipz. 1794, 2 Bde.); „Geheime Geschichte der Regierung des Lands zwischen Rhein und Mosel, auch des Verlusts der Linien vor Mainz“ (o. O. und o. J.); „Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts“, herausg. von J. W. v. Archenholtz. Jahrg. 1793 und 1794 (Hamb. u. Leipz.).

In den „Tag- und Jahresheften“ 1820 erzählt Goethe bei der Erwähnung der Entstehung der „Kampagne“: Ich machte deshalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern. Daß er ein Kriegs- und Reisetagebuch wirklich während des Feldzugs geführt hat, ergibt sich aus den Angaben S. 352, Z. 29; S. 377, Z. 22 ff.; S. 393, Z. 3 ff. An der letzgenannten Stelle wird uns erzählt, daß neben dem Tagebuch aufgezeichnete poetische Tagesbefehle, satirische Ordres du jour von ihm verbrannt worden seien.

Ob das Tagebuch selbst dabei mit verbrannt worden ist, läßt sich nicht erkennen; jedenfalls ist in dem Goethischen Nachlass keine Spur eines solchen gefunden worden. Die oben S. 385, Z. 4 ff. erwähnten, vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter beziehen sich, wenn die Bemerkung überhaupt ernst zu nehmen ist, offenbar nur auf den Aufenthalt in Pempelfort, und mit der häufig in den Tagebüchern vorkommenden Bezeichnung Kriegstagebuch oder Tagebuch der Belagerung von Mainz ist die tagebuchartig gehaltene Darstellung selbst gemeint. Auch sprechen andere sogleich zu erwähnende Vorarbeiten, die bei der Existenz eines ausführlichen Tagebuches unnötig gewesen wären, durchaus dafür, daß Goethe bei der Abfassung der „Kampagne“ das Tagebuch nicht mehr besessen hat. Die oben zitierte Äußerung in den „Tag- und Jahresheften“ von 1820, die bestimmt von einem Auszug aus meinen Tagebüchern spricht, muß sich auf etwas anderes beziehen. Goethe spricht wiederholt von Notizen, die er auf den Jägerschen Karten vom Kriegsschauplatz (vgl. oben S. 272, Z. 30 ff. und S. 279, Z. 10 ff.) gemacht habe. Von diesen Karten mit den Notizen ist einiges erhalten, und es wird in der Weimarischen Ausgabe sehr wahrscheinlich gemacht, daß der im Archiv erhaltene, von John beschriebene Bogen, der tagebuchartige Notizen vom 27. August bis 28. Oktober enthält, eine Kopie der Goethischen auf den Jägerschen Karten gemachten Bemerkungen ist. Diese Notizen sind in unseren Anmerkungen an ihren Stellen mit der Bezeichnung „Tagebuch“ abgedruckt worden.

Außerdem befindet sich im Archiv ein Auszug aus dem oben erwähnten Tagebuch des Kämmeriers Karl August Wagner, drei Blätter,

von John geschrieben. Der Auszug beginnt mit dem 27. August und schließt mit dem 9. Oktober. Erwähnt wird er in Goethes Tagebuch am 14. Febr. 1820: Abends Wagners Tagebuch. Goethe behandelt es in dem Auszuge, in dem er von sich in der ersten Person spricht, ganz wie sein eigenes. Wir bezeichnen es mit „Wagners Tagebuch". Ferner ist noch zu erwähnen ein von Riemer geschriebenes kurzes Schema des ganzen Werkes (*W*, Paralipomenon Nr. 6), ein Brief Paul Götzes, des Dieners Goethes, über die Moselfahrt (*W*, Paralipomenon Nr. 8; vgl. auch unten S. 540 f.) und ein Schema des Schlusses der „Kampagne" (vgl. unten S. 543 ff.), schließlich ein „Einnahme- und Ausgabeheft" von Paul Götze geschrieben, das wir zitieren unter „Ausgabeheft".

Für die „Belagerung von Mainz" ist nach Angabe der Weimarischen Ausgabe an handschriftlichem, tagebuchartigem Material, das Goethe benutzt haben könnte, sehr wenig vorhanden. Es besteht aus Aufzeichnungen in einem Notizbuch, die vom 26.—31. Mai 1793 (vgl. unten S. 547 ff.) reichen. Daran schließt sich ein Schema zu dem Bericht über den nächtlichen Überfall (vgl. *W*, S. 278, Z. 24 bis 282, Z. 12) und ein Blatt mit wenigen Notizen, von Kräuters Hand geschrieben.

Die Glaubwürdigkeit der Goethischen Darstellung hat, wie ja selbstverständlich war, die geschichtliche Forschung erwiesen. Auf die Irrtümer Goethes weisen unsere Anmerkungen hin. Er selbst hat sich hierüber in den „Tag- und Jahresheften" von 1821 geäußert: Man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Mit diesem „Euphemismus" ist nicht eine Verschleierung der Tatsachen gemeint, sondern ein Zurückhalten des Urteils, wo es verletzen oder betrüben konnte, ein Verzicht auf die Begründung von Tatsachen und Ereignissen, wo diese Begründung schmerzlich berühren mußte.

Der oben zitierten Stelle aus den „Tag- und Jahresheften" von 1821 sandte Goethe die Worte voraus: Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit. Trotzdem wird die Disposition und Redaktion des Ganzen einem berechtigten Tadel nicht entgehen, ja überhaupt erst verständlich sein, wenn man sich erinnert, daß der Titel ursprünglich Aus meinem Leben. Zweiter Abtheilung fünfter Theil lautete. Goethe wollte also sein Leben darstellen und zwar die Zeit vom August 1792 bis zum August 1793; wie sich aus dem Tagebuch ergibt, in drei wahrscheinlich folgendermaßen getrennten Abteilungen: 1) Die Kampagne in Frankreich bis zur Rückkehr nach Weimar, 2) Den Winteraufenthalt 1792/93 in Weimar, 3) Die Belagerung von Mainz bis zur Rückkehr nach Weimar. Nur so ist es zu verstehen, daß wir in dem Werke die ausführliche Darstellung des Besuchs in Pempelfort, in Münster und in Duisburg, sowie Goethes dichterische Tätigkeit in dieser Zeit ausführlich besprochen finden, wenn auch die Einflechtung der breiten Ausführungen über die Wertherzeit, der „Reise in den Harz" und des Gedichtes „Harzreise im Winter", der Erörterungen über seine Theaterdirektion und gar

einer katalogartigen, von Heinrich Meyer verfaßten Aufzählung der bedeutendsten Gemmen der Galitzin-Hemsterhuisschen Sammlung sich selbst unter diesem Gesichtspunkte kaum rechtfertigen läßt. Der Wunsch, dem Bande einen größeren Umfang zu geben, kann nur als ganz äußerliche Erklärung gelten.

S. 247 ff. Über die allgemeine historische Lage vgl. Häusser, S. 341 ff.

S. 250. Über das Manifest vgl. K. von Heigel, Neue geschichtliche Essays, S. 138 ff. (Münch. 1902).

S. 251. Über Karl August und sein Regiment vgl. Bojanowski, S. 12 u. 58. Über die Abreise des Herzogs vgl. Brief an Körner vom 17. Juni 1792, Düntzer, Goethe und Karl August, S. 379 (2. Aufl., Leipz. 1888).

S. 253. Über die Einladung und Goethes Entschluß vgl. Düntzer a. a. O., S. 389, „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 4, S. 16, 18 u. 365 (Weim. 1889), und Tagebuch vom 8. März und vom 17. April 1793. Dass Goethe am 15. Mai in Gotha war, ergibt sich aus dem Brief von diesem Tage an Kirms.

S. 255. Im Goethe-Archiv ist ein Fragment einer ursprünglich geplanten Einleitung, das *W*, Bd. 33, S. 377 f. abgedruckt ist, vorhanden. Es lautet folgendermassen:

Man darf sich nicht verbergen daß seit dem Hubertsburger-Frieden, wo die Partheyung welche Deutschland zwischen Preußen und Östreich theilte aufgelöst ward, die Deutschen etwas anderes suchten und ein gewisser unbestimmter Sinn, wo nicht zu etwas Besserem doch zu etwas Anderem sich nach und nach in ihnen entwickelte. Der dritte Stand bildete sich fortschreitend aus, der Adel wollte nicht zurückbleiben und trat mit ihm in Verbindung.

Nach dem Antheil den man an Corsika sodann aber an Nord-Amerika genommen, rückte das Interesse näher; die Franzosen machten einen Versuch ihren Regierungsformen andere Gestalt zu geben; diese Neuheit unterhielt jedermann, und gewiß der größte Theil von Deutschland war geneigt sie gewähren zu lassen und allenfalls zu sehen, was aus diesem Experiment herauskommen möchte.

Diese Gesinnungen verbreiteten sich um so eher als man in dem Betragen der nordischen Monarchen eben keine entschiedene Sittlichkeit gewahr werden konnte. Polen ward getheilt und wieder getheilt, bis endlich nichts mehr davon übrig blieb. Hier sah man Monarchen die einen ihres Gleichen in Pension zu setzen gedachten, dort rührte sich ein Volk um ähnlicher Weise mit seinem König zu verfahren.

Man hätte wie bisher auch der inneren Gährung zugesehen, welche durch mancherley Umwandlung den Zustand von Frankreich nach und nach völlig aufzulösen schien, aber sie hatten in Betracht mancher gegen sie vorgenommenen Verbindungen und Rüstungen Östreich den Krieg erklärt. aber gleich zu Anfang des Feldzugs, da jedermann aufmerksam war wie kräftig sie sich benehmen würden, verloren sie durch schmähliches Beginnen allen Kredit; ihre angreifenden Heere lassen sich durch panische Schrecken zurücktreiben, zerstreuen, nirgends erblickt man Übereinstimmung; Volksrepräsentanten und König, Mi-

nister und Generale, nirgends bemerkt man gleichthätigen Sinn nicht einmal gegen den Feind.

Man fängt an sie gering zu schätzen, die Emigrirten gewinnen erst recht entschiedenen Glauben; der Krieg war diesseits ge[be]schlossen.

S. 255. Anm. 1. Vgl. „Ausgabeheft" 22. u. 23. August, Bingen bis Trier.

Anm. 2. Vgl. den Brief an Christiane, Frankfurt, d. 21. August 1792: Heute geh ich, liebe Kleine, von Frankfurt ab und nach Maynz. Die Notiz im „Ausgabeheft": 20. August, Frankfurt bis Mainz ist also nicht richtig.

Anm. 4. Vgl. Düntzer.

S. 256, Anm. 7. Vgl. Schöll-Wahle, Bd. 1, S. 538, Riemer, Bd. 2, S. 98.

S. 257, Anm. 1. Vgl. auch Hubers Brief an Körner vom 24. Aug. 1792 in L. F. Hubers „Sämtlichen Werken", Bd. 1, S. 441 ff. (Tüb., 1806): „Endlich habe ich Goethe kennen gelernt, er war diese Woche zwei Tage hier, und ich habe zwei Abende mit ihm zugebracht. Er war gesellschaftlich lustig, und ich bin in dieser Rücksicht sehr von ihm erbaut gewesen. Übrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen; es war z. B. zweimal, durch einen höchst natürlichen Zusammenhang, von Dir die Rede, ohne daß auch nur eine Sylbe von ihm heraus kam. Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet sinnliches und erschlafftes bekommen hat. Zugleich scheint er politica im Kopf zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratulire. Indessen freute mich, nachdem der erste Anfall von zurückstoßender Steifigkeit vorbei war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anspruchlosigkeit in seinem gesellschaftlichen Ton. Den ersten Abend wurden wir alle durch guten Wein gestimmt, er hatte Einfälle mit Raisonnement vermischt und war wirklich lebhaft; in Augenblicken machte es mir vielen Spaß, seine Mutter ganz in ihm wieder zu finden, und das war dann, wenn er launig-kräftig etwas auseinander setzte, worin eben ihre Originalität vorzüglich liegt. Den zweiten Abend tranken wir Bier, wobei denn für die allgemeine Conversation viel verloren ging, aber er erzählte sehr niedlich und launig manches von Italien und war durchaus leicht und gutmüthig. Ich habe übrigens nicht ein einziges besondres Wort mit ihm gesprochen, obgleich den ersten Abend ziemlich viel in der allgemeinen Unterredung. Er will sich hier wieder aufhalten, wenn er von der Armee wieder kömmt", und vgl. ferner das Paralipomenon Nr. 6 (*W* Bd. 33, S. 363): Mainz. Forster u. Frau Huber. Mad. Böhmer, nachherige Schlegel. Sömmering und andere. Vergleichende Anatomie angeregt. Große republicanische Spannung der Gemüther. Mir ward unwohl in der Gesellschaft. Damalige Reflexion darüber. Aufgeklärt durch Hubers Lebensbeschreibung u. Briefe. Schwer zu entziffernde Complication innerer Geistes-Verhältnisse und äusserer zudringenden Umstände. Auf Kunst und Natur drang ich los als auf Objecte, suchte nach Begriffen von beyden. Zerstörte alle Sentimentalität in mir und litt also Schaden am nahverwandten sittlich ideellen. Neigte mich in solcher Hinsicht ganz zu einem strengen Realismus.

S. 257, Anm. 3. Da Goethe laut seines Briefes vom 21. August an Christiane noch in Frankfurt war und zwei Abende in Mainz verlebt hat, wie auch der oben abgedruckte Brief Hubers bestätigt, so kann er Mainz erst am 23. verlassen haben. Die Angabe des „Ausgabeheftes“: „21. August Mainz bis Bingen“, muß auf einem Irrtum beruhen.

S. 258, Anm. 3. Vgl. W. v. Biedermann, Goetheforschungen, S. 218 (Frankf. a. M., 1879).

S. 259, Anm. 2. Vgl. „Ausgabeheft“: „23.—26. August Trier, 26. August Trier bis Luxemburg.“ Am 25. war Goethe noch in Trier; vgl. den Brief von diesem Tage an Heinrich Meyer, aus dem sich auch ergibt, daß Goethe das Denkmal von Igel schon während seines Aufenthaltes in Trier selbst gesehen hat.

Z. 17. Eine Abbildung des Denkmals bei K. Heinemann, Goethe, S. 459 (3. verb. Aufl., Leipz., 1903).

S. 261, Z. 19. deſſen *C*.

S. 262, Anm. 1. Vgl. Lombard, S. 293: „Die Soldaten, die man abschickt, um Wasser zu beschaffen, haben sich, um zu plündern, durch Tiercelet verbreitet . . . Sollen diese armen Bauern nicht vor Hunger, Kälte und Elend umkommen, so muß ein Gott vom Himmel steigen . . . Man hat ihnen alles genommen . . . In einer einzigen Meierei (Brehain la Cour) wurden 1500 Schafe und 500 Schweine hingeschlachtet.“

Anm. 2. Vgl. Lombard, S. 295.

Z. 17 ff. Über die Einnahme von Longwy vgl. „Reminiscenzen“, S. 150 f.

Z. 19. 27. Auguſt] vgl. „Tagebuch“: 27. Auguſt. Kam ich Nachmittags im Lager bey Brocourt an, und „Wagners Tagebuch“: 27. Auguſt. Kam ich an im Lager bey Cuidry.

S. 263, Anm. 1. Vgl. Schöll-Wahle, Bd. 1, S. 537.

Z. 19 f. Vgl. Brief an Christiane, 28. Aug. 1792: Ich kann sehr zufrieden seyn daß ich in des Herzogs Schlafwagen eine Stelle gefunden habe wo ich die Nacht zubringe.

Z. 25. Am 28. Auguſt] vgl. „Tagebuch“: 28. Auguſt. Sah ich mich um und ritt Nachmittags nach Longwy. und „Wagners Tagebuch“, 28. Auguſt: Fuhr alles nach Longwy; man verproviantirte sich.

Z. 32 f. Vgl. Goethes „Sprüche in Prosa“ (Hempelsche Ausgabe, Bd. 19, S. 42, Nr. 147): Was die Franzosen Tournüre nennen, ist eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine Tournüre haben können; ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das Eine schließt das Andere aus und sind nicht zu verbinden.

S. 265, Z. 12. sich bewähren CC^1EB^1.

S. 266, Anm. 2. Vgl. Lombard, S. 294 (20. August): „Gestern haben wir einen beträchtlichen Posten erwischt nur mit einer Abteilung Husaren. Es waren die Braunen von Wolfradt.“

Anm. 3. Vgl. Lombard, S. 294: „Die Unsern haben mit einer weit geringern Stärke 300 Mann getötet und 160 Gefangene gemacht, während von ihnen nur 2 verwundet waren.“

S. 266, Z. 28. Vgl. „Tagebuch“: 29. August ging der Marsch über Araney, Chatillon l'Abbaye ins Lager bey Pilon, und „Wagners Tagebuch“: 29. August. Erinnerung an die Überschwemmung vor einigen Tagen. Schweres Fortkommen heiterer Himmel, warm. Kanonade von Dionville. Lager bey Pillon an einem Hölzchen Schatten und Küchfeuer; Bächelgen und zwey Bassins.

S. 267. Anm. 2. Vgl. Chuquet.

S. 269, Z. 3. Königstum *C*; vgl. jedoch S. 314, Z. 33.

Z. 22. Vgl. „Tagebuch“: 30. August. Über Mangienne, Danville pp. ins Lager vor Verdun, und „Wagners Tagebuch“: 30. August. Abgetrockneter Weg, bessere Fahrt. Bergige Gegend. Marrode Fieseliers. Mangel von Brandwein. Kanonieren bey Verdun. Lage von Verdun. Lage von der Maas Die Cavallerie auf der Wiese die Artillerie am Abhange des Hügels. Bassin mit Fischen.

S. 270, Z. 6ff. u. Z. 31ff. Vgl. „Gespräche“, Bd. 1, S. 145.

S. 271, Z. 31. Vgl. „Tagebuch“: 31. August. Früh wurde Verdun aufgefordert. Um Mitternacht ging das Bombardement an und dauerte bis 1. September. Früh acht Uhr. Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweytenmal aufgefordert, und bat um 24 Stunden Bedenkzeit. Dazu „Wagners Tagebuch“: 31. August. Major von Hompesch kommt sich einen Trompeter zu holen. Aufforderung. Geschichte derselben. Batterie Bau.

S. 272. Anm. 1. Vgl. Schöll-Wahle, Bd. 2, S. 536, *W* III, 25. Aug. 1779, und Hüffer, S. 85. In „Wagners Tagebuch“ am 31. August (vgl. die vorige Anmerkung) wird übrigens nicht Grotthaus, sondern Major von Hompesch genannt.

Anm. 2. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 340 zu dieser Stelle.

S. 274, Z. 16. Vgl. „Wagners Tagebuch“: 1. September. Um Mitternacht Anfang des Bombardements. Fehlschüsse der Belagerten zu tief und zu hoch. Früh 8 Uhr Pause. Nachts um 11 Uhr ging die Kanonade wieder an. Annäherung der Batterien.

Anm. 5. Vgl. Hüffer, S. 86f., „Jahrbuch“, Bd. 14, S. 96ff (1893).

S. 278, Z. 14. jedoch B^1E fehlt CC^1.

Z. 30. Vgl. „Tagebuch“: 2. September. Ergab sie [die Stadt] sich und ward in Besitz genommen.

S. 279. Anm. 1. Vgl. Chuquet. Der Kronprinz berichtet, dass der Kommandant, bevor die Verhandlungen mit General Kalckreuth begonnen „sich aus Desperation eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte.“ Vgl. „Reminiscenzen“, S. 153.

Z. 13. Vgl. „Tagebuch“: 3. September. Ritt ich hinein und blieb bis gegen Abend. Am Rande steht vom 3.—6. September: Aufgehobnes Pflaster Markt. Accident Fajence Bude Verdun Liqueur Von bons Willkomme Gäste. und „Wagners Tagebuch“: 3. September. Übergabe der Stadt.

Z. 16. Einritt *E* Eintritt B^1CC^1.

Anm. 3. Vgl. Brief an Christiane vom 8. Sept. 1792.

S. 280. Anm. 2. Vgl. „Reminiscenzen“, S. 154: „Lieutenant Graf Henkel von Köhler Husaren wird meuchelmörderischerweise in der Vorstadt erschossen.“

S. 281, Z. 4f. Vgl. Lombard, S. 303. „Graf von Henkel wurde in der Nacht durch einen Gewehrschuss getötet, und der Mörder rettete sich durch freiwilligen Tod vor dem, welchen das Urteil ihm bestimmte."

Z. 13ff. Vgl. Hüffer, S. 103ff., und „Reminiscenzen", S. 154.

Z. 17ff. Vgl. Massenbach, Bd. 1, S. 42.

Anm. 2. Vgl. Chuquet.

S. 282. Anm. 1. Vgl. „Reminiscenzen", S. 154: „Citadelle, wohin ein Kommando von Eben-Husaren den Maire George aus Varennes brachte" und Hüffer, S. 90ff.

S. 283, Z. 8. Vgl. „Tagebuch": 4. September. Blieb das Lager noch stehen, und „Wagners Tagebuch": 4. September. Pulverwagen in die Luft. Ertrunkener Offizier vom Genie. 5. September. Besuch in Verdun.

Anm. 1. Vgl. Lombard, S. 298f. u. 301.

Anm. 3. Vgl. Chuquet.

S. 284, Anm. 5. Vgl. Hüffer, S. 93.

Z. 24. Vgl. „Tagebuch": 6. September. Ward es verändert und kam hinter Verdun. Das Hauptquartier hies *Regrets*, des Herzogs Regiment lag nah an der Stadt und der Maas, wir cantonnirten in Jardin Fontaine. — 7. September. Jardin Fontaine. 8.—10. September. Ebendaselbst. — „Wagners Tagebuch": 6. September. Aufgebrochen in Abweg des Berges. Nähere Lage von Verdun. Quartier in Jardin Fontaine. Schreckliches Wetter. Der Herzog cantonirt auch bey uns. Schrecklicher Zustand der Zelte. Eintheilung. Wirth und Wirthin gute Leute. Assignaten. Heimlicher Wein. — 8. September. Von Seiten des Königs Weinaustheilung. 9. September. Arsenal und dessen Plünderung, Kloster zur Kaserne gemacht, beym Abzug zerstört. 10. September. Bezahltes Quartier. Assignaten Handel.

Anm. 6. Vgl. „Reminiscenzen", S. 154f.: „Regret, woselbst des Königs Hauptquartier — Der Herzog in Glorieux." Vgl. Hüffer, S. 92, und die vorhergehende Anmerkung.

S. 285, Anm. 2. Vgl. Düntzer.

S. 286, Z. 20. Vgl. „Tagebuch": 11. September. Marsch nach Malankour. sowie „Wagners Tagebuch": 11. September. Abmarsch. Viele Kranke bleiben zurück. Schreckliches Wetter. Lager bey Melancour. Kohlholz. Französische Gefangene.

S. 287, Z. 18ff. Vgl. „Reminiscenzen", S. 155: „Jämmerlicher Anblick der durchnäßten französischen Prinzen, die dem Könige zu Pferde gefolgt waren."

Z. 29. Vgl. „Tagebuch": 12. September. Marsch nach Landres und „Wagners Tagebuch": 12. September. Kanonade. Manoeurs und Abenteuer. Schrecklicher Zustand. Vaudeville. Nächtliche Unruhe und Angst. Marode Preussen. Ich hatte mit dem Herzog im Regiments Staabswagen geschlafen.

S. 288, Anm. 2. Vgl. Hüffer, S. 93.

Anm. 4. Vgl. Brief an Frau von Stein vom 10. Juli 1786.

S. 289, Z. 1. Vgl. „Tagebuch": 13. September. Bey Landres Regenwetter. 14. September. Bey Landres. Affaire von Clärfait bey Croix aux bois. 15. September. Bey Landres retirirten die Franzosen. 16. September Bey Landres. 17. September. Ebendaselbst. — „Wagners Tagebuch":

13. September. Kammerier Wagner und auch meine Equipage kommt an. 14. September. Übersicht des französischen Lagers. 15. September. Versuch die Franzosen übergehen zu machen. Neue Beschämung der Emigrirten. 16. September. Zurückgezogene Vorposten der Franzosen. Glückliche und wunderbare Expedition auf den Nachtrapp der französischen Armee. 17. September. Bewegung der Armee. Aufgefangene Heerden und Wagen.

S. 289, Anm. 1. Vgl. Chuquet.

Z. 27 ff. Vgl. „Reminiscenzen", S. 156: „Prinz Louis Ferdinand möchte gern gegen die feindlichen Vedetten etwas unternehmen, und nimmt von den unsrigen etliche vor, bis es der Lieutnant Puttkamer von Weimar gewahr wird, der die Feldwache auf unserm rechten Flügel hat und daher zugleich mit einiger Mannschaft zum Soutien folgt und den Prinzen ersucht, zurückzukehren."

S. 291, Anm. 1 u. 2. Vgl. Hüffer, S. 93 f., und „Reminiscenzen", S. 156: „Kleine Affaire mit dem Clerfaitschen Korps uns zur Rechten bei Boult au bois. — Prinz Charles de Ligne bleibt bei la Croix au bois."

Anm. 4. Vgl. Hüffer, S. 95, und „Reminiscenzen", S. 156.

S. 292, Anm. 1. Es findet sich in der Nummer des „Moniteur" vom 3. Sept. 1792 folgende Stelle: „Il n'y a plus à douter ici que la Lorraine et l'Alsace ne soient prêtes à subir le joug; et de là jusqu'à Paris, qui pourra empêcher la colonne brunswickoise d'y arriver? Il est vrai qu'elle n'en sortirait pas et que vit-on entrer 60,000 hommes, le seul faubourg St.-Antoine est capable de les écraser. Vgl. Chuquet.

S. 293, Z. 10. Vgl. „Tagebuch": 18. September. Marsch über Grandpre nach Vaux les Mourons. „Wagners Tagebuch": 18. September. Aufbruch aus dem Lager bey Landres an Grandpre vorbey auf einer Pontonbrücke über die Aisne. Sanfte Anhöhe bey Vaux les Mourons, Lager daselbst. Mangel an Lebensmitteln; einreissende Krankheit. Lazareth in Grandpray etablirt, ingleichen Feldbeckerey.

S. 294, Z. 5. Vgl. „Tagebuch": 19. September. Marsch bis Massige. Wagenburg. Nachmittag Aufbruch, Marsch bis Somme tourbe. Nachts unter freyen Himmel. „Wagners Tagebuch": 19. September. Marsch bis Massige. Befehl die Equipage soll rückwärts bey Maison Champagne eine Wagenburg schlagen. Die Armee geht vorwärts. Kammerdiener Dürrbach und andere reiten der Armee nach. Große Verlegenheit der Wagenburg.

S. 295, Anm. 1, 3 u. 4. Vgl. Massenbach, Bd. 1, S. 106 f. und S. 329 f. und „Reminiscenzen", S. 157. „Dieser schleunige Aufbruch gründet sich auf eine erhaltene Nachricht von dem Abzuge der großen Französischen Armee (die nachher zwar falsch befunden), von der es verlautete, als nähere sie ihre Direction auf Chalons."

S. 296, Z. 32. Vgl. „Tagebuch": 20. September. Marsch bis an die Chaussée. Kanonade. Nachts unter fr. Himmel; übel Wetter. und „Wagners Tagebuch": 20. September. Die Bauern errichten eine Batterie. Geheime Kammerier Rietz war mit in der Wagenburg.

S. 300, Z. 8. waldigen B^1.

Anm. 1. Vgl. Häusser, S. 445.

Anm. 2. Vgl. „Reminiscenzen", S. 158 f.

S. 301, Anm. 1. Vgl. Düntzer.

Anm. 2. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 19, S. 244 ff. (1898).

Anm. 3. Vgl. Schöll-Wahle, Bd. 1, S. 20, und Bd. 2, S. 89.

S. 302, Z. 14 ff. Vgl. „Reminiscenzen", S. 159.

S. 303, Anm. 1. Vgl. Hüffer, S. 96, und *W*, Bd. 33, S. 378.

Z. 30. Der Doppelpunkt hinter Anblick fehlt in allen Ausgaben, wird aber durch den darauffolgenden Satz verlangt.

S. 305, Z. 25. Vgl. Paralipomenon Nr. 7: Zum 21. September. Die neue Zeitrechnung der Franzosen die von da sich begann hatte mir den Ruf eines Propheten unter jenen guten Kammeraden noch lange genug erhalten. und unten S. 448, Z. 19 ff.

S. 306, Z. 24. Vgl. „Tagebuch": 21. September. Abends changirte die Armee die Stellung, kam die Equipage an. und „Wagners Tagebuch": 21. September. Die Wagenburg erhält Befehl morgen um 7 Uhr vorwärts zu gehen. Nachts kalter Wind mit Regen begleitet. Nachmittags um 2 Uhr traf die Equipage bey der Armee ein. Erzählungen, Wallmy durch Haubitzen angezündet.

S. 307, Z. 10. und fertig *ECC*[1].

Anm. 2. Vgl. Lombard, S. 310 ff. „Reminiscenzen", S. 160.

S. 308. Anm. 2. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 342, zu dieser Stelle. Geglaubt hinter tun als ausgefallen anzunehmen scheint nicht notwendig.

Z. 24. Vgl. „Tagebuch": 22. September. Blieb die Armee stehen. An der Seite steht vom 22.—27. September: Manstein und Heymann im Fr. Lager. Waffenstillstand zw. den Vorposten Haupt Kampfs Anbegin Paris. 24. Sept. Vgl. ferner ebenda: 23. September. Ward die Stellung nur wenig verändert. Hauptquartier Hans. „Wagners Tagebuch": 22. September. Vor Tage Veränderung der Lagerstellung. Abmarsch zwischen 7 und 8 Uhr. Der Mangel steigt aufs höchste, ingleichen die Krankheiten. Lager beym Dorfe Hans. Hans welches brennt. Alles geflohen nur eine wahnsinnige Weibsperson war geblieben. und ebendas.: 23. September. Thonbenott kommt zu dem Herzog von Braunschweig. Brodmangel, alles durchnäßt. Kranke Reuter maskiren sich mit Pferdedecken. Aushilfe durch den Mundbäcker des Herzogs von Braunschweig. Wassernoth. Vorsorge der Köche. Täglich etwas Warmes. Noth um Taback und Lichter.

Anm. 3. Vgl. „Massenbach", S. 123.

S. 309, Anm. 1. Vgl. Häusser, S. 450 ff.

S. 310, Z. 7. Vgl. „Tagebuch": 24.—25. September. wie gestern bös Wetter.

Z. 14. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 342 f. zu dieser Stelle.

Z. 27 ff. Vgl. Massenbach, Bd. 1, S. 119.

S. 312, Z. 15. Vgl. „Tagebuch": 26. September. Wie gestern, Nebel. und „Wagners Tagebuch": 26. September. Kleine Brödchen.

Z. 31. erweiterte *EB*[1].

S. 313, Z. 23. Vgl. „Tagebuch": 27. September. Wie gestern, heiterte sich der Himmel auf. und „Wagners Tagebuch": 27. September. Wunderbarer Befehl Gerste bis zum Auftauen zu kochen und statt des Brodes zu

essen. Nachmittags kommen zwey Wagen Victualien an. Man bemächtigt sich derselben. Rother Wein findet sich.

S. 316, Z. 25. In Goethes Quelle (siehe unten) stand: „crier et blaire."

Z. 26. In der Quelle stand „par la creffe", verdruckt statt „coeffe", jetzt „coiffe" = Haupt. Goethe hat vielleicht für creffe, das ihm unverständlich war, cresse gelesen und das Wort mit chesse oder chaise in Verbindung gebracht. Goethes Quelle war die „Histoire de Saint Louis de Joinville" in der „Collection des mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France (1785, 2 Bde.) wie wir jetzt aus dem Tagebuch (vgl. den 1. März 1820) wissen. Vgl. auch A. Chuquet in der „Revue critique", 1883, 15. Okt., No. 42, S. 304—306, woher die obigen Zitate entnommen sind. S. 316, Z. 25—27 lauten in dieser Ausgabe: „Seneschal, lessons crier et braire cette quenaille. Et par la creffe Dieu, ainsy qu'il juroit, encores parlerons nous, vous et moy, de cette journée en chambre devant les dames."

S. 317, Anm. 1. Vgl. „Massenbach", Bd. 1, S. 116.

Z. 24. Vgl. „Tagebuch": 28. September. Wie gestern. An der Seite steht: Manifest des H. v. Braunsch. Ferner vgl. „Wagners Tagebuch": 28. September. Nachts um 2 Uhr kommt das Brod an. 15 Wagen hatten die Franzosen genommen. Es kam von Grandpray.

Geschichte der Wagenburg. Des Kammerdiener Dürrbach. Sechs bis acht Personen des Königs. Auswechselung derselben gegen den Postmeister Drouet. Victualien von den Franzosen gesendet.

S. 318, Anm. 1. Vgl. Chuquet und „Massenbach", Bd. 1, S. 124.

Anm. 3. Vgl. Lombard, S. 308.

S. 319, Z. 1. Vgl. „Wagners Tagebuch": 29. September. Waffenstillstand. Abends zwischen 5 u. 6 Uhr Aufbruch der Armee. Wagenburg über dem Dorfe St. Jean für Tourbe.

S. 322, Z. 11. Vgl. „Tagebuch": 30. September. Brach man sehr früh auf und retirirte. Die Wagen wurden aufgefahren ohnweit .... Man bezog kein Lager. An der Seite steht: Marseiller Marsch *Te Deum* der Franzosen. und ferner „Wagners Tagebuch": 30. September. Bis Varge Moulin.

Z. 23. Vgl. „Tagebuch": 1. Oktober. Marsch bis Fontaine. und „Wagners Tagebuch": 1. Oktober. Der Herzog von Weimar führt den Rückzug. Große Ordnung und Stille unter seinem Commando. Unsicherheit wegen Streifparthien auf dem Waldgebürg von Narbonne. Schöner Tag. Ruhepunkt bei Rouvroy.

Anm. 2. Vgl. Häusser, S. 459 ff., Lombard, S. 309.

S. 323, Anm. 2. Vgl. Brief an Herder vom 15. Juni 1793: Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben. Goethe war damals aus dem Jägerhause in das Haus am Frauenplan gezogen, das er schon einmal von Ostern 1782 bis Herbst 1789 als Mieter innegehabt hatte. Vgl. *W* IV, Bd. 9, S. 380, und Bd. 10, S. 368 u. 371, und „Jahrbuch", Bd. 9, S. 243 ff. (1888).

S. 324, Z. 17. Vgl. „Tagebuch“: 2. Oktober. Nachts 1 Uhr aufgebrochen, um 8 Uhr über die Aisne. Den Tag bey der Schiffsbrücke. Übernachteten daselbst. An der Seite steht vom 2.—7. Oktober: Rückzug des ganzen Heeres trauriger Begriff des Komm d. Herz. zuletzt. Bauern gegen Stenay. Vgl. ferner „Wagners Tagebuch“: 2. Oktober. Nachts zwey Uhr Aufbruch. Vaux passirt. Ferner die Aisne auf zwei Brücken. Infanterie und Artillerie. Die Cavallerie ging durch einen Furth. Mögliche Gastfreyheit.

S. 325, Anm. 2. Vgl. „Reminiscenzen“, S. 163.

S. 326, Z. 12. Vgl. „Tagebuch“: 3. Oktober. Marsch bis Grandpre und „Wagners Tagebuch“: 3. Oktober. Ging die Equipage über Mouron auf der Anhöhe weg. Lager bey Grandpray. Abends 6 Uhr die Equipage weiter.

Z. 22. Vgl. „Tagebuch“: 4. Oktober. Marsch bis Besancy. und „Wagners Tagebuch“: 4. Oktober. Kommt kaum vom Flecke. Stenay von Kaiserlichen besetzt. An der Seite steht Prächtige Equipagen der Emigrtn.

Anm. 1. Vgl. „Reminiscenzen“, S. 163.

S. 327, Z. 27. Vgl. „Tagebuch“: 5. Oktober. In Siwry cantonirt. und „Wagners Tagebuch“: 5. Oktober. Wagenburg bey Dun.

Anm. 1. Vgl. Strehlke.

S. 333, Z. 25. Vgl. „Tagebuch“: 6. Oktober. Marsch; abends bey Dun. und „Wagners Tagebuch“: 6. Oktober. Equipage rückt ein wenig vor.

S. 335, Z. 2, Anm. 1. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 343, zu dieser Stelle.

S. 336, Z. 14. Vgl. „Tagebuch“: 7. Oktober. Marsch. Über die Maas bey ... Lager bey Consenvoy. Entsetzlich Wetter. und „Wagners Tagebuch“: 7. Oktober. Kommt die Arriergarde heran.

S. 337, Z. 6. Vgl. „Tagebuch“: 8. Oktober. Bey Consenvoy. und „Wagners Tagebuch“: 8. Oktober. In dem Lager bei Consensvaux. Erschreckliches Wetter. Junker von Vogelsang.

S. 338, Z. 20. Vgl. „Tagebuch“: 9. Oktober. ging ich nach Verdun. und „Wagners Tagebuch“: 9. Oktober. Fahrt nach Verdun.

S. 340, Z. 3. Vgl. „Tagebuch“: 10. Oktober. In Verdun. An der Seite steht vom 10.—12. Oktober: Pasteten Becker. Etain Hans gesch. Maskerade. Fürchterl. Gedränge.

Anm. 1. Vgl. Hüffer, S. 103 f.

S. 341, Z. 27. die Festungen CC^1; das Richtige in EB^1.

S. 342, Anm. 1. Vgl. „Reminiscenzen“, S. 166.

S. 343, Z. 8. Vgl. „Tagebuch“: 11. Oktober. Aus Verdun über Etain nach Sebincourt.

S. 347, Z. 26. Schmerzens CC^1; das Richtige in EB^1.

S. 348, Z. 1. sie EB^1 CC^1.

Anm. 1. Vgl. Chuquet.

S. 349, Z. 19. Vgl. „Tagebuch“: 12. Oktober. Über Longulon bis Longwy.

S. 350, S. 10 ff. Vgl. Brief an Herder vom 16. Okt. 1792.

Z. 20. Vgl. „Tagebuch“: 13. Oktober. Über Arlon bis Luxenburg.

S. 352, Z. 4. Vgl. „Tagebuch“: 14. Oktober. In Luxenburg. An der Seite steht Fest wegen Nizza.

S. 353, Z. 6. Vgl. „Tagebuch“: 15. Oktober. Luxemburg. und Brief an Voigt vom 15. Oktober.

S. 354, Z. 31. ſtehenden C^1.

Anm. 1. Vgl. „Geſpräche“, Bd. 5, S. 23 u. 211, Bd. 8, S. 44 u. 119.

Z. 22. Vgl. „Tagebuch“: 16.—19. Oktober. An der Seite ſteht: In Paris Aufforderung zum Prozeß zur Hinrichtung des Königs. Vgl. ferner die Briefe an Bertuch und Herder vom 16. Oktober.

S. 356, Z. 1. Vgl. „Tagebuch“: 21. Oktober. Einnahme von Maynz. 22. Oktober. von Frankfurt.

S. 357, Anm. 1. Vgl. Bojanowski, S. 67.

S. 357, Z. 19. Vgl. „Tagebuch“: 24. October. Ich in Trier.

Z. 13. Vgl. „Italieniſche Reiſe“, Verona 16. Sept. 1786. Die Grabmäler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. (Bd. 14, S. 54 dieſer Ausgabe).

S. 358, Z. 1ff. Vgl. Schorn, Verſuch einer vollſtändigen Erklärung der Bildwerke an dem römiſchen Denkmal zu Igel (Münch. 1853) und Brief an Meyer vom 28. Oktober.

S. 360, Z. 6ff. Vgl. Goethes Aufſatz: „Einwirkung der neuern Philoſophie“, insbeſondere die Stelle (*W II*, Bd. 11, S. 50): Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft (erſchienen 1790) mir zu Handen und dieſer bin ich eine höchſt frohe Lebensepoche ſchuldig. Hier ſah ich meine disparateſten Beſchäftigungen neben einander geſtellt, Kunſt- und Natur-Erzeugniſſe eins behandelt wie das andere, äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe. Vgl. „Jahrbuch“, Bd. 19, S. 172 f. (1898) und „Kantſtudien“, Bd. 1, S. 94 f. (Hamb. u. Leipz., 1897).

Z. 19. Vgl. „Tagebuch“: 26. Oktober. Heſſen in Koblenz

S. 361, Z. 7. Vgl. „Tagebuch“: 28. Oktober. Preußen in Koblenz

Z. 33. Das auffallende ſich findet ſich in allen Drucken.

S. 362, Z. 20ff. Vgl. Brief an Meyer, datiert Trier d. 28. Octbr. 1792: Wer ſollte gedacht haben daß mir die Franzoſen den Rückzug verſperren würden. Sie haben Maynz und Frankfurt wie Sie ſchon wiſſen werden. Coblenz nicht, das iſt gerettet. Ich dachte zu Ende des Monats in Frankfurt zu ſeyn und muß nun hier abwarten u. s. w.

S. 363, Anm. 3. Frau Rat erwähnt den Brief in ihrem Briefe vom 14. Dez. 1792. Vgl. „Schriften der Goethegeſellſchaft“, Bd. 4, S. 9 (Weimar, 1889); desgl. *W IV*, Bd. 10, S. 43, Z. 20.

Anm. 4. Vgl. Belli-Gontard, Leben in Frankfurt a. M. 1722—1821, Bd. 8, S. 22 (Frankf. a. M., 1850), wo als der Begräbnistag der 21. September angegeben wird.

S. 364, Z. 16ff. Vgl. „Goethes Mutter“, S. 59.

S. 365, Anm. 2. Vgl. *W IV*, Bd. 10, S. 42ff., und Tagebuch vom 26. Dez. 1792 (in *W III*, Bd. 2, S. 32 irrtümlich unter 1793 gedruckt).

Anm. 1. Vgl. „Schriften der Goethegeſellſchaft“, Bd. 4, S. 11 (Weim., 1889).

S. 368, Anm. 5 u. 6. Joh. Hugo Wyttenbach beginnt ſeine Schrift „Forſchungen über die Römiſchen Altertümer im Moſeltale von Trier“ (2. Aufl., Trier 1844) mit den Worten: „Im Moſeltale lag zwiſchen

dem Apollo- und dem Marsberge (wie die Sage lautet) die Römische Augusta Trevirorum. Auf der Ostseite wäre daher der kräftige Kriegsgott ihr schützender Genius gewesen, so wie auf der entgegengesetzten Seite der liebliche Gott des Lichts und der Musen". Vgl. auch desselben „Versuch einer Geschichte von Trier", Bd. 1, S. 82 (Trier 1810), wo die am Ende des 18. Jahrh. von Clotten gefälschten Inschriften als echte abgedruckt sind. Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Hettner in Trier.

S. 369, Z. 20. Friede EB^1CC^1.

S. 372, Z. 1. October EB^1CC^1. Vgl. *W* Bd. 33, S. 344 zu dieser Stelle.

Anm. 1. Nach dem „Ausgabebuch" war Goethe vom 23.—31. Oktober in Trier, am 2. und 3. November in Koblenz, am 4. November abends in Bonn. Am 4. November schrieb er an Christiane aus Koblenz, daß er noch acht Tage in der Gegend verweilen müsse und vielleicht Jacobi in Düsseldorf besuchen werde.

Anm. 3. Vgl. *W IV*, Bd. 8, S. 235 u. S. 335, Schöll-Wahle, Bd. 2, S. 287 u. 289.

Z. 16 ff. Für das Folgende hat Goethe einen Bericht seines Dieners Paul Goetze, den dieser auf Goethes Wunsch am 24. Jan. 1822 aufgesetzt hat, benutzt; abgedruckt *W*, Bd. 33, S. 365 ff. (Von uns mit „Goetzes Brief" bezeichnet.)

Anm. 5. Vgl. „Goetzes Brief": „Ein Hr. von Raden Preuß. Platzkommedant von Frankfurt a. M. welcher Ordre in Trier abgeholt hatte, machte Gesellschaft, der Fahrt".

S. 373, Z. 27. Vgl. „Goetzes Brief": „Der Fuhrmann welcher zwar seine Geschicklichkeit im fahren Documentirte, konnte wie uns die Nacht und Sturm überfiel, nicht Wort halten, und das Fahrzeuch gehörig Regieren Wir wurden mit Wasser überdeckt, und den einschlagenden Wellen durchnässt. Der Fuhrmann fing an zugestehen: dass er nicht mehr wisse wo er wäre, noch zu fahren solle; und uns Gott befahl. Da wurde H. Major von Raden so weich, dass er nicht mehr sprechen konnte. Ich hatte meinen Rock ausgezogen, dass wenn wir an einen Fels geschleudert würden, uns wo möglich durch Schwimmen zu retten. Nach langen (bei der fürchterlichsten Finsterniss,) hin und her treiben wurden wir endlich in der Ferne Licht, und neues Leben gewahr, worauf so viel es der Sturm erlaubte frisch gerudert wurde, (und wenn mir recht ist:) das Städtchen Thrarbach erlangten, wo wir bei einem Kaufmann gütlich aufgenommen, und mit guten Mossler, die Todten Lebensgeister des H. M. v. R. wieder geweckt wurden."

S. 374, Anm. 1. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 367. Paralipomenon Nr. 9.

S. 376, Anm. 2. Vgl. Chuquet, „Revue critique", S. 328.

S. 378, Anm. 2. Vgl. Lombard, S. 322.

S. 380, Z. 14, bis S. 381, Z. 21. Vgl. „Goetzes Brief": „Nach mehr tägigen Aufenthalt in Koblenz, wurde eines Tages nach Tische noch beschlossen; die Reise auf den Rhein nach Düsseldorf anzutreten,

und hierzu abermals ein Einmänniges Fahrzeuch gemiethet. Bei unserer Ankunft an dasselbe, wurden schon starke Nässigkeiten, in selbigen wahrgenommen, die aber nach der Versicherung des Schiffers, nichts zu bedeuten hätten. Auch noch ein unbekannter Reisegeführte welcher vorgab; dass er nur ein Stück mit fahre, und den Schiffer Rudern helfen wolle, wurde mit eingenommen. Diese Farth ging anfangs sehr gut, aber bald wurden wir gewahr, dass das alte Fahrzeuch so leck, dass wir wenigstens alle Viertelstunden schöpfen mussten, wenn wir nicht sincken wollten. Eine Sternhelle Nacht, doch sehr kalt, begünstigte unsere Farth, bis dahin wo der fremde Ruderer verlangte ans Land gesezt zu werden; und anfing sich mit unserm Schiffer um den Weg zu streiten, welchen jeder besser wissen wollte, und unser Fuhrmann über diesem Streit, im Rhein stürzte, und mit Mühe wieder heraus gezogen werden konnte. Da die Nacht sehr hell und kalt war; so konnte es unser Fuhrmann für Frost nicht mehr aushalten, und bat dringend, dass wir an Bonn anfahren möchten, dass er sich nur etwas trocknen und wärmen könne. Ich machte Gebrauch von der nächtlichen Land-Parthie. Sie aber bestanden darauf im Kahn zu bleiben, und etwas zu Schlafen. Das Fahrzeuch wurde zwar so hoch als möglich ans Land gezogen, und Ihr Lager auf Mantelsack und Portefeille bereitet. Da wir uns in der warmen Schiffer Kneipe, bei einem guten Klühwein ganz behaglich fanden; so hatten wir uns etwas länger getrocknet und — genässt, als wir gesollt hätten, und das Lecke Schiff vergessen. Da wir eben auf den Weg zur Abreise begriffen kamen Sie ganz durchnäßt, aus Ihren schlafenden Rheinbad uns zu suchen, und sich auch zu trocknen. Das Schiff hatte während Ihrem Schlaf, da niemand geschöpft hatte, so viel Wasser zu sich genommen, dass Sie, Mantelsack Portefeille ganz durchnässt waren, und Sie um trocken zu werden Kleider in der Kneipe borgen mussten, um die Ihrigen trocknen zu lassen. Die Fahrt nach Düsseldorf hat weiter nichts merkwürdiges, als dass wir erst Abend spät das[elbst] ankamen." Vgl. auch Paralipomenon Nr. 6: Fahrt auf der Mosel nach Coblenz. Unterwegs Bacharach [Versehen für Trarbach]. Rüchel. Preußische Generalität. Den Rhein hinunter nach Düsseldorf.

S. 382, Anm. 2. Vgl. Briefe an Frau v. Stein vom 19.—28. Sept. 1784.

S. 385, Anm. 2. Vgl. „Ausgabeheft": „6. November bis 3. Dezember Pempelfort. 4. Dezember Reise nach Duisburg" und R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Bd. 1, S. 165 (Leipz., 1869).

Anm. 3. Nach dem oben zitierten „Brief Goetzes" fuhr Goethe an einem Tage von Bonn bis Düsseldorf. Das „Ausgabeheft" notiert: „4. [November]: Abends in Bonn." Darauf: „Köln. Ankunft in Pempelfort." Das geschah also am 5. November.

S. 389, Anm. 2. Vgl. Brief an Fritz Jacobi vom 16. April 1792.

S. 390, Z. 6. Mannigfalt B^1C^1 vgl. *W*, Bd. 33, S. 345 zu dieser Stelle.

S. 390, Anm. 2. Vgl. „Kantstudien", Bd. 1, S. 95 (Hamb. u. Leipz. 1897).

Anm. 3. Vgl. *W II*, Bd. 11, S. 164 ff.

S. 392, Z. 18 ff. Vgl. Brief an Jacobi vom 31. Dez. 1792: Grüße Lehnchen, Lottchen, Clärchen von Herzen. Auch Nesselrode, Dohm, Gutenhofen, Heinse. Von Helene Jacobi ist ein schöner Brief an die Gräfin Sophie Stolberg (1792) über Goethe in Pempelfort abgedruckt von Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Bd. 1, S. 159 f. (Leipz. 1869). Vgl. auch *W IV*, Bd. 4, S. 376, zu Nr. 2972.

Anm. 4. Vgl. Brief an Jacobi vom 22. Febr. und 17. April 1793.

Anm. 7. Über Goethes Zusammentreffen mit Heinse vgl. Bd. 13, S. 191, Anm. 1, ferner „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 16, S. 426 (Weim., 1901).

S. 393, Anm. 2. Vgl. Brief an Meyer vom 14. Nov. 1792.

S. 394, Z. 12. Vgl. Paralipomenon Nr. 6: Zweyter Zug der Emigrirten in den ich komme, von Düsseldorf weggehend, zur Seite steht: Von Grimm, Frau von Guttenhof, Heinse, von Dohm u. Frau.

Anm. 6. Vgl. *W*, Bd. 33, S. 345, und Düntzer.

S. 395. Anm. 1. Vgl. „Goethes Mutter", S. 229.

Anm. 4. Vgl. Düntzer und *W IV*, Bd. 10, S. 54, Z. 6 f.

S. 396, Z. 29 ff. Am 10. Dezember schrieb Goethe an Jacobi: Als ich das schöne Gebäude deiner häuslichen Glückseligkeit verließ ... Das Bild was ich von dir und dem deinigen mitnehme ist unauslöschlich und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit.

Anm. 3. Vgl. H. Düntzer, Goethe und Karl August, S. 287 u. 289 (2. Aufl., Leipz., 1888).

S. 397, Anm. 2 u. 5. Vgl. „Ausgabeheft": „4. [Dezember] Reise nach Duisburg. 5. [Dezember] Duisburg. 6. [Dezember] Duisburg bis Münster."

S. 398, Anm. 1. Über Plessing vgl. H. Düntzer, Aus Goethes Freundeskreise, S. 343 ff. (Braunschw., 1868).

S. 402, Anm. 2, u. S. 403, Anm. 3. und 4. Vgl. Schöll-Wahle, Bd. 2, S. 513, und „Tagebuch" vom 27. u. 29. Nov. 1777.

S. 403, Anm. 7 und 8. Vgl. Goethes „Tagebuch" vom 29. u. 30. Nov. 1777 (*W III*, Bd. 1, S. 54 f.).

S. 405, Z. 6. Wahre *EB*[1] vgl. *W*, Bd. 33, S. 346 zu dieser Stelle.

S. 406, Anm. 2. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 19, S. 245 (1898).

S. 411, Anm. 1. Vgl. Goethes „Tagebuch" vom 4. Dez. 1777 (*W III*, Bd. 1, S. 56): Über Ilsenburg auf Goslar bey Schefflern eingekehrt ingrimmig Wetter. Am 5. Dezember: früh in Rammelsberg den ganzen Berg bis ins tiefste befahren. Vgl. auch den 6. Dezember.

S. 412, Z. 24 f. Außer dem oben zitierten Brief werden noch mehrere, nichterhaltene Briefe an Plessing, vom 24. Januar und vom Juni 1778, vom 7. Aug. 1780 und einer in dem Briefe an Frau von Stein vom 25. Nov. 1782 erwähnt. Vgl. *W III*, Bd. 6, S. 426 zu Nr. 1531.

Anm. 4. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 2, S. 493.

S. 413, Anm. 1. Vgl. H. Düntzer, Aus Goethes Freundeskreise, S. 364, 368, 372 (Braunschw., 1868).

Anm. 3. Vgl. Brief an Jacobi, 10. Dez. 1792: In Duisburg fand ich Pleſſing mit antediluvianiſchen Unterſuchungen beſchäftigt und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wiſſenſchaft die mir ſo ſehr am Herzen liegt.

S. 414, Anm. 1. Das „Ausgabeheft" gibt an: „6. [Dezember] Duisburg bis Münster; 7. 8. Münster; 9. Abreise von Münster." Das letztere ist entschieden unrichtig, da Goethe noch am 10. Dezember in Münster einen Brief an Jacobi geschrieben hat.

Anm. 2. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 3, S. 303 (1882).

Anm. 3. Vgl. Brief an Jacobi vom 1. Dez. 1785.

Anm. 4. Über den Besuch in Weimar vgl. „Jahrbuch" Bd. 3, S. 302 (1882).

S. 416, Anm. 1. Vgl. Brief an Jacobi vom 1. Febr. 1793.

Anm. 6. Zu den Anmerkungen über die Schriften von Fr. Hemsterhuis vgl. Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Teil 3, Bd. 2, S. 478 (8. Aufl., Berl., 1897) und Eugen Meyer, Der Philosoph Franz Hemsterhuis, S. 8 ff. u. 29 ff. (Bresl., 1893).

S. 419, Z. 33 ff. Am 1. Febr. 1793 schrieb Goethe an Fr. Jacobi: Meyer iſt fleißig und wir halten den bewußten Amor recht feſt zwiſchen uns . . . In das Album der Prinzessin, der Tochter der Fürstin, schrieb Goethe am 17. April 1793 das Distichon (vgl. „Jahrbuch", Bd. 14, S. 162; 1893):

Unterſchieden iſt nicht das Schöne vom Guten, das Schöne
Iſt nur das Gute, das ſich lieblich verſchleiert uns zeigt.

Z. 35. „Die Prinzessin", schreibt Jacobi im Januar 1793 an Goethe, „hat mir das Gedicht [„Der neue Amor"], wodurch du dich ausser Zwist mit ihr setztest, gesandt." Vgl. *W IV* Bd. 10, S. 375.

S. 423, Z. 5. religios *E*.

Anm. 1. Vgl. *W IV*, Bd. 10, S. 376 und den Brief an Jacobi vom 17. April 1793.

Anm. 2 u. 3. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 3, S. 304 f. u. 286 (1883) und „Tag- und Jahreshefte" 1795.

S. 424, Anm. 3. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 3, S. 278 u. 289 (1883).

Anm. 5. Nach dem „Ausgabeheft" ist Goethe am 13. Dezember in Kassel (abends) angekommen. Nach S. 426, Z. 33 ist er zwei Nächte unterwegs gewesen; er ist also am 11. Dezember von Münster abgereist.

S. 425, Z. 14. Der Schlußstrich rührt vom Herausgeber her.

Z. 15 ff. Für diesen Teil bis zum Schluss ist ein genaues Schema vorhanden, das *W*, Bd. 33, S. 367 ff. abgedruckt ist.

Schema.

Beförderung auf den Posten.
Weg der Emigrirten.
Schlechter Weg, das schlechtste Wetter.
Emigrirter Wagen der stecken bleibt.

Schwere des Wagens vom Postillion gerügt.
Die Damen werden losgebracht.
Unruhe wegen des Vorurtheils unsrer Schätze; ein Postillion überlieferts dem andern.
Nöthigung durch die Nacht zu fahren wegen der Laufzettel.
Aufs höchste gesteigerte Sorge, Nachts an einer einsamen Kneipe im Walde.
Rückerinnerung an die Freunde bey Tage.
Wiederkehrende Sorge bey Nacht.
Einfahrt in das erleuchtete Cassel.
Abgeschlagene und vergönnte Aufnahme.
Nächtliche Ankunft in Weimar.
Eingerichtetes Haus.
Erinnerung an die Verdüner Süßigkeiten.
Heinrich Meyer.
Weimarisches Theater.
Theilnahme daran.
Conversationston.
Eigene Recitation als Leitung.
Iffland und Kotzebue.
Andere Schriftsteller.
Regißeur Fischer.
Oper.
Eigene Arbeiten brauchbarer Art wünschenswerth.
Noch Räume genug zwischen oben genannten Autoren.
Meine ersten Stücke der Weltgeschichte gewidmet gingen zu sehr ins Breite.
Meine neuern den innern Menschen darstellend waren zu sehr ins Enge gezogen.
Ich war zu einer mittlern Technik gelangt, mit der ich ganz gut umzugehen wußte.
Vergreifen im Stoff.
Antheil an den nächsten Weltbegebenheiten.
Halsbandsgeschichte in der zweyten Hälfte von 1785.
Gewaltsame Wirkung der ersten Nachricht.
Interesse [an] Cagliostros wirklichen Zuständen.
Manifestation der höhern Betrügerey mit der Halsbandsgeschichte.
Verwandlen ins Drama.
Und zwar als Oper.
Mancherley Wechsel des Versuches.
Endlicher Entschluß als Schauspiel.
Mißlingen der Wirkung.
Ursache.
Eigensinniges Beharren auf demselben Wege.
Das Vorausgesehene ward erfüllt.
Die Königl. Autorität so gut als vernichtet.
Heimliches Umherschleichen dergleichen Versuche in Deutschland.
Verständige Menschen enthalten sich kaum den Reitzen der Klapperschlange.
Die aller schlechtesten suchen dabey ihren Vortheil.

Trauriger Blick nach Maynz.
Untergang einer der ersten und ältesten Städte von Deutschland vorauszusehen.
Durch Individuen welcher Art verursacht.
Conception des Bürgergenerals.
Veranlaßung.
Schauspieler Beck, den Schnaps in den zwey Billets trefflich spielend.
Malkolmi im gleichen den Vater.
Der Stammbaum hervorgesucht
So entstand der Bürgergeneral.
Vorstellung von der größten Schönheit.
Mantelsäckchen der Emigrirten.
Im Ganzen große Sorgfalt und Wahrheit.
Das Publicum verstummt wie vor dem Cophta.
Gesinnung der Freunde.
Wie man sich hilft.
Natürliche Tochter.
Durchziehende Emigrirte.
Verhältniß derselben.
Gemmensammlung.
Studium derselben, ausführlicher.
Chromatik.
Aufs Leben angewendet.
Kunstversuche deshalb.
Kriegsoperation Maynz zu umzingeln.
Abgerufen, dorthin.
Häuslicher Zustand auf der zweyten Tafel.
Unmuth über das bevorstehende Schauspiel.

S. 427, Anm. 1. Vgl. „Ausgabeheft“: „13. [Dezember] Ankunft in Cassel“.

Anm. 2 u. 3. Vgl. „Ausgabeheft“: „14. 15. [Dezember] Reise bis Gotha. 16. von Gotha [bis Weimar].

Anm. 4. Vgl. Riemer, Bd. 2, S. 334.

Anm. 5. Vgl. auch Brief an Jacobi vom 19. Dez. 1792: ... daß ich ... mein Haus aus dem rohsten eingerichtet gefunden habe.

S. 428, Anm. 5. Vgl. Burkhardt, S. 1 ff.

Anm. 6. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 6, S. 35 (Weim., 1892).

Anm. 8. Vgl. „Gespräche“, Bd. 5, S. 76 f.

S. 429, Z. 14 ff. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 6, S. 70 ff. (Weim., 1892).

Anm. 3. Vgl. „Gespräche“, Bd. 5, S. 75 f.

S. 430, Anm. 8 u. 9. Die von diesen Dichtern in Weimar aufgeführten Dramen nebst Daten der Aufführung sind bei Burkhardt angegeben.

Anm. 10 u. 13. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft“, Bd. 6, S. 38 ff. (Weim., 1892).

S. 430, Anm. 11. Vgl. Ed. Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, Bd. 1, S. 5 (Leipz., 1862).

S. 431, Anm. 1. Vgl. Burkhardt.

Anm. 2. Vgl. „Schriften der Goethegesellschaft", Bd. 5, S. 176 (Weim., 1890).

S. 432, Anm. 2. Vgl. „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", Jahrg. 4, S. Iff. (Jena 1807). Über die Autorschaft H. Meyers vgl. Heinrich Meyer, Kleine Schriften zur Kunst, S. CV f. (Heilbr. 1886).

S. 435, Anm. 1. Winckelmann spricht in der „Geschichte der Kunst des Altertums" (vgl. „Winckelmanns Werke", herausgeg. von H. Meyer und J. Schulze, Bd. 4, S. 127; Dresd. 1811) „von einem Kopf der Meduse in Carniol geschnitten im Museo Strozzi". Die Herausgeber bemerken dazu: „Ein solcher Medusenkopf aus dem Museo Strozzi ist nicht bekannt; unterdessen läßt sich vermuten, er werde dem bei Stosch, Pier. grav. LXV und bei Bracci, Memoire CLX abgebildeten Medusenhaupt des Sosikles ähnlich sein. . . . Diese Gemme ist ein vertieft gearbeiteter Chalcedon, den vormals ein Kardinal Ottoboni besaß, späterhin soll er nach England in die Sammlung des Grafen Carlisle gekommen sein." Vgl. auch Brief an Jacobi vom 17. April 1793: Ein Stahlsiegel worauf die Medusa Strozzi kopirt. Über den unvollständig erhaltenen Namen des Künstlers vgl. „Corpus inscriptionum Graecarum", IV, 7263. Stosch vermutete Sosokles, vgl. die Fußnote zu dieser Stelle, Boeckh Sosthenes.

Anm. 5. Vgl. Brief an die Fürstin Gallitzin vom 6. Febr. 1797.

S. 436, Z. 30. ausgeführt $E\,CC^1$. Das Richtige B^1.

Anm. 1. Vgl. Briefe an Jacobi vom 1. Febr., 17. April, 7. Juni 1793.

S. 437, Anm. 9. Vgl. Brief an Jacobi vom 1. Juni 1791.

Anm. 10. Vgl. C. A. H. Burkhardt, Goethe und P. Ch. Kayser (Leipz., 1879).

S. 438, Anm. 1. Vgl. Brief an Kayser vom 25. April 1785.

Anm. 3. Vgl. Brief an Kayser vom 14. Aug. 1787, an Bertuch vom 27. Okt. 1787 und an Reichardt vom 2. Nov. 1789. Vgl. E. Elster, Über eine ungedruckte Operndichtung Goethes (in den „Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand", S. 277—290, Leipz. 1894).

Anm. 6. Vgl. Brief an Herder vom Anfang September 1791.

Anm. 7. Vgl. Burkhardt, S. 4.

Anm. 8. Vgl. „Jahrbuch", Bd. 19, S. 244 (Weim., 1898).

S. 439, Anm. 3 u. 5. Vgl. Burkhardt.

Anm. 4. Vgl. Brief an Jacobi vom 7. Juni 1793: Die beyden Billets sind ein Nachspiel nach dem französischen, von einem der sich Anton Wall nennt . . . Vgl. auch „Tag- und Jahreshefte" 1793: „Ein im Fach der Schnäpse höchst gewandter Schauspieler, Beck, war erst zu unserm Theater getreten, auf dessen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle schrieb."

S. 440, Anm. 1. Vgl. Brief an Herder vom 7. Juni 1793. Dagegen „Gesprüche", Bd. 7, S. 7, wo Goethe von acht Tagen spricht.

S. 440, Anm. 3 u. 4. Vgl. „Gespräche", Bd. 6, S. 363 f.

Anm. 6. Vgl. Briefe an Jacobi vom 7. Juni und vom 7. Juli 1793, an Herder vom 7. Juni 1793.

Anm. 8. Vgl. Brief an Schiller vom 3. Febr. 1798.

Anm. 9. Vgl. „Gespräche", Bd. 5, S. 11. Zu erwähnen wäre noch das in denselben Ideenkreis fallende Fragment „Das Mädchen von Oberkirch". Vgl. Bd. 18 dieser Ausgabe.

S. 441, Anm. 1, und S. 442, Anm. 1 u. 2. Vgl. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, Teil I, Bd. 1, S. 249 f. (Frankf. a. M. 1901), wo sowohl Goethes als auch der obengenannten Männer Urteile zusammengestellt sind.

Anm. 2. Vgl. *W IV*, Bd. 10, S. 375 (Auszug aus Knebels Tagebuch).

S. 442, Z. 9 f. Vgl. „Tag- und Jahreshefte" 1793 (Anfang), wo fast dieselben Worte gebraucht werden.

Anm. 3. Vgl. Publii Virgilii Maronis Georgicon libri quattuor. Übersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voss, S. XIV ff. (Eutin u. Hamb. 1789).

Anm. 4. Vgl. Brief an Jacobi vom 2. Mai und 18. Nov. 1793.

S. 443, Z. 11. Mounier wird wiederholt in Goethes und Schillers Briefwechsel erwähnt; vgl. Brief an Schiller vom 28. Febr. 1798 und Schillers Briefe vom 2. März und 14. März 1798; Jordan in dem Briefe Schillers vom 30. Nov. 1803.

Belagerung von Mainz (S. 446—486).

S. 446 ff. Zur „Belagerung von Mainz" finden sich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar folgende tagebuchartige Notizen über die Zeit vom 26. bis zum 31. Mai 1793:

26 Von F. über Höchst Flörsheim. viel Geschütz war abgefahren.
über die Schiffb. bey Rüsselsheim. durch Ginsheim das sehr zerschossen war. über die Aue wo alle Bäume nieder gehauen waren, und weiter über die Schiffbrücke auf Bodenheim auf Oberulm.
Mich umgesehen nach dem rechten Flügel zu gehn Hr Kranz und Weisenau

27 beym H. Prinz Max. früh. ins Hauptquartier. auf die Schanze Louis weg[en] canon[ade] von S[eiten] d[er] Franzosen
Nachm. mit d. Herzog gesprochen bey K. über S. Geschichte von Sch. Übergang zu den Franzosen it Abends Oberulm geschl[afen]

28 Forsthaus bey Stein. im Hauptqu. gessen. Toller Geistlicher Theorie.
Nachm. Off. beym Marquetender.
Abends 8 starck mit allen Batterien des rechten Flügels geschossen

29 früh Victoria wegen des Siegs bey Famars. ritt ich mit S. auf den linken Flügel und wartete dem H. Landgr. v. Darmst. auf.
Mittag Lyncker über Schönfelds Übergang
Die Pr. v. Mecklenb. besuchten den König

31. Nachts Attacke auf Marienborn.
Aus dem vorigen
Lage des Hauptqu.
Schonung der 6 Wachen
Unwahrscheinlichkeit
Absicht.
Grf. Kalckr. Pr.
durchschlagen.
Unternehmung
Mondnacht
Abmähen.
Schanze Zahlbach.
Marsch.
Zeit. Richtung
Umgehn von Brezenheim
Ausweichen der Vorposten
Erste en[t]deckung
Eil nach Marienborn
Attaque
Brandgeräth
Verwirrung der Preußen
Infanterie
Cavallerie
Sächsische Husaren
Falsche Attaquen nach allen Seiten
Ungewißheit jeder für sich
Hechtsheim pp.
Angriff und Brücke auf die Aue.
Verlust der Fr. 30
Verlust der Pr.
Personl. Voß
Laviere
Brandgeräth
Folgen
Veränderung des Lagers

Brachte den Abend auf dem verlaßnen Plaze zu und war nahe an dem Feuer der Kirche ..... geben sollte.

Ferner ein Doppelblatt mit folgenden Notizen:

Einzuschalten zu 1793.
Der verwundete Leutnant von Itzenblitz.

Nachmittagsritt nach den französischen Vorposten.
Bauer hinter dem Schanzkorbe.

Ankunft von Gore und Kraus.

Starkes kleines Gewehrfeuer von dessen Veranlassung nichts zu erfahren war.
Ritt nach der Tranchee und durch dieselbe.

Kanonier, der die Zündröhre der Bombe abhaut, — Kühnheit und Todesverachtung überhaupt.
Mutter von zwei Kindern die dieselbe erstickt indem sie sich darauf setzt. — Kühnheit der Marketenderinnen.

Besuch in Ellfeld.

Deutsche Akademie.
Prinz Constantin
..... G
Graf Denhof

Vgl. *W* Bd. 33, S. 372 ff.

S. 446, Z. 2. Im Widerspruch mit diesem Datum steht die Notiz im Briefe vom 26. Mai an Jacobi aus Frankfurt: Morgen gehe ich zur Armee.

Z. 12. Cassel *EB*¹ *CC*¹.

S. 447, Z. 5 f. Vgl. Bockenheimer, S. 64.

Anm. 2. Vgl. Bockenheimer, S. 30.

S. 448, Anm. 3. Vgl. Bojanowski, S. 146 u. S. 80.

S. 449, Z. 10 f. Vgl. jedoch Pollak, S. 271.

Anm. 5. Vgl. Bockenheimer, S. 16 f.

Anm. 6. Vgl. „Goethes Mutter", S. 204 ff., und „Hohenzollernjahrbuch", Bd. 1, S. 191 f. (Leipz. 1897).

S. 450, Z. 9. Ebenheim *EB*¹ *CC*¹; vgl. *W*, Bd. 33, S. 348 zu dieser Stelle.

Z. 10 ff. Vgl. Pollak, S. 272.

Anm. 1. Vgl. *W* Bd. 33, S. 348.

S. 451, Anm. 2. Vgl. Bojanowski, S. 105, *W* Bd. 33, S. 375 f.

Anm. 3. Vgl. *W* Bd. 33, S. 335, und den Bericht in dem Briefe an Herder vom 2. Juni und an Jacobi vom 5. Juni 1793 (*W IV* Bd. 10, S. 64 ff. u. S. 70, Z. 4 ff). Vgl. auch Brief an Voigt vom 31. Mai 1793.

S. 452, Z. 4 ff. Am 1. Juni schreibt Karl August an Voigt in Weimar (vgl. Bojanowski, S. 82): „Die Franzosen hatten einen kühnen Vorstoß gegen das Dorf, in dem sich das Hauptquartier des Grafen Kalckreuth befand — er lag im Pfarrhause — gemacht, um den General und den Prinzen Louis Ferdinand gefangen zu nehmen oder zu töten."

Z. 7. hundert fehlt *CC*¹.

Anm. 1. Vgl. *W IV* Bd. 10, S. 63, Z. 2.

Anm. 2—4. Vgl. Bockenheimer, S. 65 f., und Bojanowski, S. 83.

S. 453, Z. 4. jedes *EB*¹ *CC*¹.

Z. 8 ff. In dem oben erwähnten Briefe an Voigt schreibt Karl August weiter: „Der Feind war ohne Lärm zu machen bis ins Dorf gedrungen,

was ihm durch besondere Zufälle und seltsame Märsche glückte, aber die Escadron Lavière, die dicht dabei lag, jagte ihn bald aus demselben, wobei der Major selbst erschossen ward. Ich rückte nun auch mit dem Regiment heran und trieb sie vollends hinaus.“ Vgl. Bojanowski, S. 82f.

S. 453, Z. 22. Pechkränze, mit EB^1CC^1; doch ist und handschriftlich überliefert. Vgl. *W* zu dieser Stelle.

S. 454, Z. 2. Unter dem 7. Juni schreibt Goethe an Herder: Nach dem letzten Überfall und veränderten Lager haben wir uns wieder angebaut. Ich habe ein hübsches Zelt, gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einsamen Stunden des heißen Tages in einer großen, mit Fichtenreis beschützten Laube zu, die der Herzog zum Speisesaal errichten ließ.

Anm. 1. Vgl. Bojanowski, S. 85.

S. 455, Anm. 2. Vgl. auch den Brief an Kirms vom 4. Juni.

Z. 22f. Vgl. Brief an Herder vom 7. und 15. Juni.

Z. 30f. Vgl. Goethes Brief an Herder vom 15. Juni: Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten.

S. 456, Z. 1. Vgl. Pollak, S. 275.

S. 457, Z. 20ff. Vgl. Pollak, S. 276f.

Anm. 2 u. 3. Vgl. Bockenheimer, S. 78f, S. 34, S. 80.

S. 458, Z. 22f. Vgl. Pollak, S. 278.

Anm. 1 u. 2. Vgl. Bockenheimer, S. 80.

S. 459, Anm. 1. Vgl. Bockenheimer, S. 87ff. und 82.

S. 460, Z. 7. Vgl. Pollak, S. 281f.

S. 466, Anm. 2, 3 u. 5. Vgl. Bockenheimer, S. 92 u. 84ff. Von dem Brand des Rathauses wird jedoch nichts erwähnt.

S. 468, Anm. 2. Vgl. Bojanowski, S. 146.

S. 469, Anm. 1 u. 2. Vgl. Bockenheimer, S. 84ff. u. 104ff.

Z. 5. Vgl. Brief an Jacobi vom 19. Juli.

Anm. 4 und S. 470, Anm. 2. Vgl. Bockenheimer, S. 110ff.

S. 472, Z. 31ff. Unter dem 27. Juli schreibt Goethe an Jacobi: Die Clubbisten waren in der Capitulation übergangen. . . . auch kamen den ersten Tag des Auszugs viele durch; Rüffel der Gastwirth ritt neben Merlin, beyde in Husaren Uniform an der Spitze der Reuterey welche du Bayet ausführte. Am Chausseehauße schrie das Volck sein kreuzige . . .

S. 473, Z. 17f. In dem eben angeführten Briefe an Jacobi berichtet Goethe, daß die emigrierten Mainzer andere Klubisten, wie Metternich und den Pfarrer vom heiligen Kreuz beraubt, geschlagen und dann nach Marienborn geführt hätten.

Anm. 2. Vgl. Pollak, S. 283.

S. 486, Anm. 1. Zu der Verstimmung zwischen Goethe und Schlosser vgl. den Brief Jacobis an Schlossers Gattin vom 10. Dez. 1792 (abgedruckt bei R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Bd. 1, S. 165ff., Leipz. 1869): „Ich habe Goethe gleich den Morgen nach meiner Ankunft vorgenommen und ihm mit dürren Worten gesagt, was mir Schlosser vorigen Sommer geschrieben hatte, nämlich: Wenn

ihn Goethe verachte, sei er ein Narr, und wenn er etwas wider ihn habe und es ihm nicht sage, ein schlechter Mensch. Es tat ihm weh, dies zu hören, das sah ich, und es war ihm gewiß Ernst mit der Versicherung, daß er zwar Vorwürfe, aber nicht diese verdiene; er ehre und liebe Schlosser, aber Schlosser habe für ihn etwas Unverträgliches, weswegen er sich vor ihm scheue." Die Verstimmung zwischen Goethe und Schlosser scheint bei der Begegnung in Heidelberg nicht mehr bestanden zu haben. Am 11. August 1793 schrieb Goethe an Fr. Jacobi: Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu, es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben. Wie sehr wünschte ich bey euerm Familien Congreß gegenwärtig zu seyn.

S. 486, Anm. 2. Der erste Brief an Christiane aus Frankfurt ist vom 9. Aug. 1793 datiert. Am 19. schreibt Goethe an Jacobi, daß er sich zur Abreise von Frankfurt bereite.

Anm. 4—6. Vgl. Bojanowski, S. 100 ff und S. 105.

Sach-Register

zu Band XIV und XV.

A. Goethes Werke.

Amor als Landschaftsmaler XV, 201. 515.
An den Herzog Karl August. Abschied der Engelhäuser Bäuerinnen. Karlsbad 1786 XIV, 369. 476.
An Schwager Kronos XIV, 91.
Architektonisch-naturhistorisches Problem XIV, 456. 476.
Auszüge aus dem Taschenbuche eines Reisenden (Auszüge aus einem Reisejournal) XIV, 11. 462. 464. 477. 479.

Beiträge zur Optik XV, 391.
Benvenuto Cellini XIV, 12; XV, 508.
Besuch bei Iffland XIV, 481.
Biographische Einzelheiten XIV, 481.
Blumenmalerei XIV, 481.

Claudine von Villa Bella XV, 64. 91. 106. 108. 110. 121. 156 bis 158. 198. 199. 501. 502.

Das römische Karneval XIV, 11. 199. 431. 437; XV, 8. 164 ff. 203. 511 ff.
Der Bürgergeneral XV, 439.
Der ewige Jude XIV, 142. 446.
Der Groß-Cophta XIV, 11; XV, 91. 389. 438.
Der neue Amor XV, 419.
Der Sammler und die Seinigen XV, 118.
Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie XIV, 11. 287. 289. 465.
Des Künstlers Apotheose XV, 210. 517.
= = Erdewallen XV, 210. 517.
Dichtung und Wahrheit XIV, 436. 442. 446. 447. 475; XV, 492. 495. 502. 506. 507. 516. 520.
Die Aufgeregten XV, 440.
Die Bekehrte XV, 39.
Die Externsteine XV, 493.
Die Farbenlehre XV, 275. 352.
Die Lazaroni XIV, 11. 477. 479.
Die Metamorphose der Pflanzen XV, 390.
Die Mitschuldigen XIV, 25.
Die Spröde XV, 39.

Egmont XV, 30. 32. 34. 38 f. 49. 62—64. 91. 93. 105—107. 109. 110. 122. 137 f. 156. 157. 200. 497. 498.
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil XIV, 404 ff. 480. 481.
Episteln XIV, 440.
Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung XV, 202.
Erwin und Elmire XV, 64. 67. 87. 91. 108. 110. 155. 157. 199. 498. 502.

Faust XV, 51. 105. 156. 209 f. 514. 517.

Fossiler Stier XIV, 472.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen XIV, 235. 449.
Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt XIV, 400 ff. 480 f.; XV, 191 f.

Geschichte meines botanischen Studiums (Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit) XIV, 435. 439; XV, 494. 521.
Götz von Berlichingen XIV, 180; XV, 437.

Harzreise im Winter XV, 403. 405.
Hermann und Dorothea XV, 440.

Iphigenie auf Tauris XIV, 32. 77. 125. 177 f. 179 f. 188. 193 f. 200. 212. 216. 232. 236. 256. 455; XV, 48. 61. 386. 389. 437.
- auf (von) Delphi XIV, 125 f. 178. 194. 445. 453.
Italienische Reise XV, 7. 8. 12—16. 18—23. 30. 33. 40. 41. 48. 69. 77. 84. 112. 113. 117. 131. 132. 134. 141. 167—169. 176. 191. 194. 198. 217. 232. 237. 443. 488. 491. 492. 496. 499. 500. 512. 517. 521.

Jery und Bätely XV, 198. 515.

Kampagne in Frankreich XIV, 11. 432. 454; XV, 10. 489.
Knpido, loser, eigensinniger Knabe XV, 122. 158. 200.

Lebensgenuß des Volkes in und um Neapel XIV, 11. 462. 477. 479; XV, 22.
Lila XV, 198. 515.

Miedings Tod XV, 202.

Naturlehre XIV, 479.
- Antwort XIV, 479.
Nausikaa XIV, 262. 299. 335. 336 ff. 452. 463. 474.
Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel XIV, 197.
Neue Schriften XIV, 11. 428. 465; XV, 511.

Philipp Hackert XIV, 12 f. 430. 432. 451. 457. 460. 461. 474; XV, 490. 492. 497.
Philipp Neri, der humoristische Heilige XIV, 12. 365. 476; XV, 8. 9. 141 ff. 507 ff.
Proserpina (Monodrama) XIV, 447.

Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts XIV, 7. 430.
Reineke Fuchs XV, 441. 455.
Reise der Söhne Megaprazons XV, 385. 389.
Römische Elegien XIV, 438. 455; XV, 384. 509. 515.
Rosaliens Heiligtum XIV, 11. 464.

Scherz, List und Rache XV, 91. 105. 109. 111 f. 503.
Schriften (erste Gesamtausgabe v. J. 1787/90) XIV, 31; XV, 84. 106. 198. 199. 202. 210. 515. 517.
Sprüche in Prosa XV, 499. 500. 507.
Stundenmaß der Italiener XIV, 11. 438. 480.
Südöstliche Ecke des Jupitertempels von Girgent, wie sie sich nach der Ausgrabung zeigt. Bild von L. v. Klenze, königl. bayer. Ober-Baudirektor XIV, 471.

Tagebuch der italienischen Reise XIV, 8 ff. 33. 48. 77. 109. 413. 428. 431. 433 ff. 456. 465. 470. 476. 478. 479.
Tag- und Jahreshefte XV, 488. 492. 494. 504. 511.
Torquato Tasso XIV, 194. 200 f. 236. 238. 256 f. 444. 463; XV, 51. 105. 156. 198. 210. 229. 437. 515. 523.

Über Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Mark-Anton gestochen und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf kopiert XIV, 11; XV, 8. 9. 126. 506.

Über Italien. Fragmente eines Reisejournals XIV, 11. 391 ff. 438. 442. 464. 479.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten XV, 440.

Venezianische Epigramme XIV, 442. 443; XV, 384.
Versuch einer Witterungslehre, 1825 XIV, 434.
Verzeichnis der geschnittenen Steine in dem königl. Museum der Altertümer zu Berlin XV, 499.
Vögel XIV, 31. 43. 65.
Volksgesang. Venedig XIV, 11. 413. 442. 482.
Von Arabesken XIV, 409 ff. 480. 481.

Werther XIV, 163. 252. 273. 363 f. 445; XV, 8. 100. 198 f. 398.
Wilhelm Meisters Lehrjahre XIV, 246; XV, 30. 83. 199. 499.
= = Wanderjahre XIV, 442. 457; XV, 9.
Wilhelm Tischbeins Idyllen XIV, 450; XV, 499.
Winckelmann und sein Jahrhundert XIV, 12; XV, 492. 496. 497. 499. 500. 518.

Zur Theorie der bildenden Künste XIV, 393 ff. 480; XV, 505.
Zweiter römischer Aufenthalt XIV, 11. 12. 199. 437. 449. 451. 454. 456. 457. 461—463. 476. 478—482. 484.

B. Personen.

Abel, Dr. XV, 395.
Achilleus XIV, 276.
Acis XIV, 331.
Acton XIV, 217.
Adelung XIV, 446.
Adonis XV, 240.
Aganthyr XV, 121.
Agasias von Ephesus XIV, 56.
Agatha, die heilige XIV, 124 f. 445.
Agesandros XV, 114.
d'Agincourt XV, 36. 493.
Agricola, Georg XV, 274.
Agrippa XIV, 104. 154. 442.
Albacini, Carlo XV, 33. 492.
Albani, Alessandro XIV, 183; XV, 215.
= Francesco XV, 134.
Albany, Graf von (Karl Eduard Stuart, der Prätendent) XIV, 164. 451; XV, 167. 180.
= Prinzessin von (Charlotte Stuart) XIV, 164. 450 f.
Albert, Gasthofsbesitzer (München) XIV, 434.
Alcinous XIV, 300. 337; XV, 41.
Aldobrandini, Agnesina XV, 153.
= Pietro, Kardinal XV, 80.
= Prinz (Borghese) XV, 52. 59. 80. 496.
= Salvestro XV, 153.
Alessina, Franziska Klara, geb. Brentano XIV, 45.
Alessina, Johann Maria XIV, 45. 436.
Alexander d. Gr. XIV, 101. 179. 413.
= VII., Papst XV, 234.
Alfieri XIV, 163.
Alfons I. von Ferrara XIV, 116.
= II. von Ferrara XIV, 116. 443.
Alkamenes XV, 240.
Allegri, Gregorio XV, 215.
Alten, Friedrich von XIV, 429. 447. 450. 458; XV, 497.
Alvensleben, Philipp Karl von XV, 285.
Amelung XV, 521.
Amphion XV, 14.
Ananias XV, 26 f.
Andrea del Sarto XV, 33. 492.
Andreas, der Apostel XIV, 158; XV, 128.
Andres (Anders), Friedrich XIV, 235. 461.
Andromache XIV, 237.
Anfossi, Pasquale XIV, 179.
Anna Amalia, Herzogin von Weimar XIV, 287. 434. 445; XV, 50. 56. 69. 86. 102. 107. 201. 213. 290. 359. 431. 435. 497. 505. 509.
Antäus XIV, 128.
Antinous XV, 115. 122 f. 493. 503.
Antoninus Pius XIV, 21. 103; XV, 37.
Antonius, der heilige XIV, 73. 75. 148. 185. 439.

Aphrodite XIV, 145; XV, 240. 522.
Apollo XIV, 103. 125. 187; XV, 33. 35. 61. 497.
= von Belvedere XIV, 154. 169. 173. 237; XV, 20. 35. 79f. 115. 493. 503.
Apollonios von Athen XV, 115.
= von Tralles XV, 14. 490.
Appius Claudius Cäcus XIV, 204.
d'Aquino, Francesco, Vizekönig XIV, 273f. 298. 464.
Arcangeli, Francesco XIV, 165.
Archenholtz, J. W. von XIV, 13. 130. 166f. 400. 429. 433. 436—438. 441. 443. 445. 461. 477. 478. 480; XV, 490. 496. 497. 502. 503. 507. 509—513. 516—518.
Ares XV, 115.
Ariadne XIV, 103. 442; XV, 116. 172. 504.
Arioſt XIV, 99. 116. 413. 443; XV, 47.
Ariſtodemos XIV, 163. 183. 188. 190. 454.
Artaria XV, 493.
Artois, Graf XV, 316.
Athene XV, 59.
Athenodoros XV, 114.
Aetius XV, 317.
Attila, König der Hunnen XV, 317. 367.
Auguſtus XIV, 59. 143. 211. 447; XV, 14. 32. 63.
Auerbach, S. XV, 519.
Aurelian XV, 65.

Babo, Joſeph Marius XV, 430.
Bacchus XIV, 327; XV, 35. 115. 192. 419. 503.
Baebler, Joh. Jakob XIV, 445.
Balſamo, Antonin XIV, 287. 466.
= Felicitas (geb. Bracconeri), Caglioſtros Mutter XIV, 287. 290 bis 294. 296. 466. 468.
= Joſeph, ſ. Caglioſtro.
= Lorenza (Caglioſtros Frau) XIV, 288. 468.
= Peter XIV, 287. 466.
Barlaam XIV, 357. 475.
Bartels, Joſ. Heinrich XIV, 13. 308. 329. 388. 429. 459—465. 469. 471—475. 479.
Bartholomäus XV, 129.
Baſſelin XIV, 417.
Baubo XV, 196.
Bayersdorfer XIV, 444.
Beaurepaire, Kommandant XV, 278. 281.
Beccaria, Ceſare, Marcheſe XIV, 217f.
Bechtolsheim, Emil von XV, 301.
= Frau von, geb. von Keller XV, 301.
Beck, Joh. Chriſtoph XV, 439f.
Beckford, William XIV, 268.
Bellomo, Joſeph XV, 428.
Bellori, Giovanni Pietro XV, 113. 488.
Bembo, Pietro, Kardinal XIV, 73. 439.
Berger, Anton XV, 111.
Berio, Francesco, Marcheſe XIV, 253. 463.
Bernhard, der heilige, von Clairvaux XIV, 476; XV, 145.
= Prinz XV, 265.
Bernini XV, 15. 29. 118.
Bernoulli, Joh. XV, 487. 489. 491. 492. 497. 499. 503. 504. 507. 509—511. 517. 518. 521.
Bertati XV, 110.
Bertuch, Johann Friedrich Juſtin XV, 407.
Bileam XIV, 124.
Biscari, Vincenzo di, Prinz XIV, 327ff. 330. 333. 473.
= Anna di (des Prinzen Mutter) XIV, 328f.
= Ignazio di (des Prinzen Vater) XIV, 328. 329. 331. 333. 473. 474.
= Teresa di (des Prinzen Schweſter) XIV, 327.
Böcking, E. XV, 374.
Bodmer, Johann Jakob XIV, 145. 151. 175.
Boguet (Boquet), Deſiderius XV, 60. 497.
Böhme, Jakob XIV, 103.
Boiſſerée, Sulpiz XIV, 15f. 431—433; XV, 9f. 489.
Bolongaro, Marco XIV, 45. 436.
Bombelles, Marc Marie, Marquis de XV, 298.
Bonnet, Charles XV, 390.
Bononi, Carlo XIV, 117. 444.

Borch, Graf von XIV, 13. 283. 331. 429. 458. 463—465. 470—473.
Bordone, Paris XIV, 149. 448; XV, 200.
Borgheſe, Marco Antonio III. XIV,
= Scipio XV, 137. [184.
Borgia, Stefano, der Kardinal XIV, 203. 451. 457; XV, 18. 491.
= der Malteſerritter XIV, 203. 457; XV, 18.
Borromäus, Carolus, der heilige XIV, 123.
Borromini XV, 143.
Boſio, Antonio XV, 235. 521.
Böttiger, Karl Aug. XIV, 432. 441. 472.
Bouillé, Marquis von XV, 264.
Bracconeri, Antonia (Antonin) XIV, 287. 466.
= Joſeph XIV, 287. 466. 469.
= Maria XIV, 287. 466.
= Matthäus XIV, 287. 466. 467.
Bramante, Donato XV, 113. 134.
Braſchi, Luigi, Nepote XIV, 183. 454.
Breteuil, Louis Auguſte, Baron de XV, 342.
Bretzner, Chriſtoph XV, 430.
Brignole, Maria Katharina von XV, 255.
Bruſaſorci (Felice Ricci) XIV, 57.
Brydone, Patrick XIV, 13. 268. 331. 333. 429. 463—465. 470—474.
Bueil, Frau von, geb. Gräfin von Bulſumie XV, 394.
Bünau, Graf XIV, 171.
Buoncampagni, Ignazio Lodovico XV, 53. 61. 496.
Bupalus XV, 240.
Bury, Fritz XV, 30. 44. 58. 79. 118. 122. 123. 125. 133. 215. 228. 233. 490. 492. 494. 505. 517. 520.
Byron XIV, 442.

Cäcilie, die heilige XIV, 162.
Cäcilius Metellus XIV, 264.
Caglioſtro, Alexander von, Graf (Joſeph Balſamo) XIV, 11. 15. 286 ff. 465 ff.; XV, 438.
= Joſeph XIV, 287.
= Vincenza (geb. Martello) XIV, 287. 288. 467.
Calderon XIV, 92.
Caligula XIV, 59.
Camilliani XIV, 266.
Cammuccini XV, 97. 502.
Campe, Joachim Heinrich XIV, 451; XV, 60. 219. 496. 497. 509. 519.
Camper, Gilles Adrian XV, 157. 509.
= Peter XV, 90. 157.
Canaletto, Antonio XIV, 68.
Capitummino, Antoinette (Caglioſtros Nichte) XIV, 292. 296. 469.
= Johann Baptiſta XIV, 287.
= Johanna Joſeph-Maria, geb. Balſamo (Caglioſtros Schweſter) XIV, 287. 290. 291. 293 f. 296. 466—469.
= Joſeph (Caglioſtros Schweſterſohn) XIV, 290. 295 f. 466. 468.
= Thereſe (Caglioſtros Nichte) XIV, 292. 296. 466. 468. 469.
Capra, Marcheſe XIV, 68 f.
Caracalla XIV, 155.
Caroto, Gian Francesco XIV, 57.
Carraccio, Agoſtino XIV, 16. 122. 158. 444; XV, 14. 80. 134.
= Annibale XIV, 16. 122. 158. 444; XV, 14. 80. 134.
= Lodovico XIV, 122. 444; XV, 134.
Caſſas, Louis François XV, 65. 68. 72 ff. 498.
Caſti, Giambattiſta XV, 33. 46. 492.
Catull XV, 161.
Cavaceppi, Bartolommeo XV, 211. 212. 518.
Cellini, Benvenuto XV, 508.
Ceracchi, Giuſeppe XV, 212. 518.
Ceres XIV, 314. 316. 320.
Ceſare, Graf XIV, 132.
Chigi, Agoſtino XIV, 134.
= Prinz XIV, 202.
Chiron XIV, 276.
Chriſtian Auguſt von Waldeck XIV, 211 f. 223. 253. 362. 458; XV, 48. 56. 60.
Chriſtus XIV, 118. 142. 147. 190. 216. 419 ff.; XV, 25. 32. 52. 59. 123. 126. 129. 153. 165. 217.
Cicero XIV, 207; XV, 20.
Cimarosa, Domenico XV, 39. 44.
Circe XIV, 205. [110. 431.
Claude Lorrain XIV, 190. 262; XV, 14. 131.

Claudius, Matthias XV, 84f. 89. 500.
Clemens VII., Papst XIV, 168.
= VIII., Papst XV, 80. 152. 166. 507.
= XIII., Papst XV, 180.
= XIV., Papst XIV, 38; XV, 46. 114.
Clerfait, François Sebastian, Comte de XV, 289.
Clerisseau, Charles Louis XIV, 193. 455.
Cölla, Heinrich XIV, 150.
Collina, Piera XIV, 174. 452; XV, 16. 30.
= Sante Serafino XIV, 452; XV, 16. 30.
Comenius XIV, 200.
Condé, Ludwig II. von Bourbon, Prinz von XV, 448.
= Ludwig Joseph von Bourbon XV, 255.
Connétable von Bourbon XV, 142.
Cook, James XV, 87.
Correggio XIV, 247. 462; XV, 211.
Cotta, Joh. Friedr. XIV, 432.
Coudenhoven, Sophie von, geb. von Haßfeldt XV, 394. 395.
Courbière, Guillaume René, Baron de l'Homme XV, 341. 342.
Crébillon, Prosper Jolyot de XIV, 97.
Crescimbani, Giovanni Maria XV, 160f.
Custine, Adame Philippe, Graf von XV, 362. 363. 395.
Cyrus XIV, 179.

Dacheröden, Karl Friedrich XIV, 273.
Dalberg, Joh. Friedr. Hugo von XV, 102.
= Karl Theodor von XIV, 273. 465; XV, 102.
Dalmaz, Margarete, Dogaressa XIV, 90f. 441.
Dandolo, Doge XIV, 104.
Dante XV, 47. 160. 161.
Da Ponte XV, 110.
Darius XIV, 101.
David, Jacques Louis XV, 60. 497.
Dehn, Christian XV, 75.
Delf, Fräulein XV, 484.
Des Marés (Desmarets) XV, 56. 60. 497.
Diana XIV, 125.
Diderot, Denis XV, 388.
Dido XIV, 116.
Diede, Luise von XV, 204ff. 516.
= Wilhelm Christoph von XV, 204ff. 516.
Dies, Albert Christoph XV, 36. 493.
Diodor XIV, 310. 471.
Diogenes XIV, 179.
Diokletian XIV, 239; XV, 56.
Dionysos XV, 116. 503.
Dirke XV, 14.
Dittersdorf, Karl Ditters von XV, 430.
Dohm, Christian Wilhelm von, und Frau XV, 394.
Doibalsas XV, 240.
Domenichino XIV, 16. 122. 158; XV, 499.
Dominicus, der heilige XIV, 123.
Domitian XV, 46.
Donato del Piano XIV, 329.
Don Juan XV, 243.
Don Quixote XV, 472.
Doria, Andrea XV, 214.
Dorigny, Nicolas XIV, 158; XV, 27. 28. 32.
Dou (Dow), Gerard XIV, 242.
Drouais, Jean Germain XV, 60. 201. 497.
Drusus XIV, 21; XV, 481.
Drypetis XIV, 101.
Dumouriez, Charles François XV, 283. 284. 290. 291. 293. 294. 300. 308. 309. 318. 322. 376.
Dürer, Albrecht XIV, 120. 444; XV, 208.

Eckermann, Joh. Peter XV, 7. 9.
Edwin, König XV, 472.
Egeria XIV, 155.
Eichstädt, Heinrich Karl Abraham XIV, 430. 431.
Einsiedel, Friedrich Hildebrand von XV, 431.
Elbeuf, Fürst XIV, 240.
Elektra XIV, 125.
Elgin, Lord XV, 55.
Elisabeth von Parma XIV, 184.
Emo, Angelo XIV, 84. 440.
Ernst II., Herzog von Gotha XIV, 146. 254. 387. 468; XV, 60. 497.

Euler, Leonhard XV, 484.
Eumäos XV, 324.
Euripides XIV, 393. 480.
Everdingen, Allart van XIV, 33. 435.

Farinati, Paolo XIV, 57.
Faustina XIV, 103.
Favart XIV, 66. 438.
Fea XIV, 169.
Ferber, Joh. Jakob XIV, 49.
Ferdinand I. (IV.) König von Neapel XIV, 184 f. 209. 211. 217. 232. 233. 235. 237. 457; XV, 13. 489.
Fibanza, Paolo XV, 141.
Filangieri, Gaetano XIV, 217. 223. 224. 229. 230. 459.
= Karoline, geb. Gräfin Fremdel XIV, 224. 229. 363.
Filangieris Schwester s. Satriano, Teresa di.
Finucci, Francesco XV, 241.
Fischer, J. Franz XV, 430.
= Johann Karl XV, 327. 359.
Florian, Jean Pierre Claris de XV, 439.
Flotow, Lieutenant von XV, 377.
Fontana, Domenico XV, 131. 488.
Fornarina XIV, 413; XV, 35. 214. 493.
Forster, Georg XV, 87. 90. 256.
= Therese, geb. Heyne XV, 256.
Franceschini, Seidenfabrikant in Vicenza XIV, 70. 438.
Francia (Raibolini), Francesco XIV, 120.
Franciscus, der heilige XIV, 93. 123. 135. 137 f. 148. 278; XV, 32. 68. 76.
Franke, Joh. Michael XIV, 171. 452.
Frankenberg, Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr von XIV, 254.
Friederike, Prinzessin von Mecklenburg XV, 449.
Friedrich II., der Hohenstaufe XIV, 299.
= der Große XIV, 134. 186. 318. 446. 472; XV, 67, 319.
= Karl Joseph, Kurfürst von Mainz XV, 480.
= Ludwig Christian, Prinz von Preußen XV, 290.
= Wilhelm II., König von Preußen XV, 267. 281. 284—286. 292. 295. 296. 325. 326. 340. 357. 456. 459. 475. 483.
Friedrich Wilhelm III., König v. Preußen, als Kronprinz XV, 461.
= Wilhelm III., Kronprinz von Preußen XV, 334.
= Wilhelm, Prinz von Braunschweig XV, 330. 336.
Fries, Ernst XV, 206. 517.
Frieß, Jos. Johann von XIV, 368. 476; XV, 33. 37. 46. 59. 492.
Fritsch, Ludwig Heinrich Gottlieb von XV, 258. 356. 357.
Fürst, J. XIV, 451.
Fürstenberg, Franz Friedrich Wilhelm, Freiherr von XV, 390. 414. 416. 421.

Gagneraux XV, 60. 497.
Galiani XIV, 114.
Galilei XIV, 74.
Gall, Franz Joseph XV, 236.
Gallitzin, Amalie, Tochter des Grafen von Schmettau XV, 388. 390.
= Fürstin XV, 397. 414. 415. 417. 418. 420. 421. 423. 424.
= Marianne Dorothea XV, 416.
Ganymed XIV, 160; XV, 240. 522.
Garve, Christian XIV, 385.
Gauffier (Chauffiel), Louis XV, 60. 497.
Genserich XV, 19.
Georg, der heilige XIV, 149.
= I., König von England XV, 27.
George, Maire von Varennes XV, 318.
Gioeni, Giuseppe XIV, 330. 331 f. 333. 473.
Giordaniello XIV, 223.
Giorgione XIV, 149.
Giovane di Girafole, Herzog von XIV, 385.
= Giuliana, Herzogin von XIV, 385. 479.
Giulio Romano XIV, 168.
Glykon XIV, 184.
Goldoni, Carlo XIV, 110. 112. 403. 481.
Gore, Charles XV, 457. 459. 466. 467. 474. 476. 481.
Göschen, Georg Joachim XIV, 31. 193. 360. 460; XV, 69. 75. 515.
Goethe, August von XIV, 15. 432; XV, 428.

Goethe, Christiane von, geb. Vulpius XIV, 432; XV, 428.
= Johann Kaspar (Vater) XIV, 77. 83. 145. 211. 440.
= Katharina Elisabeth XV, 256. 363. 365.
= Ottilie von XV, 15.
Gotsch, Obrist von XV, 369.
Göttling, K. W. XV, 9. 489. 498. 517.
Götze, Paul XV, 259. 308. 335. 336. 339. 341. 374. 380. 381. 425. 440.
Gozzi, Carlo, Graf XIV, 96. 110. 112. 441; XV, 430.
Gregor der Große XIV, 279.
= XV., Papst XIV, 159.
= XVI., Papst XV, 114. 234.
Gregorio (aus Malcesine) XIV, 45 f.
Gregorius, der heilige XIV, 310.
Greville, Lord XIV, 237.
Grimm, Friedrich Melchior, Baron von XV, 394. 395.
Grothus (Grotthaus), Julius von XV, 272.
Guercino XIV, 117 ff. 124. 147.
Guerinus, Hieronymus XIV, 73.
Guglielmi, Pietro XV, 431.
Gustav Adolf XIV, 74.
= III. von Schweden XIV, 74.

Hackert, Georg XIV, 226. 231; XV, 17.
= Philipp XIV, 13. 157. 211. 233. 234. 312. 318. 325. 369. 370. 436. 449; XV, 12. 14. 17. 20. 21. 50. 489. 497. 507.
Hacquet, Belsazer XIV, 23. 49.
Hadrian XV, 15. 240.
Hagemann, Friedrich Gustav XV, 430.
Hagemeister, Johann Gottfried Lukas XV, 430.
Hamann, Johann Georg XIV, 218; XV, 85. 415. 500.
Hamilton, Lady s. Harte, Emma.
= William XIV, 236 f. 246. 369. 462; XV, 22. 24. 48. 491.
Hannibal XIV, 264; XV, 167.
Hans Sachs XV, 202.
Harrach, Joh. Nepom. Ernst, Graf von XIV, 163. 450.
= Karl, Graf von XIV, 163. 450.
Harrach, Marie Joseph., Gräfin von XIV, 163. 450.
Harte, Emma, spätere Lady Hamilton XIV, 237. 369. 371. 461; XV, 24. 48.
Hasdrubal XIV, 264.
Haugwitz, Christian August Heinrich Kurt, Graf von XV, 346.
Heblinger, Johann Karl XIV, 165. 451.
Heinrich VI., der Hohenstaufe XIV, 299.
Heinse, Johann Jakob Wilhelm XV, 392.
Hektor XV, 60. 497.
Helena, die heilige XV, 217.
Heliodor XIV, 216.
Helle XIV, 281.
Hemsterhuis, Franz XV, 388. 390. 414. 416—418. 420.
Hephästion XIV, 101.
Hera XIV, 139. 453; XV, 116.
Herder, August von XV, 503.
= Gottfried XIV, 9. 14. 31. 32. 114. 156. 170. 173. 175. 179. 198. 232. 251. 360 ff. 371. 385. 429. 431. 437. 445—457. 461. 476; XV, 7. 34. 41. 51. 55—57. 62. 64—66. 69. 76. 84. 85. 87. 88. 90. 92. 102. 106. 121. 124. 131. 156. 157. 198. 199. 201. 209. 210. 441. 489. 491—494. 496. 498. 500. 503—505. 509. 513. 514. 519. 522.
= Gottfried (Sohn) XV, 51. 489.
= Karoline XIV, 449; XV, 489. 503. 519.
= Wilhelm (Sohn) XV, 516.
Herders Kinder XIV, 105. 171. 179; XV, 67. 490.
Herkules XIV, 128. 311. 384. 394; XV, 54. 115. 232. 419. 421.
= der Farnesische XIV, 184 f.; XV, 13. 23.
Hermes XV, 115.
Hermogenes (Architekt) XIV, 394.
Herodes XIV, 117.
Herodias XIV, 117.
Heymann, General XV, 295. 308.
Hiero II. XV, 238.
Hieronymus Maurigenus (statt Maxmorens) XIV, 52. 436.
Hippolytos XIV, 308.

Hirt, Aloys XIV, 480; XV, 8. 117 f. 504.
Hoffegut (aus Goethes „Vögeln") XIV, 285.
Hofmann, Christoph Ludwig XV, 396.
Homer XIV, 153. 177. 272. 299. 326. 335. 336. 338. 361. 464; XV, 65. 434.
Honuphrius XIV, 196; XV, 143.
Horaz XIV, 115. 204. 450. 457.
Houdon, Jean Antoine XV, 394.
Houel XIV, 13. 308. 333. 429. 436. 463—465. 469—475.
Huber, Ludwig Ferdinand XV, 256.
Humboldt, Wilhelm von XV, 10. 489.
Huysum, Jan von XIV, 407.

Iffland, Aug. Wilhelm XIV, 402; XV, 297.
Innocenz XII. XV, 131.
Iphigenie XIV, 237. 393. 480; XV, 48.
Itzenplitz, Friedrich von XV, 448.
Ixion XIV, 139.

Jacobi, Charlotte XV, 392.
= Friedr. Heinrich XV, 84 f. 89. 392. 396.
= Fritz XV, 380. 382. 387. 388.
= Helene XV, 392.
= Helene Elisabeth, geb. von Clermont XV, 392.
= Klara XV, 392.
= Max XV, 392.
Jacquier, François XIV, 190. 455.
Jagemann, Chr. Jos. XIV, 287. 445; XV, 407.
Jäger, J. G. A. XV, 255.
Jakob (Giacobbe) XIV, 422.
Jakobus major XV, 128.
Januarius, der heilige (San Gennaro) XIV, 239.
Jenkins, Thomas XV, 45. 94. 95. 97. 100 f. 494.
Johannes, der Apostel XV, 127.
= der Täufer XIV, 123. 444.
John, Goethes Schreiber XV, 9.
Joinville, Ritter XV, 316.
Jordan, Camille XV, 443.
Josaphat XIV, 357.
Joseph, der heilige XIV, 242. 462. 479.
Joseph II. XIV, 41. 44. 51. 209. 217; XV, 32. 33. 509.
Jünger, Johann Friedrich XV, 230.
Juno XIV, 201. 452; XV, 116. 232. 504.
= (Hera) Ludovisi XIV, 177. 179. 201. 452. 453; XV, 232. 233. 520.
Juppiter XIV, 103. 154. 160. 327. 473; XV, 51.
= (Zeus) von Otricoli XIV, 173 f. 452; XV, 232. 520.

Kalckreuth, Friedrich Adolf, Graf von XV, 308. 447. 448. 451. 452. 454.
Kant, Immanuel XV, 360. 390.
Karl I., König von England XV, 25. 443.
= III., König von Neapel XIV, 184. 223. 233. 384.
= August, Herzog von Weimar XIV, 9. 246. 369. 382. 430. 447. 450. 456. 458. 462. 465. 468. 475. 479. 480; XV, 51. 62. 66. 69. 71. 200. 201. 211. 213. 271. 284. 286. 295. 306. 309. 314. 315. 317. 322. 357. 365. 369—371. 375. 380. 384. 401. 402. 427. 446. 453—455. 461. 469. 475. 486. 490. 492. 495. 498. 502. 505. 508—510. 512. 514. 515. 517. 518. 520.
= Philipp, Graf von Artois XV, 287. 334. 369. 394. 396.
= Prinz von Ligne XV, 291.
= Theodor, Kurfürst von Bayern XIV, 20.
= Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig XV, 264. 266. 267. 284. 292. 297. 305. 307. 310. 318. 326. 336. 341. 362.
Katharina, die heilige XIV, 148. 247. 467.
= II. von Rußland XV, 77. 87.
Kauffmann, Angelika XIV, 188. 193. 232. 455. 460; XV, 13. 22. 29. 31. 32. 35. 38. 44. 45. 52. 56. 59. 66. 75. 84. 87. 88. 91. 93. 95. 97. 98. 106. 121. 138. 195. 200. 201. 203. 215. 233. 234. 238. 490. 501. 518. 520. 521.

Kayser, Philipp Christoph XV, 62. 70. 82. 91. 93. 105—109. 111. 112. 122. 123. 133. 156. 200. 202. 205. 208. 209. 213. 216. 226. 497. 498. 500. 502.
Kellermann, Christophe François XV, 300. 302. 304. 305. 308.
Kleopatra XIV, 103.
Klinger, Friedr. Maximil. XV, 109.
Klopstock, Friedrich Gottlieb XV, 441. 442.
Knebel, Karl Ludwig von XIV, 22. 432. 434; XV, 69. 494. 498. 519.
Kniep, Christoph Heinrich XIV, 232. 241. 247 ff. 250 f. 255—258. 261 f. 263. 272. 278. 300. 301. 309. 311. 312. 316. 323. 326. 332. 333. 335. 347—349. 351—355. 358. 359. 382. 387. 461—463. 471. 476; XV, 22. 107. 216. 231.
Konradin XV, 20.
Körner, Christ. Gottfr. XV, 498.
Kotzebue, August von XIV, 14. 429. 437. 444. 447—450. 454—460. 462. 463. 476—478. 481; XV, 429. 489—492. 497. 503. 504. 506. 507. 512—518. 520—522.
Kranz, Joh. Friedr. XV, 44. 67. 494. 498.
Kraus, Georg Melchior XV, 203. 407. 456. 459. 466. 467. 481. 516.

Laertes XV, 364.
Lafayette XV, 283. 291. 376. 394.
Lafreri, Antonio XV, 112. 488.
Langer, Joh. Peter von XV, 126. 506.
Lanthieri, Aloysia, Gräfin XIV, 39. 369. 435.
Laokoon XV, 114 f. 234. 503.
Laurentius, der heilige XIV, 233.
Lavater, Johann Kaspar XIV, 175. 453. 467; XV, 54. 84 f. 89. 90. 399. 400. 421. 422. 500.
La Viere, preuß. Offizier XV, 451. 453. 454.
Lehmann, Ernst XIV, 452.
Leibniz XV, 57.
Lengefeld, Charlotte von XIV, 464. 467; XV, 516.
Leo X., Papst XV, 25. 152.
Leochares XV, 240.
Leonardo da Vinci XIV, 190. 455; XV, 35. 39. 52. 59. 199. 493. 496. 515.
Leonio XV, 160.
Leopold II., Kaiser XIV, 74.
Lessing XIV, 438; XV, 505.
Liechtenstein, Karl Borrom. Joh. Nepom., Fürst von XIV, 163. 164. 450.
Ligne, Karl Joseph Emanuel, Fürst von XIV, 7.
Linné XIV, 29. 173. 435.
Lips, Joh. Heinr. XV, 58. 84. 106. 113. 118. 399. 497. 516.
Liseur, Husar XV, 331—333. 338. 339. 344. 345. 347. 349.
Lomazzo, Giovanni Paolo XV, 112.
Lombard, Johann Wilhelm XV, 307.
Lorenzi, Giambattista XIV, 162.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen XV, 289. 309. 325. 452—454. 469.
Luca Giordano XIV, 216. 459.
Lucas, der Evangelist XV, 211. 230.
Lucchesini, Charlotte (geb. Tarrach) XIV, 382 f.
= Girolamo XIV, 382 f. 479; XV, 19. 29. 491.
Luckner, Nikolaus, Graf XV, 315.
Lucullus XIV, 192. 455.
Ludwig I., König von Bayern XIV, 173. 452; XV, 38. 232. 235.
= IX. König von Frankreich XV, 315.
= XIV., König von Frankreich XV, 55.
= XVI., König von Frankreich XV, 60. 268. 269. 309. 314. 343. 444.
= X., Landgraf von Hessen-Darmstadt XV, 449. 455.
= Stanislaus, Graf von Provence XV, 287. 334. 369. 394. 396.
Luini XV, 52.
Luise, Prinzessin von Mecklenburg XV, 449.
= Prinzeß von Neapel XIV, 234.
Luther XIV, 117. 358.
Lutz, Gerichtsschreiber XV, 454.

Maderna XV, 37. 113. 131.
Maffei, Francesco Scipione XIV, 53.
Malkolmi, Schauspieler XV, 440.

Mannstein, General von XV, 308.
Mantegna, Andrea XIV, 75 f.
Maratti, Carlo XIV, 147; XV, 134.
Marc Antonio Raimondi XV, 26 f. 28. 126.
Marc Aurel XV, 37. 243.
Marcello, Benedetto XV, 209.
Margarete von Parma XIV, 168; XV, 32.
Maria de' Medici XIV, 20.
= die heilige XIV, 23. 58. 119. 124. 135. 137. 154. 182. 356. 370. 418. 437; XV, 23.
= Karoline, Königin von Neapel XIV, 209. 211. 217. 234. 237. 380. 385. 457.
= Theresia XIV, 224.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich XV, 342. 343.
= Christine, Regentin XV, 32.
= Therese, Prinzeß von Neapel XIV, 234.
Marius XV, 60. 497.
Marlborough XIV, 62. 417.
Maron, Anton von XV, 87. 500.
Marsigli, Graf XIV, 126.
Marsilly, Diel von XIV, 159.
Marsyas XIV, 187.
Martello, Matthäus XIV, 287.
Martini, Giovanni XV, 230. 520.
Matthäus XV, 128.
Matthias, der Apostel XV, 128.
Maxentius XIV, 155.
Maximilian Joseph, Kurfürst von Bayern XV, 446. 455.
Medusa Rondanini XIV, 173. 452; XV, 38. 232.
Melchisedeck XIV, 120.
Meleager XV, 115. 503.
Mellini, Mario XIV, 168.
Mengs, Anton Raphael XIV, 160; XV, 33. 35. 77. 87. 113. 115. 207. 210. 493. 507.
= Therese Concordia (verheiratete von Maron) XV, 87.
Merck, Joh. Heinr. XIV, 448. 452. 461; XV, 490. 495.
Merian, Matthäus XIV, 358.
Mertur XIV, 461; XV, 115. 232 f. 368.
Merlin von Thionville, Antoine Christophe XV, 472. 482.
Merrem, Blasius XV, 413.
Metastasio XIV, 179.
Meulen, Adam Franz van der XV, 292.
Meurikoffre, Bankier XIV, 384.
Meyer, F. J. L., Domherr aus Hamburg XIV, 13. 429. 436. 438—440. 442. 443. 447. 449. 457—461; XV, 489. 490. 496. 503. 506. 515. 516.
= Heinrich XIV, 8. 10. 12. 15. 149. 449. 450. 454. 459; XV, 8 f. 13. 30. 58. 104. 113 ff. 118. 124. 133. 206 f. 214. 215. 221. 237. 238. 428. 436. 488. 492. 495—500. 503. 505. 507. 515. 517. 518.
Michelangelo XIV, 15. 161. 165. 167. 413; XV, 13. 39. 48. 53. 58. 59. 113. 134. 208. 243. 505.
Mignon XIV, 206. 457; XV, 102.
Minerva XIV, 135. 137. 181. 182; XV, 51. 55.
= Giustiniani XIV, 181 f.
Mirabeau, Honoré Gabriel Riqueti, Graf von XV, 394.
Mithras XV, 46.
Mohammed XV, 71.
Möller (oder Miller), Joh. Philipp (Goethes angenommener Name) XIV, 154. 433. 434; XV, 492.
Molmenti XIV, 441.
Momper, Joos de (Jodokus) XIV, 352.
Monaco, Fürstin XV, 255.
Monaco-Montagne XIV, 459; XV, 490.
Montenari, Graf XIV, 64.
Montesquieu XIV, 217. 218.
Monti, Vincenzo, Abbate XIV, 163. 183. 450.
Moore, James XV, 31. 492.
Morales, Christobal XV, 208.
Morandi, Maria XV, 134.
Moriconi XIV, 209. 359. 387. 457 f.
Moritz, Karl Philipp XIV, 13. 165 f. 170. 177. 179. 198. 430. 437. 446—451. 453—461. 472. 477. 479—482; XV, 8. 9. 30. 52. 60. 62. 64. 71. 76. 83. 125. 133. 139 f. 157. 215. 219 ff. 487. 489. 490—494. 496. 497. 501. 503—505. 507. 509. 511. 513—519. 521.

Morosini, Doge XIV, 104.
Mounier, Johann Joseph XV, 413.
Mozart, Johann Wolfgang XIV, 66; XV, 112. 215. 431.
Müller, Friedrich von, Kanzler XIV, 430. 453; XV, 518.
= Friedrich (Maler) XIV, 149.
Münter, M. Friedrich XIV, 13. 172. 329. 331. 388. 430. 451. 452. 458. 462—465. 470—475. 477.
Murr, von XIV, 444. [479.
Myron XV, 240.

Napoleon I. XIV, 94. 98; XV, 518.
Natter, Johann Lorenz XV, 417. 420. 435.
Neer, Aart van der XIV, 331.
Nelson XIV, 237. 461.
Neri, Claudio XV, 153.
= Philipp XIV, 12. 216. 365 ff.; XV, 141 ff. 217. 488 f. 507 f.
Nero XIV, 159.
Nerva XV, 33.
Neuwinger, franz. General XV, 444.
Niebuhr, Barthold Georg XIV, 15. 433. 481; XV, 504.
Nikolaus, der heilige XIV, 148.
Niobe XIV, 103; XV, 234.
Niobide XIV, 59. 438.

Obea, Don Michele, Gouverneur von Messina XIV, 10. 342 ff. 475.
Odysseus XIV, 47. 337. 345. 361. 384; XV, 306.
Oppen, Friedrich von XV, 468.
Orbetto (Alessandro Turchi) XIV, 58.
Oreſt XIV, 125. 232; XV, 48.
Orléans, Louis Philippe Joseph, Herzog von XV, 255.
Oſer XV, 233.
Oſtheim XV, 478.
Ovid XIV, 145. 447. 480; XV, 5. 8. 9. 243. 522 f.
d'Oyre, General XV, 469.

Paiſiello XIV, 162; XV, 33. 431.
Paleſtrina, Giovanni Pierluigi XV, 213. 215.
Palladio, Andrea XIV, 64 ff. 72 f. 85 ff. 96 f. 103. 105. 114. 135. 136. 438.
Pallagonia, Prinz XIV, 10. 274 ff. 279. 283. 465.
Pallas XIV, 154. 181. 345.
Paolo Veroneſe (Caliari) XIV, 58. 101. 102. 438. 442.
Paris XV, 46. 495.
Parmigiani, Giovanni Antonio XV, 235.
Paul III., Papſt XV, 14. 74.
= V., Papſt XV, 113. 131. 137.
Paulus, der Apoſtel XV, 37. 126. 127.
Pauw, Kornelius von XIV, 376; XV, 388.
Payer von Thurn XIV, 436.
Payne Knight, Richard XIV, 13. 430. 436. 462. 465. 470—474.
Pedro de Toledo, Vizekönig XIV, 243. 260.
Pelops XIV, 125.
Pergoleſe, Giov. Battiſta XV, 111.
Perugino (Vannucci), Pietro XIV, 120.
Peruzzi, Baldaſſare XV, 134.
Petrarca XIV, 74; XV, 160. 161.
Petronilla, die heilige XIV, 147.
Petronius, der heilige XIV, 123.
Petrus, der Apoſtel XIV, 142. 148; XV, 36. 127.
Phädra XIV, 308.
Pharao XV, 327.
Phidias XIV, 447; XV, 55. 59.
Philipp II., König von Spanien XIV, 233.
= V., König von Spanien XIV, 184.
Philippus, der Apoſtel XV, 128.
Philoktet XV, 201.
Phocion XV, 115. 503.
Phrixus XIV, 281.
Piazetta, Giovanni Battiſta XIV, 75.
Pietro da Cortona XIV, 216; XV, 133. 134. 236.
Pindar XV, 55 f. 60.
Piombino, Prinz von XV, 37. 46.
Piraneſi, Giov. Battiſta XV, 130. 235. 493. 505. 506. 516.
Pius VI., Papſt XIV, 51. 146. 162. 179. 204. 205. 222. 452; XV, 46. 63. 114. 240. 497. 498.
= VII., Papſt XV, 114. 206.
= IX., Papſt XIV, 196.
Pizzi, Abt (Nivildo Amarinzio) XV, 162—164. 510.
Plato XV, 85.
Pleſſing, Friedrich Viktor Leberecht XV, 398. 401. 406.

Plinius der Ältere XIV, 378. 477.
Polydoros XV, 114.
Polyphem XIV, 345.
Pordenone XIV, 149. 448.
Porta, Giacomo della XV, 37. 80. 507.
= Guglielmo della XIV, 184 f.; XV, 13.
Poſeidon XV, 59.
Pourtalès, Graf XV, 61.
Pouſſin, Gaspard (Dughet) XV, 14.
= Nicolas XIV, 5. 323. 430; XV, 14. 60. 354.
Praxiteles XV, 115. 116.
Priapus XV, 172.
Proclus, der heilige XIV, 123. 444.
Properz XV, 161.
Proſerpina XIV, 322. 447.
Proteus XV, 42.
Pſyche XIV, 54. 158.
Puttkamer von Weimar, Leutnant XV, 289. 290.
Pygmalion XIV, 145. 447; XV, 239.
Pylades XIV, 125. 393.
Pyrrhus XV, 115. 504.
Pythagoras XV, 85.

Raben, Major von XV, 372.
Raffael XIV, 11. 15. 54. 119 f. 124 f. 153. 158. 160. 167. 168. 382. 412. 413. 444. 445. 448. 481; XV, 8. 9. 11. 24 ff. 32. 35. 39. 48. 58. 77. 80. 126. 129. 132 f. 134. 206. 211. 214. 236. 488. 505. 507. 518.
Ramdohr, Fr. Wilh. Baſil. von XV, 92 f. 487. 490. 493. 495—497. 501. 503—505. 517. 518. 520. 522.
Reber, von XIV, 433. 444.
Rega, Antonio XV, 237 ff.
Rehfues XIV, 14. 430. 436. 443. 448. 457. 458. 460. 462. 472. 476. 478. 480; XV, 489. 490. 492. 494. 511.
Reichardt, Joh. Friedr. XV, 110. 438.
Reiffenſtein (Reifenſtein) XIV, 154. 156. 157. 166. 188. 193. 448; XV, 22. 29. 43. 45. 59. 61. 64. 66. 70. 77 ff. 86. 94. 101. 230. 491. 518. 521.
Rembrandt XIV, 242.
Remus XIV, 186. 189.
Reni, Guido XIV, 122 ff. 148 f. 444; XV, 393.
Renieri, Paolo, Doge XIV, 90. 98 f. 441.
Reubel, Konventsmitglied XV, 482.
Reuß XIV., Fürſt XV, 274—276. 292.
Rezzonico, Abondio Fauſtino XV, 180. 204 ff.
Rialmiggi, Marcheſe XIV, 271.
Ribera XIV, 216.
Riedeſel, Joh. Herm. von XIV, 13. 304. 308. 312. 327. 329. 333. 427. 430. 465. 469—474. 484.
Riemer, Friedr. Wilhelm XIV, 15. 431. 432. 474. 476; XV, 9. 488. 489. 494. 495. 498. 500. 503. 514. 519. 522.
Rietz, von, Kämmerier Friedrich Wilhelms II. XV, 483.
Riggi, Carlo Ambrogio XV, 95. 97. 241 f.
= Maddalena XV, 8. 9. 88. 95 ff. 136 f. 203 f. 240 ff. 501. 522.
Rohan, Louis René Edouard, Prinz von XV, 342.
Romulus XIV, 186. 189; XV, 5.
Roos, Heinrich XIV, 36.
Roſalie, die heilige XIV, 10 f. 259. 268 ff. 293. 464.
Rothſchild, Karl von, Freiherr XIV, 175.
Rouſſeau XIV, 99. 240. 413. 440. 447; XV, 388. 415.
Roxane XIV, 413.
Rubens, Peter Paul XIV, 20; XV, 25. 393.
Ruccini (Advokat) XIV, 441.
Ruyſch, Rachel XIV, 407.

Sacchi, Antonio XIV, 112. 443.
Saint-Non, Abbé de XIV, 268. 432. 464.
Saint-Ours, Paul de XV, 60. 497.
Sainte Menehould, Poſtmeiſter von XV, 282.
Sakontala XIV, 212. 458.
Salvator Roſa XV, 14.
Santini XV, 214.
Samariterin XIV, 419 ff.
Sammicheli XIV, 52. 55. 58.

Sannazaro XIV, 5.
Saphira XV, 27.
Sappho XV, 234.
Sarriano, Filippo di, Fürst XIV, 224. 228. 364.
= Teresa di (Filangieris Schwester) XIV, 223 f. 227 ff. 364 f. 476.
Saturn XIV, 91. 185. 441; XV, 165.
Savigny XIV, 433; XV, 504.
Scamozzi, Ottavio Bartotti XIV, 67. 438.
Schardt, Sophie XIV, 461.
Scherer, Wilhelm XIV, 445. 452. 463.
Schiller, Charlotte von XIV, 464. 467; XV, 516.
= Friedrich von XIV, 442. 476. 480; XV, 69. 430. 495. 498. 500. 519.
Schlesahan, Teresa XV, 212.
Schlosser, Georg XIV, 230; XV, 484. 485.
Schröder, Friedrich Ludwig XV, 430.
Schröter, Corona XIV, 99. 403.
Schubart, Christ. Friedr. Daniel XV, 109.
Schuchardt, Christian XIV, 428. 434. 435. 439. 440. 446. 450. 454. 455. 461. 463. 470. 475. 476; XV, 9. 490. 491. 494. 495. 498. 502. 506—508. 513. 516 bis 518. 520.
Schulz, Christoph Friedrich Ludwig XIV, 453; XV, 233.
Schütz, Joh. Georg XV, 30. 79 ff. 125. 133. 203. 492. 499. 505. 507. 521.
Schwanefeld (Swanevelt), Herm. von XV, 131. 506.
Schweitzer, von, Kaufherr in Frankfurt XIV, 45.
Schwendimann, Kaspar Joseph XIV, 165. 451.
Scopas XV, 115.
Sebastian, der heilige XIV, 123. 148. 444 f.
Seebach, Stallmeister von XV, 313.
Seidel, Philipp XIV, 440. 458. 475. 479; XV, 494. 515. 520.
Septimius Severus XV, 113.
Sernicola XIV, 223.
Sesostris XV, 63.
Sestini, Abbate XIV, 327. 330. 333. 473.
Senne, Joh. Gottfr. XIV, 14. 430. 440. 443. 447. 457. 462. 465. 470. 472—475.
Seydelmann, Jakob Kreszenz XV, 113. 503.
Shakespeare, William XIV, 188; XV, 430.
Simon, der Apostel XV, 128.
Simone da Pesaro XIV, 444.
Sisyphus XV, 15. 105.
Sixtus IV., Papst XIV, 161. 168; XV, 53.
= V., Papst XIV, 143; XV, 37. 113. 488.
Smith, Engländerin XIV, 159.
= Konsul XIV, 72. 105.
Soddoma XV, 13.
Soissons, Graf von XV, 316.
Solimena XIV, 216. 459.
Söller (aus den „Mitschuldigen") XIV, 25. 434.
Sömmering, Margarete Elisabeth, geb. Grunelius XV, 256. 478.
= Samuel Thomas XV, 256. 470. 478.
Sophokles XV, 435.
Sötern, Philipp Christian von XV, 367.
Spallanzani XIV, 13. 430. 458. 473.
Spinoza XIV, 114. 458; XV, 54.
Standke, Frau Bergrat XIV, 177.
Statella, Graf XIV, 273. 464.
Stein, Charlotte von XIV, 8 ff. 18. 77. 177. 186. 193. 232. 236. 251. 368. 431. 435. 440. 445. 447—456. 458. 460. 462. 464. 465. 470. 476. 478. 479; XV, 7. 24. 29. 49. 50. 52. 53. 68. 106. 107. 122. 123. 155. 201. 488. 489. 491. 492. 496. 498. 503. 505. 516.
= Friedrich von (jüngster Sohn von Charlotte von Stein) XIV, 9. 105. 179. 453. 481; XV, 67. 122. 490. 505. 509. 514. 515. 520.
= Johann Heinrich, Freiherr von XV, 255. 272. 447. 455. 484.
= Oberstallmeister, Josias Friedrich von XIV, 368.
Sterne, Lorenz XV, 399.
Stolberg, Friedr. Leopold, Graf zu XIV, 13. 430. 439—441. 443.

445. 447—449. 451. 455. 457. 458. 460—463. 465. 470—474; XV, 489. 490. 492. 493. 495—498. 503. 504. 506. 507. 513. 515—517. 521.
Strange, Robert XIV, 118.
Sulla XV, 20.
Sulzer, Joh. Georg XIV, 157. 234 f. 449.
Swinburne, Heinrich XIV, 13. 308. 333. 430. 457. 458. 460—465. 469—475. 477. 484.

Tacitus XIV, 141.
Tantalus XV, 15.
Taſſo, Torquato XIV, 99. 100. 116 f. 196. 413. 416 ff. 443. 455; XV, 47.
Tauriskos von Tralles XV, 14. 490.
Tedeschi, Gregorio XIV, 270.
Teſta, Erzbiſchof XIV, 279. 465.
Textor, Johann Joſt XV, 363. 364.
= Johann Wolfgang XV, 364.
Thaddäus XV, 128.
Theoderich XV, 19.
Theron von Akragas XIV, 311.
Thomas, der Apoſtel XV, 128.
Thürmer, Joſeph XV, 206. 517.
Thurneiſen, Karl Wilhelm XV, 70. 123. 499. 505.
Tibull XV, 161.
Tieck, Johann Ludwig XIV, 149.
Timoteo della Vite XV, 211.
Tintoretto (Jacopo Robuſti) XIV, 58. 437.
Tireſias XIV, 401.
Tiſchbein, Wilhelm XIV, 14. 146. 148. 151 f. 153. 157. 158. 160. 161. 174 f. 180 f. 198. 200. 201. 204 f. 210. 212. 213. 218 ff. 221. 224. 232. 237. 241. 243. 253. 327. 362. 387. 428. 430. 447. 448. 450. 452. 453. 457. 458. 460—463. 476. 478. 479; XV, 7. 9. 13. 15—17 ff. 24. 29. 34. 48. 60. 82. 106. 107. 212. 229. 233. 489—492. 495—497. 500. 502.
Tizian XIV, 57. 75. 102. 104. 147 f. 439. 442; XV, 200.
Torremuzza, Prinz XIV, 281. 303. 328. 465.
Trajan XV, 36.
Trenck, Friedrich von der XV, 67.
Treufreund (aus Goethes „Vögeln") XIV, 31. 43. 65. 285.
Trippel, Alexander XIV, 212; XV, 55. 56. 60 f. 67. 496.
Triptolemos XIV, 317.
Tullus Hoſtilius XIV, 189.
Tura XIV, 67. 438.
Turenne, Henri, Vicomte de XV, 448.

Ulyß ſ. Odyſſeus.
Ulyſſes ſ. Odyſſeus.
Unger, Joh. Friedr. XV, 203.
Unterberger, Chriſtoph XV, 77.
Urſel, von, Herzog u. Herzogin XIV, 369.

Vagherino XIV, 266.
Valadier, Lodovico, Goldſchmied XIV, 20.
Vanni, Raffaello XV, 134.
Varennes, Marie George de von XV, 282.
Vedius Pollio XIV, 211.
Vella, Michael XIV, 313. 315. 473.
Veltheim, Aug. Ferd. von XIV, 330.
Vent, Chriſtoph Gottlob XV, 339. 446.
Venus XV, 116. 240. 504.
Venuti XIV, 226. 231. 233. 384. 479; XV, 17. 20. 489.
Verfaſſer der „Briefe über Italien" ſ. Woyda.
Vergil XIV, 40. 316. 436. 450.
Verſchaffeldt, Maximilian von XV, 50. 61. 495.
= Peter Anton (Vater) XV, 50. 495.
Vico, Giovanni Battiſta XIV, 218.
Viſconti, Antonio Eugenio XV, 212.
= Ennio Quirino XV, 55. 114. 240.
Vitruv XIV, 65. 73. 114. 135. 393. 394. 480.
Vogel, Chr. G. K., Sekretär XIV, 31; XV, 288.
Voigt, Chriſtian Gottlob von XV, 498. 511.
= Joh. Carl Wilh., Bergſekretär XIV, 49. 436.
Volkmann, Verfaſſer der „Hiſtoriſch-krit. Nachrichten von Italien" XIV, 18. 40. 64. 87. 110. 135. 196. 371. 400. 430. 436—451.

454—462. 477. 478. 480. 481. 484; XV, 7. 61. 133. 160. 488—493. 496. 497. 499. 503—507. 509—519. 521. 522.
Volpato, Giovanni XV, 45. 97. 241. 494.
= Giuseppe (Sohn) XV, 241.
Voltaire XIV, 190. 227; XV, 238. 388.
Volterra, Daniel von (Ricciarelli) XV, 13.
Voß, Johann Heinrich XV, 423. 441. 442.
= Rittmeister von XV, 451. 453. 454.
Vulpius, Christian August XV, 39.

Wagner, Kämmerier XV, 287. 289. 337. 341. 342. 377.
Wall, Anton XVI, 439.
Werner, Abraham Gottlob XIV, 330.
= Friedrich Ludwig Zacharias XIV, 461. 463.
Werther, Graf in Neunheiligen XIV, 435.
Weyhrach, Major von XV, 289.
= Obristwachtmeister von XV, 265.
Weyland, Philipp Christian XV, 339.
Wieland, Christ. Martin XIV, 11. 115. 227. 428. 460; XV, 51. 93.
= Martin XV, 441. [299.
Wilhelm I., Normannenkönig XIV,
Wilhelm II., Normannenkönig XIV, 269. 270.
= V. von Holland XV, 66.
Wilhelmine von Holland XV, 66.
Wilton (Goethes angenommener Name) XIV, 467.
Winckelmann, Joh. Joachim XIV, 154. 160. 165. 169. 170. 171. 181—183. 191. 222. 312. 328. 442. 450. 451. 454. 459; XV, 113. 115. 123. 211. 215. 492. 494.
Wolf, Ernst Wilhelm XV, 407.
= Friedrich August XIV, 441. 472.
Wood XIV, 446.
Worthley, Richard von XV, 55. 59. 488.
Woyda, Verf. der „Briefe über Italien" XIV, 13. 429. 440. 441. 443. 444.
Wyttenbach, Johann Hugo XV, 359.

Xaverius, Franziskus XV, 150.

Zelter, Karl Friedr. XIV, 10. 14. 431—433. 456; XV, 489.
Zenobia XV, 65.
Zethos XV, 14.
Ziegler, Friedrich Julius Wilhelm XV, 430.
Zucchi, Antonio XIV, 188. 193; XV, 33. 52. 59. 97. 238 f. 241.

C. Örtlichkeiten.

Aburg (Abach) XIV, 20. 433.
Achates (Fluß) XIV, 319.
Aci Castello XIV, 331. 332 f. 472.
Ai Colli XIV, 265. 463.
Akragas (Fluß) XIV, 315.
= (Stadt) XIV, 306.
Alba longa XIV, 189; XV, 123.
Albanergebirge XIV, 156. 161. 189. 202. 457; XV, 64. 123.
Albano XIV, 202. 205; XV, 17. 68. 70. 84. 123.
Alcamo XIV, 300—303. 305. 324. 470.
Almobach XIV, 155.
Antwerpen XV, 261.
Anzio XIV, 379.
Apenninen XIV, 118. 121. 129—131. 141. 143. 161. 205.
Apolloberg XV, 368. 369.
Arezzo XIV, 132.
Argonnen XV, 284. 300. 307. 311. 312. 322.
Ariela XV, 123.
Arlon XV, 350. 352.
Arrancy XV, 267.
Aschaffenburg XV, 362.
Aschersleben XV, 264. 486.
Assisi XIV, 134 ff. 446.
= Madonna degli angeli XIV, 135.
= Piazza Vittorio Emanuele XIV, 135.
= San Francisco (Gran Convento) XIV, 135. 137.
= Tempel der Minerva XIV, 135 f. 140.

Astroni XIV, 213.
Atella XIV, 378.
Ätna XIV, 322. 325. 330. 331 f. 334. 472; XV, 67.

Babylon-Kairo XV, 316.
Bacharach XV, 444.
Bachiglione XIV, 68.
Bagaria (Bagheria) XIV, 265. 274. 281. 465.
Balbeck (Heliopolis) XV, 73.
Barbarei s. Berberei.
Bartolino (Bardolino) XIV, 47.
Baumannshöhle XV, 404. 410.
Belvedere, Schloß bei Weimar XIV, 215; XV, 66.
Benediktbeuren XIV, 22. 25.
Berberei (Barbarei) XIV, 265. 313. 340; XV, 168.
Bergamo XIV, 243.
Berka XIV, 14.
Berlin XV, 313.
Biancavilla XIV, 324.
Bieberich XV, 447.
Bingen XV, 257.
Biscari XIV, 472.
Bodenheim XV, 446. 449.
Bogliaco XIV, 47. 436.
Bologna XIV, 14. 119 ff. 132. 139. 141. 145. 444 f.
= Gesù e Maria XIV, 124. 400.
= Institut (die Studien) XIV, 126 f. 445.
= Kirche der Mendicanti XIV, 123.
= Palazzo Celleſi XIV, 127.
= = Ranuzzi XIV, 124. 445.
= = Tanari XIV, 124.
= = Zambeccari XIV, 123. 444.
= Pinakothek XIV, 119. 120. 123.
= San Giacomo Maggiore XIV, 120.
= = Giovanni in Monte XIV, 119. 120.
= = Salvatore XIV, 123. 445.
= Torre Asinelli XIV, 121. 444.
= = Garisenda XIV, 122.
= Universität XIV, 126 f.
Bolsena XV, 135.
Bonn XV, 381.
Borghetto XIV, 143.
Bozen XIV, 24. 33 ff. 48. 50.
Bracciano (See) XV, 131.
Brandsol (Branzoll) XIV, 49.
Braunschweig XV, 407.
Brenner XIV, 17. 24 ff. 29. 30. 33. 49. 178. 433—435.
Brenta XIV, 68. 76—78. 80. 440.
Breßenheim XV, 447. 449. 451. 453.
Brixen XIV, 34.
Buzancy XV, 327.

Calta Bellotta (Fluß) XIV, 307.
= = (Stadt) XIV, 307.
Caltanisetta XIV, 317—320.
Caltasibetta XIV, 321.
Camerata XIV, 319.
Campagna felice (bei Neapel) XIV, 377.
Campofranco XIV, 319.
Capaccio XIV, 247.
Capo di Minerva (Punta di Campanella) XIV, 215. 246. 255. 256. 354. 458.
= Gallo XIV, 257. 258.
Capri XIV, 14. 207. 215. 216. 246. 255. 256. 354. 355 ff.
= Faraglioni XIV, 475.
= Monacone XIV, 475.
Capua XIV, 204. 208. 233. 235; XV, 17. 21.
Caserta XIV, 233 ff. 460; XV, 20.
= Casino di San Leucio XIV, 234.
Castel Gandolfo XIV, 161; XV, 17. 87. 88. 90. 94. 123. 241.
Castellammare XIV, 232.
Castelvetrano XIV, 305. 470.
Castro Giovanni XIV, 320 ff. 323. 472.
Catania XIV, 317. 324. 325 ff. 334. 472 ff.
= Antikes Theater XIV, 333. 352.
= Dom XIV, 333.
= Goldener Löwe XIV, 324. 326. 332.
= Naumachie XIV, 333. 474.
= Palazzo Biscari XIV, 327. 473.
= San Nicola (od. San Benedetto), Kloſter XIV, 329. 473.
= Via Lincoln XIV, 327. 330.
= = Stesicoro Etnea XIV, 327.
Cecina XIV, 47.
Cento XIV, 14. 117 ff. 125. 145.
= Jeſuitenkollegium XIV, 118.
= Kirche del Nome di Dio XIV, 118.

Cento, Pinacoteca comunale XIV, 118.
Chalons XV, 279. 293—295. 300. 302. 311. 312. 315. 376.
Champagne XV, 293.
Chantilly XV, 255.
Chatillon l'Abbaye XV, 267.
Chiaramonte XIV, 472.
Chioggia (Chiozza) XIV, 106. 110f. 113.
Città Castellana XIV, 142. 143.
Clermont XV, 284.
Conca d'Oro bei Palermo XIV, 263.
Condé XV, 466.
Conflenbonye XV, 337.
Cora (Cori) XIV, 394.
Cuniglione (Berg) XIV, 306.
Cusano XV, 153.

Dahlheim XV, 451.
Dalmatien XIV, 193. 253.
Damiette XV, 315.
Dampierre XV, 308.
Dambillers XV, 270.
Donau XIV, 18. 20.
Drais XV, 451.
Dresden XIV, 187.
Duisburg XV, 398.
Dun XV, 327.
Düsseldorf XV, 380. 385. 388. 393. 394. 425.
Düsseldorfer Galerie XIV, 242.

Eger (Fluß) XIV, 17. 30.
= (Stadt) XIV, 17.
Ehrenbreitstein XV, 370. 375.
Eisack XIV, 33.
Eisenach XV, 427.
Elvogen XIV, 30.
Elsfeld XV, 459.
Enna XIV, 320. 321.
Epernay XV, 279.
Erbenheim XV, 450.
Eremitage am Vesuv XIV, 213.
Erfurt XIV, 273. 320.
Escurial XIV, 233.
Este XIV, 71. 72.
Etain XV, 344.
Etsch XIV, 33. 34. 36. 39. 47. 63. 116.
Ettersberg XV, 403.
Ettersburg XIV, 43. 285.
Euganei XIV, 71.
Eutin XV, 442.

Famars XV, 449.
Favorite XV, 465. 480.
Ferrara XIV, 115. 116f. 138. 145. 443f.
= Hospital S. Anna XIV, 117.
= San Benedetto XIV, 116. 117. 443f.
= Universität XIV, 117.
Florenz XIV, 131. 132. 400; XV, 141. 153. 213.
= Baptisterium XIV, 131.
= Boboligärten XIV, 131; XV, [illegible]
= Dom XIV, 131. [illegible]525.
= Uffizien XIV, 103; XV, 233.
Flörsheim XV, 446.
Foligno XIV, 135. 137—139. 446.
Fondi XIV, 204—206. 457; XV, 20.
Formia XIV, 207; XV, 20.
Frankfurt a. M. XIV, 14. 17. 18. 44f. 175. 340. 436; XV, 203. 234. 255. 362. 365. 392. 394. 444. 446. 463. 486.
Frascati XIV, 156. 161. 205; XV, 17. 64. 66. 68. 69. 78ff. 84. 86. 122. 499. 505.
= Villa Aldobrandini XV, 80. 499.
Fürstenberg (Fürstentum) XV, 117.

Gaggera (Fluß) XIV, 303.
Gardasee XIV, 39ff. 50. 178.
Gardone XIV, 47. 436.
Gargnano XIV, 47. 436.
Garigliano XIV, 207; XV, 20.
Gaeta XIV, 207.
Genzano XIV, 202; XV, 123.
Giardini XIV, 333. 335. 474.
Ginsheim XV, 446. 453. 460.
Giredo XIV, 130.
Girgenti XIV, 306. 307ff. 317—319. 352. 394. 470ff.
= Äsculaptempel XIV, 311. 471.
= Ceres u. Proserpinatempel XIV, 313.
= Dom XIV, 308. 313. 315.
= Herkulestempel XIV, 311. 471.
= Hippolytsarkophag XIV, 308. 471.
= Junotempel XIV, 307. 309. 310. 471.
= Juppitertempel XIV, 310f. 315. 471.
= Kastor- und Polluxtempel XIV, 311.

Girgenti, Konkordiatempel XIV, 308. 310. 471.
= Museum XIV, 308.
= Porta aurea XIV, 313.
= San Biagio (Kapelle) XIV, 313. 472.
= Therons Grabmal XIV, 311. 471 f.
Gleichen (Berge bei Gotha) XIV, 320.
Glorieux XV, 284. 285. 287. 394.
Goslar XV, 265. 411.
Gotha XIV, 187. 254. 320; XV, 406.
= Museum XV, 60.
Göttingen XV, 265.
Grandpré XV, 284. 288—290. 292. 293. 307. 317. 326. 327. 329. 337. 339.
Grevenmachern XV, 260. 345. 356.
Gunzenheim XV, 451. 456.

Hampton-Court XV, 25. 27.
Hanau XV, 362.
Hans-le-Grand XV, 307. 320. 339. 361. 370.
Hechtsheim XV, 446. 451.
Heidelberg XV, 484.
Heiligkreuz XV, 455.
Heimgarten XIV, 22.
Herculanum (Herculaneum) XIV, 210. 213. 232. 240. 409. 411. 460. 461; XV, 13.
Herzogstand XIV, 22.
Hochheim XV, 444. 446. 447.
Höchst XV, 446.
Hyola Major XIV, 324.

Idstein XV, 444.
Ilfeld XV, 403.
Ilmenau, Bergwerk XV, 402.
Inn XIV, 25 f.
Innsbruck XIV, 21. 25 ff. 434.
Interamna XIV, 141.
Inzingen (Inzing) XIV, 25.
Ischar XIV, 22. 25.
Ischia XIV, 207. 255. 256. 350.
Isleten XV, 284. 293. 370.
Itri XIV, 207.

Jaci s. Aci Castello.
Jardin Fontaine XV, 284. 285. 340. 341.
Jerusalem XV, 73. 102.

Kalabrien XIV, 288. 334. 351. 364.
Kampanien XIV, 378. [476.
Kana XV, 404.
Karlsbad XIV, 17. 30. 31. 163. 186. 368. 369. 433. 458; XV, 62. 71.
Kassel XV, 362. 427.
Kastel XV, 446. 458. 471. 481.
Kaub XV, 444.
Kirchenstaat XIV, 116. 136. 205; XV, 19. 119.
Klein-Winternheim XV, 466.
Koblenz XV, 262. 265. 362. 371. 372. 375. 377. 380. 396.
Kochelsee XIV, 23.
Kollman XIV, 34. 49.
Königstein XV, 444.
Konstantinopel XIV, 359; XV, 72.
Kostheim XV, 446. 466.
Kreuznach XV, 444.

La Cava (alla Cava) XIV, 248.
La Croix aux Bois XV, 290.
Lacus Sabatinus XV, 131.
Lago Maggiore XIV, 457.
La Lune XV, 300. 303.
Landres XV, 288. 329.
La Noaba XIV, 287.
Lauchstädt XV, 428.
Laval XV, 322.
Le Chesne Populeux XV, 290. 335.
Leipzig XIV, 187. 340; XV, 233.
Les Grandes XV, 335.
Le Vene XIV, 141.
Libanon XV, 73.
Libyen XIV, 128.
Lilybäisches Vorgebirge XIV, 257.
Limona XIV, 41.
Logano XIV, 129.
London, British Museum XV, 55. 59. 61.
= Nationalgalerie XIV, 101; XV, 52.
= South-Kensington-Museum XV, 11. 25.
Longuyon XV, 350.
Longwy XV, 256. 262. 264. 266. 272. 284. 303. 341. 350. 355.
Luco, Monte XIV, 140. [365.
Luxemburg XV, 259. 338. 351—353. 370.

Mäander XIV, 298.
Maccasoli (Fluß) XIV, 307.

Maberno XIV, 47. 436.
Mailand XIV, 190. 396. 400. 413. 480.
Mainz XV, 255. 257. 272. 362. 363. 365. 394. 396. 444. 446 bis 448. 451. 456. 457. 461. 463. 467. 470. 471. 483.
= Dechanei XV, 477.
= Dom in XV, 481.
= Dominikanerkirche XV, 469.
= Karlsschanze XV, 464.
= Kartause XV, 459. 465. 481.
= Nonnenklösterchen XV, 481.
= St. Sebastianskapelle XV, 466.
Maisons Champagne XV, 295.
Malamocco XIV, 100. 415 f.
Malancourt XV, 286.
Malcesine (Malsesine) XIV, 41 ff. 356. 436.
Malta XIV, 316.
Mangiennes XV, 270.
Mannheim XV, 469. 483.
= Antikensaal XIV, 103. 442; XV, 50. 233.
Maria-Einsiedel XIV, 23.
Marienborn XV, 446. 447. 450—454. 456. 459.
Marino XV, 123.
Marsala XIV, 470.
Marsberg XV, 368. 369.
Massiges XV, 294. 295.
Merzig XV, 357.
Messina XIV, 10. 287. 316. 332. 334. 338. 339 ff. 364. 474 f.
= Jesuitenkollegium XIV, 344.
= Palazzata (Corso Vittorio Emanuele) XIV, 343 f. 351. 475.
= San Gregorio (Jesuitenkirche) XIV, 344. 346 f. 475.
= Zitadelle XIV, 351.
Metz XV, 366.
Meza (Posta di Mesa) XIV, 205; XV, 18.
Minturnä XIV, 207. 457.
Misterbianco XIV, 325.
Mittenwald (i. Oberbayern) XIV, 22. 24. 434.
= (auch Obermittenwald, am Brenner) XIV, 34.
Modena XIV, 121.
Mola XIV, 333.
Molimenti XIV, 323. 325. 472.
Molo di Gaeta XIV, 207; XV, 20.
Mombach XV, 451.
Monreale XIV, 279. 301. 302. 465.
Montagna del Mateſe XIV, 208.
Monte allegro (Stadt) XIV, 307. 470.
= Artemiſio XIV, 203.
= Arteſino XIV, 321.
= Barbaro XIV, 304.
= Canarello XIV, 320.
= Caſſino XIV, 228.
= Catalfano (Kap Zafferana) XIV, 263.
= Cavo XIV, 189; XV, 123.
= Circello (Circeo) XIV, 205.
= di Roveto XIV, 319.
= Gemini XIV, 319.
= Liberatore XIV, 248.
= Pellegrino XIV, 259. 261. 263. 265. 268 ff. 299. 464.
= San Calogero XIV, 307. 470.
= Somma XIV, 219 f.
Monti Lepini XIV, 202.
= Roſſi XIV, 331. 332. 472.
Montmedy XV, 283. 293. 312.
Montroyal XV, 373.
Motta Santa Anaſtaſia XIV, 325.
München XIV, 20 ff. 29. 120.
= Alte Pinakothek XIV, 20. 242. 433. 444.
= Antiquarium XIV, 21. 434.
= Glyptothek XIV, 59. 173. 438; XV, 38. 232.
= Schwarzer Adler XIV, 21. 434.
Münſter XV, 388.
Murano XIV, 83.

Narni XIV, 143.
Neapel XIV, 10. 157. 165. 184. 193. 195. 196. 198. 200. 202. 206. 208 ff. 255. 261. 265. 267. 284. 288. 330. 340. 342. 353. 354. 359. 360 ff. 411. 426. 456 ff. 467. 475. 476 ff.; XV, 11. 13. 16. 17. 19. 21. 22 ff. 33. 34. 46. 50. 212. 216. 237.
= Capodimonte XIV, 10. 223. 224. 235. 247. 384. 385. 459. 462; XV, 13.
= Caſtel Nuovo XIV, 209. 359.
= Geſù Nuovo XIV, 216.
= Goethes Wohnung XIV, 209. 359. 387. 457 f.
= Grotta des Poſilipo (vecchia) XIV, 211. 458.

Neapel, Grotta nuova XIV, 211.
= Largo della Vittoria XIV, 227.
= Molo XIV, 242. 250. 255. 372. 382. 387.
= Nationalmuseum XIV, 184. 221. 223. 232. 247. 410; XV, 13. 14. 33.
= Palazzo Cellamare (Francavilla) XIV, 211; XV, 21.
= = Colombrano (Colubrano), jetzt Santangelo XIV, 221 f.; XV, 8. 237.
= = Francavilla XIV, 211; XV, 21.
= = Reale XIV, 223. 462.
= = Satriano XIV, 227. 460.
= Piazza del Municipio (Largo del Castello) XIV, 209. 359. 382.
= Posilipo XIV, 211. 217. 246. 255. 359. 458. 462; XV, 22.
= Riviera di Chiaja XIV, 217.
= San Filippo Neri XIV, 216. 459.
= = Gennaro XIV, 221. 239.
= Santa Lucia XIV, 373. 380.
= Teatro San Carlo XIV, 223. 459.
= Toledo (Via di Roma) XIV, 243. 380; XV, 22. 23.
= Villa Nazionale (Villa Reale) XIV, 227. 246. 462; XV, 14.
Nemisee XIV, 202; XV, 123.
Nerabrücke XIV, 143.
Nettuno XIV, 379.
Neufchatel XV, 61.
Neumark (Neumarkt) XIV, 49.
Neuwied XV, 377.
Nicolosi XIV, 332.
Niederlande XV, 385. 387.
Nisi (Fluß) XIV, 338. 474.
Nizza XV, 261.
Nonnenaue XV, 446.
Nordhausen XV, 403. 410.
Nordheim XV, 265.

Oberolm XV, 446. 454.
Oldenburg, Großherzogl. Sammlung XIV, 450.
Oppenheim XV, 450.
Oreto (Fluß) XIV, 263.
Ormont XV, 270.
Osterode a. Harz XIV, 20.
Ostricoli XIV, 143.
Ottajano XIV, 215.

Palermo XIV, 128.
Padua XIV, 71 ff. 173. 436.
= Botanischer Garten XIV, 73 f. 439.
= Eremitanerkirche XIV, 75 f. 439.
= Observatorium XIV, 72. 145.
= Prato della Valle (Piazza Vittorio Emanuele) XIV, 74.
= Salone XIV, 76. 440.
= San Antonio XIV, 73. 75.
= Santa Giustina XIV, 76. 440.
= Scuola del Santo XIV, 75. 439.
= Universität XIV, 73. 439.
Palermo XIV, 10. 215. 216. 239. 252. 255—258 ff. 305. 323. 338. 339. 463 ff.; XV, 40.
= Dom XIV, 299.
= Flora (Villa Giulia) XIV, 262. 271. 300. 336. 463.
= Jesuitenkollegium XIV, 299. 469.
= Katakomben XIV, 281.
= Korso Alberto Amadeo XIV, 281.
= La Zisa XIV, 299.
= Marina (Reede) XIV, 260. 262. 271.
= Nationalmuseum XIV, 281.
= Palazzo del Municipio XIV, 266.
= = Reale XIV, 260. 273. 280.
= Piazza della Vittoria XIV, 273.
= = Pretoria XIV, 266. 274.
= Porta d'Ossuna XIV, 281. 299.
= = Felice XIV, 259. 260.
= = Nuova XIV, 260.
= Toledo od. Cassaro (Via Vittorio Emanuele) XIV, 259. 260. 266. 291.
= Via Macqueda XIV, 260.
= Villa Giulia s. Flora.
Palmyra XIV, 136. 446; XV, 65. 72 f.
Paris XV, 283. 286. 300. 302. 309. 314. 315. 347. 360. 370. 394. 466. 482.
= Bastille XIV, 286.
= Louvre XIV, 5. 20. 56; XV, 60. 123. 503.
Park Chigi (vor Ariccia) XIV, 202.
Partinico XIV, 302. [457.
Päsum XIV, 247. 249 f. 310. 360. 361. 383. 394. 462. 476.

Palermo XIV, 324. 472.
Peleſtrina XIV, 100. 106. 107. 416.
Pempelfort XV, 385. 388. 390. 392.
Perſepolis XV, 84. [396.
Perugia XIV, 14. 130. 131. 134. 446.
Petersburg XV, 77.
Petites Armoires XV, 335.
Pietralungo XIV, 324. 472.
Pillon XV, 268.
Pizzo di Camerata XIV, 319.
Po XIV, 130. 141.
Pompeji XIV, 210. 224 ff. 231 f. 232. 370. 409—411. 460; XV, 13.
= Grab der Prieſterin Mamia XIV, 225. 231. 460.
= Herculaner Tor XIV, 225. 231. 460.
= Iſistempel XIV, 225. 460.
= Villa des Diomedes XIV, 225. 460.
Ponte delle Torri XIV, 140.
= Felice XIV, 143. 446.
Pontiniſche Sümpfe XIV, 202. 204 f. 457; XV, 18.
Ponza-Inſeln XIV, 202.
Portici, Muſeum XIV, 225. 232. 240 f. 370. 383. 410. 460. 461; XV, 13.
Poſeidonia XIV, 249.
Poſta di Meſa ſ. Meza.
Potsdam XV, 313.
Pozzuoli (Puzzuoli) XIV, 10. 211—213. 411. 476; XV, 170.
Prag XV, 430.
Praucourt XV, 262.
Procida XIV, 207. 359.

Rammelsberg XV, 411.
Regen (Fluß) XIV, 18. 22.
Regensburg XIV, 18 ff. 35. 433; XV, 378.
Regenſtauf XIV, 18.
Reſina XIV, 213.
Rheims XV, 293. 294. 311. 315. 376.
Rimini XIV, 216.
Rocca di Papa XV, 123.
= Monfina XIV, 208.
Rom XIV, 43. 78. 129. 136. 139. 141. 143. 144 ff. 204. 211. 212. 215. 216. 228. 232. 239. 252. 253. 262. 281. 288. 289. 360. 366. 368. 400. 404. 416 ff. 447 ff.; XV, 11 ff.
Rom, Acqua acetoſa XV, 29. 51. 492.
= = Claudia XIV, 156.
= = Marcia XIV, 156.
= = Paola XV, 131. 234. 488. 506.
= Akademie San Luca XV, 211. 236.
= Aldobrandiniſche Galerie XV, 52. 59. 496.
= Antoniniſche Säule XV, 37. 170. 493.
= Bäder Conſtantins XIV, 447.
= = des Caracalla XV, 14. 130. 149.
= = des Titus XIV, 411 f. 481.
= Bibliothek von Santa Maria ſopra Minerva XV, 112. 503.
= Botaniſcher Garten XIV, 168; XV, 66. 234. 521.
= Campagna XIV, 161. 175. 205.
= Campo Vaccino XV, 206. 516.
= Caſa Moscatelli (Goethes Wohnung auf dem Korſo) XIV, 154. 448 f.; XV, 16. 30. 212. 230. 492. 518. 520.
= Chieſa Nuova XV, 143. 152.
= Cloaca Maſſima XV, 235. 521.
= Coelius (Cälius) XIV, 189; XV, 218.
= Egeriagrotte XIV, 155. 449.
= Engelsburg (Caſtello San Angelo) XV, 15 f. 129. 165. 217.
= Esquilin XIV, 159.
= Farneſiſche Gärten XV, 74. 206.
= Franzöſiſche Akademie XIV, 199; XV, 55. 59 f. 184. 228. 496.
= Galeria Borgheſe XIV, 412. 413; XV, 211. 507.
= = Colonna XV, 14. 490.
= Grabmal der Cäcilia Metella XIV, 155. 449; XV, 130.
= = des Auguſtus XV, 33. 37. 492.
= = des Hadrian ſ. Engelsburg.
= Janiculus XIV, 158. 168. 196.
= Kapitol XIV, 186; XV, 32. 36. 52. 170. 179. 204 ff. 211. 243 ff.
= Kapitoliniſche Antikenſammlung XIV, 186. 454; XV, 61. 114. 115 f. 504.
= = Galerie XIV, 147. 445. 454.
= Koloſſeum XIV, 192. 455; XV, 36. 92. 205. 206. 243.

Rom, Konstantinsbasilika XV, 206. 516.
= Korso XIV, 154. 267. 399. 448 f.; XV, 16. 37. 55. 79. 94. 107. 109. 164. 166. 168 ff. 171 ff. 180. 184. 189. 190. 193. 212. 242.
= = Vittorio Emanuele XIV, 158. 162. 194; XV, 39. 143. 191.
= Marc Aurelstatue XV, 243. 522.
= Mark Aurelsäule XV, 37. 170. 493.
= Marsfeld XIV, 165. 189; XV, 33. 63. 74.
= Monte Cavallo (Piazza del Quirinale) XIV, 146. 447; XV, 36 f. 113. 212. 493. 503.
= = Mario XIV, 168.
= = Pincio XIV, 199; XV, 55.
= Museo Pio Clementino s. Vatikanisches Museum.
= Neronischer Palast XIV, 159.
= Obelisk von Monte Cavallo XV, 36 f.
= = von Piazza del Popolo XV, 166. 169. 187. 189.
= = von Piazza di Monte Citorio XV, 63. 74 f. 233. 497.
= = von Piazza di San Pietro XIV, 161. 455.
= = von Trinità de' Monti XIV, 192. 455; XV, 176.
= Palast des Caracalla XV, 130. 488.
= Palatin XIV, 155. 159. 189. 449; XV, 36. 74. 113. 206. 507.
= Palazzo Altemps XV, 159.
= = Altieri XV, 509.
= = Barberini XV, 35. 493.
= = Borghese XV, 52. 211. 499.
= = Chigi XV, 37. 493.
= = Colonna XV, 14.
= = Corsini XV, 509.
= = del Quirinale XIV, 146. 148.
= = Farneje XIV, 158. 184. 449; XV, 14. 80.
= = Giustiniani XIV, 181. 454; XV, 61. 497.
= = Madama XV, 179.
= = Mancini XV, 55. 228.
= = Piombino XV, 37. 493.
Rom, Palazzo Rondanini XIV, 154. 173; XV, 38. 45. 109. 493.
= = Ruspoli XV, 180. 182. 183.
= = Venezia XV, 166. 169. 189. 511.
= Pantheon (Rotonda) XIV, 103. 154. 169. 192. 442. 449; XV, 61. 211.
= Piazza Capranica XV, 191.
= = Colonna XV, 37. 170.
= = del Popolo XV, 166. 189.
= = di Monte Citorio XV, 63. 74.
= = di San Carlo al Corso XV, 170.
= = di Spagna XIV, 182. 203. 398; XV, 49. 185.
= = di Venezia XV, 166. 203.
= = Navona XV, 133. 143. 191.
= = del Quirinale s. Monte Cavallo.
= Ponte Molle XV, 167. 511.
= Porta Angelica XV, 118.
= = del Popolo XIV, 144. 412; XV, 13. 137. 171.
= = Pia XV, 37.
= = Portese XV, 237.
= = Salara XV, 215.
= = San Paolo XIV, 155; XV, 25. 126. 202. 217. 218.
= = San Sebastiano XIV, 155; XV, 151. 217. 235.
= Porto di Ripetta XV, 119. 241. 505.
= Propaganda XIV, 182. 203. 454.
= Pyramide des Cestius XIV, 155. 449; XV, 130. 203. 515.
= Rennbahn des Caracalla (Maxentiuszirkus) XIV, 155. 449; XV, 129.
= Ripa Grande XV, 237. 521.
= Rotonda s. Pantheon.
= San Andrea della Valle XIV, 158. 162. 449; XV, 39. 191.
= = Apollinare XIV, 178.
= = Carlo al Corso XV, 170. 212.
= = Giovanni (Kloster) XV, 143.
= = = in Laterano XV, 217.
= = Girolamo della Carità XV, 143.
= = Lorenzo fuori le mura XV, 217.

Rom, San Onofrio XIV, 196. 456; XV, 143.
= = Paolo alle Tre Fontane XV, 126. 151. 506.
= = = fuori le mura XV, 129. 217. 506.
= = Pietro in Montorio XIV, 158; XV, 58. 131.
= = = in Vaticano XIV, 147. 154. 161 f. 179. 192. 382. 398. 450; XV, 11. 15. 16. 33. 113. 118. 134. 135. 165. 212. 215. 217.
= = Sebastiano alle Catacombe XV, 217. 235. 521.
= = Spirito XIV, 187. 454; XV, 153. 507.
= Santa Cecilia in Trastevere XIV, 162; XV, 112.
= = Croce in Gerusalemme XV, 217.
= = Maria della Pace XV, 133 f. 191.
= = = del Popolo (Kirche) XV, 492. 518.
= = = = = (Kloster) XV, 13. 490.
= = = in Aracoeli XV, 24.
= = = in Vallicella XV, 143.
= = = Maggiore XIV, 185; XV, 217.
= = = sopra Minerva XV, 507.
= = Martina e Luca XV, 236.
= Septimiusbogen XV, 206. 243. 516.
= Septizonium Severi XV, 113. 503.
= Sixtinische Kapelle XIV, 161. 167. 169. 196. 382; XV, 11. 53. 58. 59. 208. 212. 213. 215. 216.
= Teatro Aliberti XV, 191. 192. 514.
= = Argentina XIV, 193 f. 455; XV, 191. 514.
= = Capranica XV, 191.
= = della Pace XV, 191.
= = della Valle XIV, 162. 450; XV, 39. 67. 191. 493. 514.
= = Torbenone XV, 191. 514.
= Tempel des Antoninus und der Faustina XIV, 103.
= Thermenmuseum XIV, 177; XV, 232.
Rom, Titusbogen XV, 206.
= Torre de' Specchi XV, 153.
= Trajan-Säule XIV, 20. 433; XV, 36. 493.
= Trastevere XIV, 162. 450; XV, 131. 237.
= Trinità de' Monti XIV, 190. 192. 398; XV, 13. 49. 234.
= = de' Pellegrini XIV, 288.
= Vatican XIV, 147. 149. 153. 158. 161. 173. 181. 412. 448; XV, 53. 58. 118. 126. 135.
= Vatikanische Galerie XIV, 147. 149. 158; XV, 13. 58. 132.
= Vatikanisches Museum XIV, 173. 181. 222. 382; XV, 11. 46. 113. 114 f. 240. 503 f. 522.
= Via Aliberti XV, 191.
= = Appia XIV, 155. 156. 204; XV, 113. 235.
= = de' Condotti XV, 180.
del Babuino XV, 185. 191
= = della Fontanella XV, 230.
= = di Tordinona XV, 191.
= = Flaminia XIV, 143; XV, 167. 511.
= = Sacra XIV, 176; XV, 243.
= Villa Albani XIV, 183; XV, 215. 518.
= = Borghese (Umberto I.) XIV, 56. 184. 412 f.; XV, 137 f. 211. 214. 507.
= = Farnesina XIV, 54. 158. 449; XV, 32. 134.
= = Ludovisi XIV, 177; XV, 232.
= = Madama XIV, 168. 179. 451.
= = Malta XV, 86. 234.
= = Mattei XV, 218. 519.
= = Medici XIV, 199. 456; XV, 55.
= = Mellini XIV, 168. 451.
= = Pamfili XIV, 168. 451.
= = Patrizzi XV, 37. 493.
= = Raffaels (Olgiati oder Nelli) XIV, 412 f. 481; XV, 214. 518.
Roubroy XV, 323.
Roveredo XIV, 38. 39.
Rüsselsheim XV, 446.

Saal (Obersaal u. Untersaal) XIV, 20. 433.
Sabiner-Gebirge XIV, 161.

Sainte Menehould XV, 284. 293. 295. 300. 302. 307. 318. 320.
Salemi XIV, 305.
Salerno XIV, 248. 250. 361.
Saló XIV, 47. 436.
Salso (Fluß) XIV, 320. 321.
Samogneux XV, 271.
San Biagio (Fluß) XIV, 315.
= Crocefisso XIV, 141. 446.
= Martino, Kloster XIV, 279. 280. 300. 319. 467.
= Paolo (Fluß) XIV, 323. 472.
Sant' Agata XIV, 206. 208. 239. 240.
Sarca XIV, 41.
Scharnitz XIV, 25.
Schönau, Benediktinerkloster XV, 444.
Schönberg (Schemberg) XIV, 29. 435.
Schwanendorf XIV, 18.
Sciacca XIV, 306.
Scilla XIV, 351.
Scogli de' Ciclopi XIV, 331.
Sedan XV, 266. 283. 293. 312.
Seefeld XIV, 25.
Segesta XIV, 303 ff. 323. 394. 470. 472.
Selinunt XIV, 305. 394. 470.
Sessa XIV, 206. 208.
Sezza (Sezze) XIV, 202.
Simeto (Fluß) XIV, 324.
Sireneninseln (i Galli) XIV, 475.
Sivry XV, 327. 328. 333. 334. 336.
Solfatara XIV, 213. [348.
Somme Tourbe XV, 296. 312.
Sondershausen XV, 403.
Soracte XIV, 143. 161. 450.
Sorrent XIV, 215. 232. 246. 251. 255. 364. 460.
Speier XV, 362. 444.
Spincourt XV, 348.
Spoleto XIV, 140. 141. 446.
Stabiä XIV, 232.
Stadtamhof XIV, 18.
Stenay XV, 293.
Sterzingen XIV, 34.
St. Jean XV, 320.
Stromberg XV, 444.
Suessa Aurunca XIV, 208.
Syrakus XIV, 281. 316. 332. 334. 472.

Tagliacozzo XV, 20.
Taormina XIV, 333 ff. 474.
Tarent XIV, 427.
Taunusgebirge XV, 394. 444.
Tauromenium XIV, 333.
Tempel des Clitumnus XIV, 141.
Terni XIV, 139. 141. 143. 446 f.
Terracina XIV, 204. 205; XV, 19.
Terra di Lavoro XIV, 377. 478.
Terranova XIV, 472.
Teufelsfeld XV, 317.
Teutschen XIV, 34.
Thalehrenbreitenstein XV, 379.
Thionville XV, 268.
Tiber XIV, 143. 186. 189. 215; XV, 29. 49. 118. 125. 163. 503.
Tiene XIV, 70. 438.
Tirschenreuth XIV, 17.
Tivoli XIV, 161. 205; XV, 12. 50. 489.
Torbole XIV, 39 ff. 435 f.
Torre Annunziata XIV, 226. 232. 460.
Toscolano XIV, 47.
Trapani XIV, 329. 470.
Trarbach XV, 373.
Trasimenischer See XIV, 134. 141. 446.
Trevi XIV, 141.
Trient XIV, 33. 35. 37 f. 435.
Trier XV, 257—259. 262. 351. 355 bis 357. 368. 372. 396.
= Benediktiner-Abtei XV, 370.
= St. Maximin XV, 369.

Ustica XIV, 256. 257.

Valmy, Mühle von XV, 302. 361. 395.
Vaux XV, 325.
= les Mouron XV, 293.
Velino (Fluß) XIV, 446 f.
Velletri XIV, 202. 203 f. 205. 394. 457; XV, 17 f.
Venedig XIV, 12. 14. 72. 77 ff. 120. 131. 145. 154. 178. 413 ff. 434. 436. 440 ff.; XV, 299.
= Accadémia di Belle Arti XIV, 85.
= Arsenal XIV, 93. 94. 98. 104. 441. 442.
= Canal Grande XIV, 81. 82. 101. 103.
= Carità (Kloster) XIV, 85. 97.
= Dogenpalast XIV, 89. 438. 441.

Venedig, Giudecca XIV, 81. 83. 86.
= Il Redentore XIV, 86f. 440.
= Kastell San Niccolò XIV, 107.
= Kirche dei Mendicanti XIV, 88.
= Königin von England (Hotel Victoria) XIV, 77. 440.
= Lagunen XIV, 77. 80. 82—84. 100. 102. 105. 106f. 108. 415.
= Lido XIV, 84. 100. 105—107. 415.
= Markuskirche XIV, 102. 222. 441. 442.
= Markusplatz XIV, 77. 81. 83. 107. 440.
= Markusturm XIV, 84. 104. 108.
= Museo civico XIV, 94.
= Palazzo Farsetti XIV, 103. 442.
= = Grimani XIV, 104.
= = Pisani Moretta XIV, 101.
= Pescheria XIV, 106.
= Ponte dei Fuseri XIV, 440.
= = Rialto XIV, 82.
= Rio Memmo XIV, 440.
= Riva degli Schiavoni XIV, 93.
= San Bartolommeo XIV, 120.
= = Francisco della Vigna XIV, 87. 93.
= = Giorgio Maggiore XIV, 81. 86f. 414. 440.
= = Giovanni e Paolo XIV, 104.
= = Michele XIV, 82.
= = Niccolò de' Frari XIV, 147.
= = Pietro in Volta XIV, 107.
= Santa Giustina XIV, 98. 104.
= Teatro San Crisostomo (Malibran) XIV, 97. 440.
= = = Luca (Goldoni) XIV, 92. 110. 113. 440.
= = = Moisè XIV, 89. 441.
Verdun XV, 269. 271. 272. 274. 279—281. 284. 317. 337. 339. 341. 342. 355. 365. 366. 428.
Verona XIV, 12. 14. 33. 39. 48. 51ff. 145. 178. 435. 436. 480.
= Amphitheater XIV, 43f. 51f. 56. 57. 140. 436.
= Brà (Piazza Vittorio Emanuele) XIV, 52. 55. 59. 437.
= Galeria Gherardini XIV, 58.
= Giardino Giusti XIV, 63.
= Municipio XIV, 54.
Verona, Museo Lapidario XIV, 53f.
= Palazzo Bevilaqua XIV, 58. 438.
= = Canossa XIV, 58.
= = della prefettura XIV, 55.
= Porta Nuova XIV, 59.
= = stupa (stuppa) oder del Pallio XIV, 52f.
= San Giorgio in Braida XIV, 57.
= Teatro Filarmonico XIV, 53.
Vesuv XIV, 10. 165. 199. 200. 207. 208. 210. 212. 213. 215. 218f. 222. 225. 243. 250. 255. 354. 370. 381. 383. 385. 411. 462. 481.
Vicenza XIV, 64ff. 121. 145. 178. 436f. 438. 457.
= Akademie der Olympier XIV, 69.
= Basilika XIV, 66. 438.
= Haus des Palladio XIV, 67f.
= Olympisches Theater XIV, 64f. 69. 438.
= Rotonda XIV, 68f. 438.
Volsinii XV, 135.

Walchensee XIV, 23. 29.
Waldnab XIV, 17.
Waldsassen XIV, 17.
Wargemoulin XV, 322.
Wawrille XV, 270.
Weimar XIV, 28. 127. 149. 152. 159. 254. 273. 382. 403. 481; XV, 163. 203. 407. 412. 414. 427. 467.
= Großherzogliche Bibliothek XV, 56.
= Zeichenakademie XV, 58.
Weißenau XV, 446. 451. 456. 459. 460. 462. 464. 467.
Weißenstein XIV, 140.
Wernigerode XV, 401. 406. 412.
Wilten XIV, 25.
Wolfrathshausen XIV, 22.

Xanten XV, 388.

Ygel XV, 259. 356. 357. 368.

Zahlbach XV, 447. 451.
Zankle XIV, 344.
Zirl XIV, 25.
Zwota XIV, 17.

Inhalt.

Seite

Zweiter Römischer Aufenthalt 5
Einleitung des Herausgebers. 7
Kampagne in Frankreich 1792. Belagerung von Mainz 245
Einleitung des Herausgebers 247
Kampagne in Frankreich 255
Belagerung von Mainz 446
Anmerkungen der Herausgeber 487
Sach-Register zu Band XIV und XV 552

Alphabetisches Inhalts-Verzeichnis

zu Band I—XV.

Achilleis IV, 5.
Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit XII, 5; XIII, 5.
Biographische Einzelnheiten. Aus meinem Leben XIII, 365.
Jugendepoche 367—371.
Spätere Zeit 373—418.
Briefe aus der Schweiz VIII, 143.
Bürgergeneral, Der VII, 451.
Clavigo VII, 223.
Egmont VII, 125.
Faust V, 5.
Gedichte I, 3.
An Personen 343—358.
Antiker Form sich nähernd 333 bis 340.
Aus Wilhelm Meister 327—330.
Balladen 101—149.
Elegien 151—194.
Epigramme 203—225.
Episteln 197—202.
Gesellige Lieder 69—98.
Kantaten 263—280.
Lieder 9—66.
Sonette 251—260.
Vermischte Gedichte 283—325.
Vier Jahreszeiten 237—248.
Weissagungen des Bakis 227 bis 234.
Gedichte II, 7.
Antiker Form sich nähernd 391 bis 397.
Aus fremden Sprachen 190 bis 207.
Epigrammatisch 65—83; 165 bis 189.
Gott, Gemüt und Welt 36—40.
Gott und Welt 124—149.
Inschriften, Denk- und Sende-Blätter 326—370.
Kunst 7—26; 150—164.
Kunstgedichte und Gedichte zu Bildern 397—410.
Loge 117—123.
Lyrisches 84—116.
Parabolisch 27—35; 179—189.
Parabolisch und Epigrammatisch 410—425.
Rhein und Main 365—370.
Sprichwörtlich 41—64.
Vermischte Gedichte 277—325; 371—390.
Zahme Xenien I—VI 208—276.
Gedichte III, 7.
Annette 230—252.
An Personen 7—94; 146—161.
Gedichte aus der Knaben- und ersten Jünglingszeit 224—230.
Goethe zugeschriebene Gedichte zweifelhaften Ursprungs 327 bis 338.
Invektiven 198—223.
Loge 95—97.
Übersetzungen und Nachbildungen 97—115.

Vermischte Gedichte 115—146.
Xenien III, 254—326
Zahme Xenien VII—IX 161 bis 198.
Geschwister, Die VII, 333.
Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand VII, 5.
Groß-Cophta, Der VII, 357.
Guten Weiber, Die X, 343.
Hausball, Der X, 407.
Hermann und Dorothea III, 349.
Iphigenie auf Tauris VI, 5.
Italienische Reise XIV, 5.
Kampagne in Frankreich 1792. Belagerung von Mainz XV, 245.
Laune des Verliebten, Die VI, 427.
Leiden des jungen Werthers VIII, 1.
Mitschuldigen, Die VI, 359.
Natürliche Tochter, Die VI, 233.
Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Diwans IV, [342.
Novelle X, 375.
Paralipomena zu Faust V, 473.
Reineke Fuchs IV, 39.
Reise der Söhne Megaprazons X, 417.
Römischer Aufenthalt, Zweiter XV, 5.
Stella VII, 279.
Torquato Tasso VI, 99.
Über Italien XIV, 391.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten X, 205.
Wahlverwandtschaften, Die VIII, 163.
Westöstlicher Diwan IV, 185.
Wilhelm Meisters Lehrjahre IX, 1; X, 1.
Wilhelm Meisters Wanderjahre XI, 1.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

PT
1891
C00
Bd.15

Goethe, Johann Wolfgang von
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY